Princeton University Library
32101 074754340

Digitized by Google

3493
.7
652
.2

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Zuverlässigste Orientierung

für alle jungen Leute, die einen Beruf wählen,

desgl. für Eltern, Vormünder 2c.

Mein künftiger Beruf.

Praktische Anleitung zur Berufswahl.

Jedes Heft bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Preis 50 Pfennig.

Im Gegensatze zu ähnlichen Unternehmungen, welche über die einzelnen Berufsarten wohl mancherlei Schilderungen, aber wenig Handgreifliches bieten, verfolgt diese Sammlung den ausgesprochenen Zweck, Eltern, Vormündern usw., sowie vor allem den berufswählenden jungen Leuten selbst in klarer, übersichtlicher und zuverlässiger Weise alles nötige Material zur Gewinnung eines zutreffenden Urteils darüber zu bieten, ob die körperlichen und geistigen Anlagen, die Geldverhältnisse, sowie die sonstigen Umstände des künftigen Staatsbürgers (männlichen und weiblichen Geschlechts) die Wahl des einen oder des anderen Berufs angezeigt erscheinen lassen. — Deshalb ist auf alle schönen Phrasen verzichtet und nur das Tatsächliche und Nötige, dieses aber in vollem Umfange und präcis dem Prüfenden unterbreitet, sodaß ein jeder mit vollem Vertrauen und sicherem Erfolge zu diesen schnell und sicher orientierenden Wegweisern greifen wird.

Wer z. B. prüfen will, ob seine Verhältnisse angesichts der aufzuwendenden Kosten und der späteren Aussichten es ratsamer erscheinen lassen, Theologie, Philologie, Medizin oder Jura zu studieren, braucht nur in den Heften 2, 4, 7, 12 die entsprechenden Abschnitte („Kostenpunkt, bezw. „Aussichten") zu vergleichen, um sich sofort ein zutreffendes Urteil verschaffen zu können, und so bei allen übrigen Berufszweigen!

Bis jetzt sind folgende Hefte erschienen:

Gesundheit u. Lebensdauer in den versch. Berufsarten Heft 1.
Apotheker Heft 11.
Arch. u. Reg.-Baum. 32.
Archivar 70.
Artill.-Feuerwerker 65.
Arzt 7.
Bankier u. Bankbeamt. 41
Bauingenieur 30.
Bauklempner 69.
Bauschlosser 56.
Bautechniker, Maurer- u. Zimmermeister 31.
Bergbeamter 19.
Bibliothekar 63.
Blechwarenfabrikant 69.
Botschafts-Sekretär 66.
Brauer 53.
Buchdrucker 42
Buchhändler 38.
Chemiker 36.
Deckoffizier 22.
Diplomat 66.
Dolmetscher 66.
Doktorgrad, phil. 52.
Drogist 37.
Eisenbahnbeamter 17.
do. mittl. techn. 60.
Eisen- u. Kurzw.-Händl. 48
Elektro-Ingenieur 35 a.
Elektro-Techniker u. Werkmeister 35 b.
Feldmesser 33.
Feuerwerker 65.
Fleischbeschauer 10.
Forstbeamter 18.
Garnisonsverw.-Beamt. 25.
Gärtner 55.
Gastwirt 71.
Gas-Techniker 69.
Geistlicher (ev. u. kath.) 2.
Geometer 38.
Gerichtsdiener 14.
Gerichtsschreiber 14.
Gerichtsvollzieher 14.
Gesandter 66.
Goldschmied 73.
Großkaufmann 51.
Gymnasiallehrer 4.
Holzschneider 47.
Hotelier 71
Installationstechniker 69.
Intendanturbeamter 25.
Journalist 58.
Jurist 12.
Justiz-Sub.-Beamter 14
Juwelier 73.
Kartograph 43.
Kasernen-Inspektor 25.

Digitized by Google

Kassenbeamter 14.
Katasterbeamter 33.
Kaufmann 47.
Kellner 71.
Klempner 69.
Koch und Hotelier 71.
Kolonialbeamter 62.
Komponist 40.
Konsulats-Beamter 66.
Kunstschlosser 56.
Kurzwaren-Hdlr. 48.
Landmesser 33.
Landwirt 50.
Lehrer (akad. geb.) 4.
Lehrer (sem. geb.) 5.
Lithograph 43.
Mälzer 53.
Marinearzt 8.
- Baumeister 24.
- Feuerwerksoffizier 22.
- Maschineningenieur und Maschinist 28.
- Offizier 21.
- Werft-Beamter 57.
- Werkmeister 57.
- Zahlmeister u. Intendantur-Beamter 27.
- Zeichner 57.

Markscheider 68.
Maschinen-Ingenieur und Masch.-Techniker 29.
Maschinenschlosser 56.
Maurermeister 31.
Mechaniker 76.
Militärarzt 8.
- Indentant.-Beamter 25.
- Anwärter 23.

Missionar, ev. 3.
Monteur für Elektrotechnik 35 b.
Musikalienhändler 39.
Musiker und Komponist 40.
Notar 67.
Offizier 20.
Optiker 76.
Parlamentsstenograph 44.
Photograph 45.
Polizeibeamter 34.
Post- und Tel.-Beamt. 15.
-, höhere Karriere 75.
Professor 64.
Proviantamts-Verw. 25.
Rechtsanwalt 67.
Redakteur 58.
Regierungs-Baumeister 32.
Reichsbank-Beamter 41.
Reichspost- und Telegr.-Beamter 15.
-, höhere Karriere: Postdirektor, Postinspektor, Postkassierer 75.

Roßarzt 10.
Schauspieler 46.
Schiffsbaumeister 24.
Schriftsetzer 42.
Schriftsteller 54.
Seemann 49.
Seeoffizier 21.
Staatsanwalt 12.
Steindrucker 43.
Stenograph 44.
Steuerbeamter 16.
Techniker u. Werkmstr. 35 b.
Telegraphenbeamter 15.
Telephonstenograph 44.
Theologe (ev. und kath.) 2.
Tierarzt 10.
Torpedo-Ingenieur 28.
Torpedooffizier 22.
Uhrmacher 59.
Universitätsbeamter 72.
Unteroffizier (Anhang: Militäranwärter) 23.
Vermessungs-Ingenieur 33.
Versicherungsbeamter 61.
Verwaltungsbeamter 13.
Volksschullehrer 5.
Wassertechniker 69.
Werftbeamter 57.
Werkmeister für Elektrotechnik 35 b.
Wie erlangt man den philos. Doktorgrad? 52.
Xylograph 74.
Zahlmeister 26.
Zahnarzt 9.
Zeug-Offizier 65.
Zimmermeister 31.
Zoll- u. Steuerbeamter

Frauen-Berufe.

Ärztin 1.
Ballet 2.
Bildhauerin 9.
Blumenbinderin 3.
Buchhalterin 5.
Bühnenkünstlerin 2.
Büreaubeamtin 5.
Chorsängerin 15.
Diakonissin 8.
Direktrice 12. 13.
Eisenbahnbeamtin 18.
Empfangsdame bei Photographen 9. 10.
Fernsprechgehilfin 11.
Gärtnerin 3.
Gesanglehrerin 6.
Handarbeitslehrerin 6.
Hausbeamtin 7.
Hausmädchen 4.
Hausdame 7.
Instrumentalkünstlerin 15.
Journalistin 14.
Kassiererin 5.
Kinderfräulein 7.
Kindergärtnerin 7.
Klavierlehrerin 6.
Köchin 4.
Komponistin 15.
Kontoristin 5.
Konzertsängerin 15.
Kopiererin 9. 10.
Korrespondentin 5.
Krankenpflegerin 8.
Künstlerin 9.
Kunststickerin 9.
Lehrerin 6.
Malerin 9.
Maschinenschreiberin 5.
Maschinenstickerin 9.
Modistin 13.
Musiklehrerin 6. 15.
Musterzeichnerin 9.
Opernchoristin 15.
Opernsängerin 2. 15.
Photographin 9. 10.
Postbeamtin 11.
Putzmacherin 12.
Retoucheurin 9. 10.
Sängerin 15.
Schauspielerin 2.
Schneiderin 13.
Schreibmaschinenfräulein 5
Schriftstellerin 14.
Schulvorsteherin 6.
Stenographin 5.
Stütze der Hausfrau 4.
Telegraphistin 11.
Telephonistin 11.
Tonkünstlerin 15.
Turnlehrerin 6.
Übersetzerin 14.
Verkäuferin 16.
Wochenpflegerin 8.
Zahnärztin 17.
Zeichenlehrerin 6, 9.
Zeichnerin (Muster-) 9.

Preis à Band 50 Pfg. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Direkt vom Verlag gegen Einsendung von 55 Pfg. à Band.

Digitized by Google

Professor Düntzers Erläuterungen zu den Klassikern.
84/85. Bändchen.

Uhland's
Dramen und Dramenentwürfe.

Erläutert von

Heinrich Düntzer.

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
Leipzig.

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn selbst Freunde und Verehrer Uhlands dessen dramatische Befähigung unterschätzten, so mangelte es ihnen an eindringender Kenntniß seiner beiden großen Bühnenschöpfungen. Freilich spricht seine dramatische Muse ganz eigenartig: sie ist echt vaterländisch; aber nicht, daß sie für das römische Reich deutscher Nation schwärmte, die mittelalterliche Wirthschaft als die Glanz- und Machtzeit unseres Volkes verherrlichte, vielmehr bedauerte er, daß die Ausdehnung deutscher Herrschaft über Italien, der unselige Einfluß des Papstes und das ehrsüchtige Streben der zur Königswürde gelangten Fürsten, ihre Gewalt zur Gründung einer bedeutenden Hausmacht zu mißbrauchen, es dahin brachten, daß Deutschland in ewigen Kämpfen sich aufrieb, die einzelnen Stämme, statt in starker Einheit unter Wahrung ihrer nothwendigen Selbständigkeit zusammenzuwachsen, sich gegenseitig befehdeten und haßten, ihr Wohl zugleich dem weltlichen nnd dem geistlichen Schwerte zum Opfer fiel. Als der gereifte Mann zur dramatischen Dichtung zurückkehrte, worin der Jüngling mannigfach sich versucht und ausgebildet, hatten seine vaterländischen Gedichte bereits eine tiefgehende Wirkung geübt; auch seine dramatische Dichtung war jetzt dem Vaterlande geweiht, aber nicht um Deutschlands Größe zu verkünden, sondern

3493
1.2.
MAY 27 1920 425240
Digitized by Google

ſie ſollte unter Hervorhebung der Vorzüge des deutſchen Charakters das Grundübel, das an der Wurzel unſeres Staatslebens gezehrt, auf der Bühne darſtellen, nicht als bloßes Schauſtück, ſondern um alle deutſchen Herzen innig zu ergreifen. Und daß dies ihr nicht gelang, trotz der warmen Liebe zum deutſchen Volke, trotz der Seele, die er ſeinen Dichtungen eingehaucht, trotz ihrer künſtleriſchen Vollendung, das verſchuldete vor allem die damalige ſtaatliche Lage, der Rückſchlag, den die vaterländiſche Begeiſterung gleich nach den Freiheitskriegen erlitten hatte, der die Tüchtigſten verſtimmte, die Thatkräftigſten, die an der deutſchen, mit heiligem Blut erkämpften Freiheit nicht ganz verzweifeln mochten, den ärgſten Verleumdungen und Verfolgungen der übel berathenen, den Geiſt niederdrückenden Regierungen preisgab. Ja die Schwaben galten damals ſelbſt wahren Freiheitsfreunden als Unruheſtifter, weil ſie an ihrem guten alten Recht zäh feſtgehalten. Die deutſche Bühne wollte nichts von deutſcher Geſchichte wiſſen, das grauſe Schickſal ſchritt auf ihr im Geſpenſterſchritt vorüber. Wie hätten da Uhlands fein gearbeitete, aus warmer Seele gefloſſene Dramen, die das wirkliche Mittelalter, das man zu vergöttern ſich gewöhnt hatte, als eine Unglückszeit ſchilderten, zur Anerkennung gelangen können! Unter den Stoffen, die ihn nach „Ludwig dem Baier“ anzogen, waren zwei Kaiſermörder, Johannes Parricida und Otto von Wittelsbach, und Konradin, der hochbegabte Staufe, den die andern Fürſten, unter ihnen ſein eigener Oheim, ſtatt ihn auf den Schild zu heben, verkommen ließen und aus Deutſchland heraus in das gefährliche Italien zu ſeinem Untergange drängten. So trüb erſchien Uhland die mittelalterliche Kaiſerzeit!

Heute gilt es, den lange mit Staub bedeckten Dramatiker Uhland zur verdienten Anerkennung zu bringen, wozu besonders der zu frühe heimgegangene Heinrich Weismann auf rühmliche Weise vorgearbeitet hat. Und schon wird sein „Herzog Ernst“ nicht bloß auf deutschen, sondern auch auf ausländischen Schulen gelesen. Aber damit ist es nicht gethan, seine Dramen müssen noch viel einsichtiger gewürdigt werden, wozu wir den rechten Standpunkt nur dadurch gewinnen, daß wir eine lebendige Uebersicht seines sämmtlichen dramatischen Schaffens uns aneignen. Ein sehr erwünschtes Hülfsmittel dazu bieten uns die urkundlichen Mittheilungen, die wir Uhlands Wittwe verdanken. Sein jetzt auch heimgegangener Freund, Prof. Adelbert von Keller, hat uns schon 1877 aus den von dieser ihm anvertrauten Papieren die Schrift geboten: „Uhland als Dramatiker mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt.“ Der Titel führt irre. Den wesentlichen Inhalt des Buches bilden die handschriftlich erhaltenen ungedruckten dramatischen Entwürfe und Bruchstücke mit den darauf bezüglichen Aeußerungen der Briefe. Leider wurde die Herausgabe übereilt. Der Druck ist durch zahlreiche Verlesungen und Druckfehler entstellt (am ärgsten die Uebersetzung des „Thyest“), sehr bedauerlich, daß statt der letzten, entscheidenden Fassung die vorangegangene abgedruckt wurde und man jene mühsam aus den Anmerkungen sich zusammenlesen muß, auch daß zuweilen die Ordnung verkehrt wird. Was Keller außer diesen handschriftlichen Aufzeichnungen gibt, ist meist ohne besondern Werth, besonders entbehrlich das trockene Verzeichniß der Dichter, welche Uhlands Stoffe vor oder nach ihm behandelt haben. Durch diese Mängel wird der Blick, den wir hier in Uhlands dramatische Werkstätte

gewinnen, nicht wesentlich beeinträchtigt. Bisher sind diese Mittheilungen nicht verwerthet worden, nicht einmal der früher unbekannte Entwurf von „Herzog Ernst“ in den Neudrucken der Schulausgabe von Weismann. Möge unser mit Ernst gemachter Versuch, dem Dramatiker Uhland gerecht zu werden und seine sämmtlichen Dramen, Entwürfe und Bruchstücke, mit besonderer Berücksichtigung der in der Gedichtsammlung von Uhland selbst gegebenen, so viel als möglich ins Licht zu setzen, eine so weitreichende Aufnahme finden, wie sie den Erläuterungen der Balladen zu Theil geworden.

Digitized by Google

I. Dramatiſche Jugendverſuche bis zur Reiſe nach Paris.

Die von Keller an den Anfang geſtellte Ueberſetzung des „Thyeſt“ von Seneca war wohl eine Frucht von Uhlands eifriger Beſchäftigung mit den römiſchen Dichtern, die in die erſte Zeit nach ſeiner Aufnahme unter die tübinger Studenten (im Herbſt 1801) fiel, wo er zunächſt unter dem Repetenten Seubert die Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Sprachen fortſetzte. Wie ihm als Knaben die ſchauerlichen Ritterromane von Spieß und Cramer beſonders gefallen hatten, ſo jetzt das Schauerdrama Senecas, deſſen erſter Aufzug eine eigene Art Prolog bildete, wo die Furie Megära den Schatten des großen Sünders Tantalus in deſſen ehemaligen Palaſt bringt, um gleichſam die Luft mit ſchauderhaften Entſchlüſſen zu verpeſten. Wenn Keller noch in Uhlands ſpäteſten Stücken da und dort die Rhetorik des ſtoiſchen Tragöden nachtönen hören wollte, ſo war das wohl eine Ohrentäuſchung. Wahrſcheinlich folgte bei Uhland auf eine den Römern vorzüglich gewidmete Zeit eine griechiſche, in welcher er mit ſeinem Freunde Hermann Gmelin wiederholt die Odyſſee und die Tragiker, beſonders den Sophokles, las. Vor letzterm konnte unmöglich der römiſche grelle Rhetoriker Stand halten, wenn er freilich auch vorerſt nicht wagte, die hohen Meiſter zu übertragen oder gar ihnen nachzudichten. Nur in leichten, ge-

müthlichen Liedern verſuchte ſich ſeine junge Muſe, die vor allem durch Goethe, beſonders durch deſſen im Sommer 1803 gerade in Tübingen erſchienene „der Geſelligkeit gewidmete Lieder“ im „Taſchenbuch auf das Jahr 1804“ angeregt wurde. Jetzt erklangen im eifrigem Wettſtreit der engverbündeten Landsleute Kerner, Mayer und Uhland manche Lieder, ja auch nach frei ausgeführten oder mit Benutzung einzelner überlieferten Züge erſonnenen Stoffen bildeten ſich ſchaurige Balladen, die zum Theil dramatiſche Anſätze waren, wenigſtens Darſtellungen tragiſcher Lagen in Geſprächsform. Von letzterer Art iſt der am 1. September 1804 gedichtete „Abſchied“ Helwins von Helwinen (Keller S. 472 ff.), der in der Todesahnung der unzertrennlich Verbundenen ausklingt; dazu bildet die Strophe zwiſchen Mädchen und Jüngling, die ſich vorübergehend begrüßen (Keller S. 66 f.), ein heiteres Gegenſpiel. Dramatiſch ſind beide nicht, noch weniger die „verſchiedenen Empfindungen“, wie man ſie nach Goethe nennen könnte, des Dichters, eines Jünglings und des Hanswurſtes, die Keller ſchon deshalb nicht hierher ziehen durfte (S. 68 ff.), weil die Aeußerungen der beiden letztern erſt zehn Jahre ſpäter gedichtet ſind. Das erſte eigentliche Drama, deſſen Idee ihm wenigſtens vorſchwebte, war aus dem Leſen der griechiſchen Tragiker hervorgegangen.

Uhland ſchrieb am 6. März 1807 an den Herausgeber eines Muſenalmanachs, den eines eigenen Majeſtätsverbrechens wegen verhafteten Regierungsrath Leo von Seckendorf: „Ich könnte Ihnen eine Reihe von Planen zu epiſchen und dramatiſchen Gedichten aufführen, die ich mit Liebe entworfen, oft ziemlich klar geſtaltet (zu Papier brachte ich nur weniges) und dann verlaſſen habe. Nur eines will ich gedenken. Vor etwa

zwei Jahren begann ich eine Tragödie zu entwerfen: Achilleus' Tod. Sie sollte die Idee darstellen: wenn auch das Schicksal die Ausführung unserer Entschlüsse hindert, haben wir sie nur ganz und fest in uns gefaßt, so sind sie doch vollendet. Was in der Wirklichkeit Bruchstück bleibt, kann in der Idee ein großes Ganzes sein; die Idee bleibt unberührt vom Schicksal. Verschiedene Ursachen, besonders aber meine Vorliebe für das Romantische, dem der griechische Boden nicht angemessen war, hielten mich von der Ausführung ab." Daß er gerade dieses Planes allein gedenkt, und eine spätere Erwähnung desselben dürften beweisen, daß er ihn besonders geliebt und in Gedanken am meisten verfolgt habe. Die ihm dabei vorschwebende Idee erinnert an das, was Goethe einmal von der „Pyramide" seines Daseins sagte, deren Basis ihm angegeben und gegründet sei; breche ihn vielleicht auch das Schicksal in der Mitte, so solle man wenigstens sagen, daß der Plan kühn entworfen gewesen. In solcher Weise gedachte Goethe auch das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben, so daß man seine großartige durch vorzeitigen Tod nicht zur Vollendung gediehene Absicht erkenne und bewundere. Daß ein griechischer oder römischer Tragiker den Tod des Achilleus behandelt habe, wird nicht überliefert, wenn es auch nicht unmöglich ist, daß dieser oder jener Ἀχιλλεύς späterer Dichter diesen Stoff dargestellt habe (Welcker, „Die griechischen Tragödien" S. 1144. 1486), jedenfalls fehlte Uhland jede Kunde davon; er kannte das Ende des Achilleus nur aus Andeutungen Homers und spätern, mittelbar aus dem großen epischen Gedichte Aethiopis geflossenen Berichten, und da er dem Stoffe weiter nachging, wird er auch auf den sogenannten Diktys von Kreta de excidio Troiae und des

gleichfalls verkappten Dares in Hexametern überſetztes Buch de bello et excidio Troiae geſtoßen ſein, wenn er nicht etwa durch die beide zuſammen enthaltende, weitverbreitete Ausgabe von Perizonius zuerſt auf dieſen anziehenden Stoff aufmerkſam wurde. Freilich mußte die Sage, ſollte ſie die von Uhland zu Grunde gelegte Idee darſtellen, weſentlich umgeſtaltet werden; Achilleus durfte nicht an eine Verbindung mit Polyxena denken, da dieſe Troja vom Untergange gerettet hätte, ja nicht einmal Homers Annahme von deſſen freier Wahl zwiſchen einem doppelten Schickſal und die Weiſſagung des ſterbenden Hektor konnte er brauchen, nur daß Paris, deſſen Pfeil Apollo lenkt, ihn beim Eindringen ins ſkäiſche Thor tödtet. Wie ſich Uhland im einzelnen den Verlauf gedacht, um ohne die Liebe zu Polyxena den Stoff zu einer großen Tragödie zu gewinnen, entzieht ſich unſerer Kenntniß, jedenfalls wollte er, wie er auch ſpäter immer that, die Ueberlieferung frei umgeſtalten, damit ſie ſeiner Idee entſprach. Daß Goethe den Stoff in einem epiſchen Gedicht hatte behandeln wollen, von dem aber nur der erſte Geſang im Frühjahr 1799 ausgeführt wurde, war Uhland unbekannt, da der Anfang ſeiner Achilleis erſt 1808 erſchien. Dieſer hatte, obgleich er meinte, der Tod des Achilleus „mit ſeinen Umgebungen" fordere gewiſſermaßen wegen ſeiner Breite eine epiſche Bedeutung, doch „einen herrlich tragiſchen Stoff" in ihm erkannt.

In dem angeführten Briefe an Seckendorf vom März 1807 heißt es weiter, ſeit „Achilleus' Tod" habe er mehrere andere Entwürfe gehabt, aber ein gewiſſer Kampf in ihm keinen zur Vollendung kommen laſſen; ſchwer komme er dazu, Geſtalten, die er in begeiſterten Momenten geſehen und entworfen, in ruhigen

auszumalen. Damit ſtimmt ſeine in höherm Alter gegen ſeine Gattin gemachte Aeußerung: „Der Reiz des Schaffens liegt eben im Erfinden und Anlegen, im Ueberwinden der Schwierigkeiten, nachher kommt man lieber zu etwas Neuem.“ Von den hier angedeuteten Entwürfen läßt ſich keiner mit einiger Sicherheit unter den erhaltenen nachweiſen; denn das Lied „Helgo an die ſterbende Helga“ hieß urſprünglich „Der Sänger an die Sterbende“. Der junge Dichter hatte unterdeſſen noch manche neue dichteriſche Anſchauungen und Anregungen erhalten. Eine Vorleſung des Profeſſors Seybolt über Homer, worin dieſer des nur in einer lateiniſchen Ueberſetzung erhaltenen „Walther von Aquitanien“ gedachte, hatte ihm dieſes Juwel altdeutſchen Heldengeſanges entdeckt, das ihn noch inniger ergriff als die nordiſchen Sagen und Lieder in der altdäniſchen Geſchichte des Saxo Grammaticus gethan, die ihn ſchon im Jahre 1804 zur Nachbildung begeiſtert hatten. In übertreibender Dankbarkeit äußerte er ſpäter, hier habe er gefunden, was ihm weder die zu klaren und fertigen klaſſiſchen Dichtungen noch die neuern Dichter mit allem rhetoriſchen Schmucke zu bieten vermocht, friſche Bilder und Geſtalten mit einem tiefen, die Einbildung anſprechenden Hintergrunde. Viel nüchterner hatte er im März 1807 an Seckendorf geſchrieben: auch der lateiniſche Waltharius ſei ihm werth, da er wahrſcheinlich auf einem deutſchen Gedicht beruhe. Zu dieſem kamen ſpäter die „Nibelungen“, auf die er ſeine Freunde zuerſt hinwies. Auch Herders Volkslieder, die ihn auf Percys altengliſche Balladen führten, und „des Knaben Wunderhorn“ ſchlugen mächtig ein. Shakeſpeares dramatiſche Geniuswerke konnten ihm nicht ganz unbekannt bleiben, wenn ſie auch weniger bedeutend auf ſeinen gern träumeriſch grübeln-

den Sinn wirkten. Die erſte Erwähnung Shakeſpeares findet ſich in der merkwürdigen Aeußerung an Seckendorf vom 18. Oktober 1806: „Die griechiſchen Dramatiker hatten vor ſich ihre Epiker, Shakeſpeare eine reiche Menge alter Lieder und romantiſche Erzählungen [in Herders Sammlung der Volkslieder fanden ſich manche aus Shakeſpeare]; auch wir Deutſchen ſtehen auf dem Punkte der dramatiſchen Kraft und ſuchen eine Vorwelt epiſcher Dichtungen.“ Daß er im Jahre 1809 auch Shakeſpeareſche Stücke, beſonders „König Lear“, geleſen, berichtet ſeine Wittwe (S. 51). Aber ſo wenig kannte er alle Stücke von ihm, daß ihm ſogar „der Sommernachtstraum“ fremd war, er nur aus einer Anführung wußte, daß dort die Feen und Oberon und Titania vorkamen, wie ſein Brief an Kerner vom 10. Juni 1809 beweiſt. Auch ſpäter gehörte Shakeſpeare nicht zu ſeinen geliebten Meiſtern, wenn er auch deſſen gewaltige Geſtaltungskraft bewunderte. Nicht ohne Bedeutung waren für den jungen Dichter die im Winter auf 1809 gehörten Vorleſungen von Schillers Freunde, dem 1805 nach Tübingen berufenen Conz, der ſich auch als Dichter, ſelbſt als Dramatiker, verſucht hatte, über Theorie der Dichtkunſt. Dieſer ſage viel Gutes, ſchrieb er im Januar 1807. Jedenfalls wurde Uhland dadurch veranlaßt über das Weſen des Dramas nachzudenken, worin er, wenn auch nicht die reinſte, doch die wirkſamſte Dichtart erkannte, die ineinander ſich ſchließende Handlungen darſtelle und den höchſten Aufſchwung zu nehmen vermöge, während das Epos durch ſchlichte Anſchaulichkeit, die Lyrik durch den Ausdruck innigen Gefühls wirke. Im angeführten Briefe an Seckendorf heißt es: „Selbſt im Drama, dünkt mir, kann der Dichter ſich ſelbſt oder vielmehr ſeine ideale Individualität einführen, wenn er

ihr nur Leben und Objektivität für andere zu geben weiß. Freilich hat er ſich dabei wohl zu hüten, daß nicht alle Perſonen bloß verſchiedene Modifikationen des Hauptcharakters werden. Will er ſich ſelbſt auftreten laſſen, ſo wiſſe er ſich auch vor andern zu unterſcheiden.“ Einem in Paris weilenden Freunde ſchrieb er um dieſelbe Zeit: „Die Romantik und das Drama ſchlägt bei mir überall dem antiken Epos vor; denn als ſolches betrachte ich auch die antike Komödie.“ Hierbei ſchwebt Jean Pauls „Aeſthetik“ vor, die Uhland ſehr anſprach; denn dieſer erklärte das Luſtſpiel für das umgekehrte oder verkleinerte Epos, da in dieſem nicht, wie im Drama das Schickſal, ſondern das Verhängniß herrſche. Jean Paul ſchloß das Verhängniß nicht vom Drama aus; das tragiſche Schickſal ſei freilich eine Nemeſis, aber das Verhängniß verknüpfe ſich mit der Schuld. Gleichzeitig forderte Uhland den Freund auf, alles hervorzuſuchen, was an Schätzen altdeutſcher Poeſie vergraben liege, aber auch auf die romantiſche Vorwelt Frankreichs ſolle er achten. Dann fragte er ihn, ob ihm keine Bücher bekannt ſeien, worin alte romantiſche Sagen, eine poetiſche Vorwelt für dramatiſche Bearbeitung, ſich fänden. Sein eigenes poetiſches Leben ſei jetzt ein Umherſchweifen von einem Entwurfe zum andern, wobei er den Mangel an Stoff dringend fühle.

Auch in den nächſten Monaten kamen und gingen erfundene romantiſche Stoffe; keiner wußte ihn lange zu feſſeln. In das mit den Freunden herausgegebene, im Auguſt ſchließende handſchriftliche „Sonntagsblatt“ lieferte er einen Aufſatz über das Weſen des Romantiſchen*), worin er ſich beſonders über das

*) Er fand es in der „dämmernden Sehnſucht nach dem Unendlichen“, die bei verſchiedener äußerer Natur ſich anders geſtaltet habe; das Chriſtenthum ſei

romantiſche Chriſtenthum und die romantiſche Liebe ausſprach. Hier führte er gelegentlich eine Stelle aus dem erſten Geſpräche ſeines Helgo an, das Keller (S. 76 ff.) aus der Handſchrift mitgetheilt hat. Faſt ſcheint es, Uhland habe Helgos Namen von Helgoland hergenommen, das urſprünglich von Baldurs Sohn Foſita Foſitesland, erſt nach Zerſtörung des heidniſchen Dienſtes Heiligland genannt wurde. Jedenfalls würde Helgo „der Heilige“ heißen; die nordiſche Sage kennt einen Helgi. Nach Helgo nannte Uhland deſſen Geliebte einfach Helga, wie Helwine nach Helwin (S. 6). Das Szenar des beabſichtigten Dramas wird als „Felſengegend, im Hintergrunde der Königspalaſt“ bezeichnet. Die andere Perſon iſt der Zauberer des Berges, Namens Hyld, nach dem angelſächſiſchen hyld, Neigung. In frühern Gedichten Uhlands erſchien die Jungfrau bei der Zauberin auf dem Felſengipfel, wo ein Schloß oder ein Thurm ſteht. Diesmal iſt der Liebende ein Sänger, der, um der Spur der Geliebten zu folgen, übers Meer gekommen iſt. Er hat eben den Berg erſtiegen, wo er zur Harfe zwei gereimte Strophen von verſchiedener Zahl und Stellung der Verſe ſingt, die ſämmtlich fünffüßige Jamben ſind. Vergebens hat er im Thale nach ihr geſucht, doch hofft er ſie noch zu finden. Da er auf den lichten Höhen einen „im Sonnenſtrahl ſich hebenden“*) Palaſt ſieht, hofft er deſſen Pforten durch ſein Lied zu öffnen. Etwas ſteif verlangt der begegnende Zauberer, er möge ihm, da er ein

---

ein vielumfaſſender Gegenſtand der Romantik, aber nicht, wie Jean Paul angenommen, deſſen Mutter.

*) In „Schildeis“ heißt es (S. 158): „Wie herrlich dort der Fürſtenberg ſich hebt!“ in Herzog Ernſt (II, 1): „Dort hebt der Dom von Baſel ſich empor.“

ernſtes Wort mit ihm zu ſprechen habe, treu und lauter ſagen, wer er ſei und wie er auf dieſes „Sturmgebirg“ gekommen. Auf ſeine Erwiderung, er ſei ein armer über das Meer gefahrener Sänger, bemerkt Hyld, das Schickſal aller, die ſich ſeiner „ſtillen Dämmergrotte“ nahten, verrathe ihm ſein Zauberſpiegel, nur ſeine Zukunft ſei ihm verhüllt; darum möge er ihm näheres von ſich ſagen (ſeines Lebens Bild ihm ausbreiten); vielleicht hänge an der Rede ſeines Mundes des Fremdlings höchſtes Glück und die Ruhe ſeines eigenen Alters. Helgos Aeußerung, er habe noch keine erhabene That vollbracht, ſein Leiden und Thun habe ſich in ſeiner Seele begeben, erwidert der Zauberer mit dem Wunſche, es zu erfahren, da er die Werke kenne, die ſich im Innern erbauen, woran ſich die myſtiſche Begründung ſchließt, Gott („der Götter Gott“) habe im Dunkeln geſeſſen, als er das Weltall gedacht und geſchaffen. Auf die letzte Strophe (V. 31—42) muß ſich Uhland etwas zu gute gethan haben, da er ſie ganz abgebrochen in das „Sonntagsblatt“ gab. Gerade vor Helgos Schilderung ſeines innern Lebens bricht die Ausführung ab. Das Blatt deutet nur an (aber dieſer Schluß wurde wohl erſt ſehr ſpät hinzugefügt), ſein früher gedichtetes Lied: „Der Sänger an die Sterbende“ ſolle ſich als „Helgo an die ſterbende Helga“ im weitern Verlaufe anſchließen, ohne Zweifel den Schluß bilden. In dieſem vernehmen wir von der Sterbenden ſelbſt kein Wort, Helgo berichtet, wo er ſie gefunden, daß ſie im weißen Gewande wie im Sterbekleide im Garten auf der lichten Höhe ihm erſchien, ſchon verklärt, in Himmelsfrühling blühe und weine. Der Zauberer ſtand ohne Zweifel in irgend einer Beziehung zu Helgo und ſeinem Schickſal, was wohl der Grund, weshalb der Spiegel ihm nichts von deſſen

Zukunft enthüllte. Es muß zu einer Erklärung gekommen ſein, wonach Helgo wirklich ſeine Helga auffand.

Um dieſelbe Zeit wird auch der auf ein Folioblatt geſchriebene Anfang eines andern Dramas fallen, dem Keller die Benennung „Speerwurf" gegeben hat. Es fehlt jedes Szenar. Am Königshofe weilen außer zwei Söhnen des Königs und deſſen Tochter zwei gleichalterige Vettern, deren Stammburg Brand vernichtet hatte, und die dadurch mittellos geworden, ſo daß die Mildthätigkeit des verwandten Königs ſich ihrer angenommen hat. Beim Speerwurfe verräth ſich die Eiferſucht der beiden Königsſöhne auf die Verwandten, die in körperlicher Kraft und Gewandtheit ſie übertreffen. Sie behaupten, ihr Speer ſei am weiteſten geflogen, während der jüngere ganz argloſe Vetter nach dem untrüglichen Augenſcheine dem Bruder und ſich die weiteſten Würfe zuſchreibt, der letztere nachgiebig dieſen Sieg nicht ſeiner Kraft, ſondern den beſſern Speeren verdanken will.*) Die gleichfalls anweſende Prinzeſſin, die den mythiſchen Namen Schwanhilde führt, zeugt für ihren Liebling Friedrich, dem ſie einen goldenen Armring ſchenkt, und tadelt die Brüder, daß ſie immer der Vettern Lob zu ſchmälern trachten, weil ſie meinen, dieſe müßten hinter den Königsſöhnen zurückſtehen. Der ältere von dieſen, Edgar, zieht den Bruder mit ſich fort, und ſchiebt, um ſeinen Mißmuth zu beſeitigen, wunderbar die Schuld auf den Wind, der ihren Speeren entgegengeweht habe. Herzlich dankt Friedrich der ihm gewogenen Prinzeſſin. Der Waffenlehrer Eckart aber, der jetzt hervorkommt, mahnt die beiden Heimatloſen, ihre Kraft nicht mit den Königsſöhnen zu

*) Am Anfange von V. 25 muß durch Schreib- oder Druckfehler Zu vor werfen ausgefallen ſein. Keller gibt den unvollſtändigen Vers ohne Bemerkung.

meſſen, ſondern ſich vorſichtig und beſcheiden zu benehmen. So iſt die beabſichtigte Vertreibung der Vettern glücklich eingeleitet, wenn auch die Mittel, deren die Königsſöhne ſich bedienen, ſich nicht ahnen laſſen. Ein Mangel dieſer Einleitung dürfte vielleicht darin zu finden ſein, daß die Veranlaſſung des Brandes und der Verwaiſung der beiden Vettern nicht angedeutet iſt. Zu einer weitern Ausführung des rein erſonnenen Planes kam es nicht.

Der erſte geſchichtliche Stoff, der Uhland nachhaltig beſchäftigte, wurde ihm von Seckendorf empfohlen. Dieſer ermutigte ihn am 25. Januar 1807, ſich doch im Drama zu verſuchen, wozu er ihm Francesca da Polenta aus Dantes „Hölle“ empfahl. Der Wortlaut des nur im Auszuge von Uhlands Wittwe (S. 30 f.) gegebenen Briefes liegt nicht vor. Uhland fand die betreffende Stelle von W. Schlegel überſetzt im erſten Jahrgange von Schillers „Horen“ (1795), worauf ihn Bouterweks erſter Band der „Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit“ verwies.*) Längere Zeit trug er ſich mit dieſem Stoffe, ehe er ihn ſich ſo weit angeeignet hatte, daß er ſich zur Ausführung des Anfangs getrieben fühlte. Den zu Grunde liegenden Stoff dürfen wir mit Uhlands eigenen Worten geben, obgleich dieſe erſt im Jahre geſchrieben ſind, als er den Plan der Tragödie aufſetzte. „Franceska, Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn der Stadt Ravenna, war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter, vermählt. Allein er war lahm und ungeſtalt; ſein Bruder Paolo, ſchön, edel und von milden Sitten, ſah ſeine Schwägerin oft. Sie

*) Ueber ſeine genaue Beſchäftigung mit Dante und beſonders mit dieſe Stelle vgl. Holland im erſten Bande des „Jahrbuchs der deutſchen Dantegeſellſchaft“

laſen einſt zuſammen in dem Ritterbuche von Lancelot vom See, wie er um die Minne ſeiner Königin warb; wie er beglückt wurde und Genevra (auch ſie war vermählt) ihm den erſten Kuß gab. Auch ihr Bündniß ſchloß ein Kuß; ſie laſen fürder nicht zur ſelben Stunde. Ihr Verſtändniß endigte ſich damit, daß Lanciotto einſt ſie überraſchte und beide ermordete.*) Dante, der in der Verbannung von ſeiner Vaterſtadt ſeine letzten Lebensjahre am Hofe Guidos in Frieden und Ehren zubrachte, der vielleicht Franceska ſelbſt gekannt hatte, läßt im fünften Geſange ſeines Inferno den Schatten der Franceska ſelbſt ihre Geſchichte erzählen. Noch in der Verdammniß bleibt ſie ihrer Liebe treu und wandelt mit ihrem Paolo unter den Schatten.“ Daß die Dichtung am 25. Mai 1807 angefangen worden, lehrt Uhlands eigene Bemerkung unter dem Perſonenverzeichniſſe des Stückes, das erſt hinzugefügt wurde, als der Dichter den vollſtändigen Entwurf gemacht hatte. Der an jenem Tage vollendete zweite Auftritt trägt am Rand, freilich erſt bei V. 59, das Datum „Dienſtag, den 28. Juli“, wo die Angabe des Wochentages das Jahr unzweifelhaft macht. Dieſe erſte Ausführung, die nicht allein Dantes Auftreten, ſondern auch die 31 erſten Verſe eines Geſpräches enthält, muß am 25. Mai gedichtet, dann am 28. Juli fortgeſetzt worden ſein. Eigenthümlich läßt Uhland Dante als eine Art Prolog das Stück eröffnen, was einigermaßen an die Einleitung der Handlung des Thyeſtes durch einen ganzen Aufzug erinnert.

Die Szene dieſer beiden Auftritte (Keller S. 105—111) iſt ein für die Entwicklung, die in ihren Hauptzügen wohl ſchon

*) Bei Dante heißt es nach dem erſten Kuſſe bloß, ſie hätten an jenem Tage nicht mehr geleſen.

Digitized by Google

damals feſtſtand, wichtiger Piniengang. Der Hausfreund Dante kommt von der Kapelle her, nicht, wie die beiden Frauenzimmer, aus derſelben. Der heitere Frühlingstag erinnert ihn an das ſchöne Maifeſt, an welchem ihm vor ſo vielen Jahren Beatrice zuerſt erſchienen, als neunjähriges Kind, „aber ſchon bekränzt fürs Feſt der Ewigkeit", wie einer der ſchönſten Engel des Himmels, wofür ſie nach Dantes eigener Bemerkung viele erklärten, wenn ſie die „mit Demuth gekrönte und gekleidete" vorübergehn ſahen. An dieſem Feſte, deſſen nähere Beſchreibung als Jugendfeſt, wohl an der Stelle geweſen wäre, ſei ihm „die Blume der Himmelsliebe glänzend aufgequollen". Vgl. Erl. der Balladen S. 184. Heute aber fühlt er ſich traurig geſtimmt, weil der Schein der Sterne ihm „böſer Deutung voll" geſchienen; er wird zeitgemäß als Aſtrolog gedacht. Etwas ſonderbar heißt es weiter, jetzt habe die Sonne die Sterne verdunkelt, ſo daß man nicht ſehe, was dieſe machen. Als ob die Sterne ſo raſch ihre Stellung veränderten.*) Unmittelbar daran ſchließt ſich die Erwähnung von Guidos heutigem Feſte, zu dem immer neue Gäſte kommen, das ihm aber angſt mache, da das Schickſal oft bei großen Feſten ſich einſtelle und das einbrechende Unheil ſchaurig verkünde. Das darauf folgende Geſpräch, der mit ihrer Freundin Roſa aus der Meſſe kommenden Franceska macht uns zunächſt mit den Verhältniſſen und der heutigen Geburtstagsfeier bekannt, deutet auch ſchon darauf, daß Franceska dem düſtern, ihrem Herzen fremden Lanciotto die Hand gegeben, getäuſcht durch die falſche Kunde von dem Tode

*) Der letzte Vers reimt mit dem drittletzten, wie in der darauf folgenden langen Rede Franceskas die beiden Schlußverſe reimen. Solche Reime finden ſich auch bei Schiller ſeit der Maria Stuart. Vgl. zur Jungfrau S. 131.

des ihr in früheſter Jugend von beiden Vätern beſtimmten ſchönen, innigſt geliebten Paolo, des Bruders von Lanciotto. Freilich iſt das Verhältniß Franceskas zu Lanciotto ein friedſames, aber an Franceskas Herzen nagt der Wurm tiefſten Schmerzes über ihren unerſetzbaren Verluſt.*) Nach dieſer genügenden Einleitung brach die Ausführung ab, wie alle bisherigen dramatiſchen Ausführungen Uhlands es nicht über den erſten Anfang hinaus gebracht hatten.

Faſt gleichzeitig mit der Vollendung dieſes zweiten Auftritts, nach Kellers Mittheilung am 28. Juli, dichtete er den unter die Gedichte aufgenommenen „Brautgeſang“, der urſprünglich wohl als bloßes Lied gedichtet war, dann aber zum Anfang eines ſpäter entworfenen neuen Dramas verwandt wurde; denn in dem Briefe an Mayer vom Juli 1808 gedenkt er eines in vorigem Sommer entworfenen Trauerſpiels, wozu auch der Brautgeſang gehöre; dieſes Trauerſpiel ſei aber nicht etwa „Achilles“, von dem die Freunde alſo auch wußten. Demnach fallen die Verwendung des Liedes zum Anfange eines Dramas, das vorgeſetzte Scenar und die vier darauf folgenden Verſe von Hug in den Spätſommer 1807. Wir finden in einem Saale bei einem Trinkgelage Flambert und Hug nebſt mehrern jungen Rittern und dem zur Harfe das Brautlied ſingenden Uther. Der Bräutigam iſt Flambert. Sein Vertrauter Hug preiſt das herrliche Leben beim Küſſen und Koſen der Frauen,

*) Sie gedenkt der ſeligen Liebestage, die ſie mit Paolo genoſſen, ſchaut aber plötzlich das Bild des Augenblickes, wo ſie die Todeskunde empfangen, darauf fühlt ſie den fürchterlichen Schlag, den ſie empfunden, als ſie Lanciotto am Altar die Hand gereicht. — Druckfehler iſt S. 110, 6 jugendlichem ſtatt jugendlichen.

doch beklagt er sich über das Bräutchen, das sich freundlicher zeigen sollte, was auf eine unzufriedene Braut zu deuten scheint. Am 7. November wurden die beiden in die Gedichte aufgenommenen vierversigen Strophen „Greisenworte" gedichtet, die schwermüthige Andeutung eines Alten, um ihn scheine kein Tag mehr, das Leben sei ihm bitter, nur der Tod süß. Sie gehörten, wie Uhland am 15. November schrieb, „eigentlich in ein erst flüchtig entworfenes Drama". Unglücklich denkt Keller dabei an Helgo. Es ist eben ein neues, ihm noch undeutlich vorschwebendes Trauerspiel gemeint.

Nach dem im Mai 1808 bestandenen Fakultätsexamen hätte Uhland gern wieder einmal eine poetische Stimmung in sich wachgerufen, wie er im Juli an Mayer schrieb, aber er brachte nichts zu Stande als wie hundert Verse zu dem Trauerspiel, welches mit dem Brautgesang beginnen sollte. Diese sind uns verloren gegangen, dagegen hat sich der Anfang eines Trauerspiels Alfer und Auruna erhalten (Keller S. 82—87), gerade hundert Verse, die auf der Handschrift vom 15. und 16. Juli 1808 datirt sind. Freilich ist es verführerisch, darin die hundert Verse zu finden, deren wir in einem Briefe an Mayer gedacht fanden, hörten wir nicht ausdrücklich, daß dazu der „Brautgesang" gehörte, der sich damit nicht vereinen läßt. Unsere hundert Verse waren der Anfang eines Dramas, das stockte, wie alle bisherigen Entwürfe. Wir haben hier wieder einen ganz erfundenen Stoff. Ein junger Ritter, der letzte Sproß des mächtigen Geschlechts der Könige vom Rhein, der Sohn Berters, ist bei Zerstörung der Stammburg von Isulf, einem Freunde des Vaters, gerettet worden, der sich für seinen Vater ausgab und für ihn sorgte. Alfer hat, nachdem er ihn

im Gebirge begraben, in dumpfer Ruhe gelebt, ohne zu einem thätigen Entſchluſſe ſich emporzuraffen, doch iſt es ihm oft vorgekommen, als höre er durch das Sauſen des Eichenwaldes und die Brandung des Rheins ſeinen Namen geiſterhaft rufen. Als er während einer Mondnacht in den Trümmern eines alten Palaſtes weilt, hört er durch das hallende Gewölbe, dann aus der Tiefe wieder dieſe Stimme, die er dringend auffordert, ihm zu ſagen, was ſie wolle, ob ſie um Rettung flehe, oder ihm zur Heldenwelt, nach der ſeine Seele ſich ſehne, den Weg bahnen wolle. Als er der Stimme nicht folgt, ſteigt der Geiſt ſelbſt aus der Tiefe hervor. Es iſt der alte Iſulf, der ihm eine Mahnung von den Geiſtern bringt. Auf die Frage, ob er aus dem Grabe erſtanden, erwidert er ſeltſam:

Ob ich ein Schatten, ob lebendig bin — **)
Von dieſer Welt, das ſag' ich, bin ich nicht.

Alfer erfährt nun, daß nicht Iſulf, ſondern König Berter ſein Vater, die zerſtörte Burg, auf deren Trümmern ſie verweilen, ſein Vaterhaus geweſen. In einer weitläufigen Schilderung ſtellt der Geiſt den untergegangenen, von den Göttern ſproſſenden Königsſtamm dem eiteln, ſchwachen jetzigen Herrſchergeſchlecht entgegen. Auf die Alfer und auch dem Leſer ſich aufdrängende Frage, wie ein ſo mächtiger Stamm Schwächlingen habe unterliegen können, und ſo gar raſch die Aenderung erfolgt ſei, daß der Jüngling nichts davon erfahren, will Iſulf mit wenigem antworten, aber bei dieſer dem Dichter wohl ſchwer gefallenen Antwort bricht er ab, in den wirklich vorliegenden Verſen leſen

**) Den Gedankenſtrich, der auf ein gedachtes „das ſag' ich nicht" deutet, gibt Notter, dagegen Keller ein ungehöriges Komma.

wir nur, daß Isulf in der Nacht der Zerstörung des Palastes versteint sei. Alles ist hier überspannt, wenn auch bisweilen dichterische Kraft hervorbricht, das Ganze höchst unwahrscheinlich, besonders daß Isulf bis zu seinem Tode Alfer nichts von dem Heldenstamm erzählt, dem er angehöre, ihn zweck- und ziellos neben sich habe hinleben lassen, ihn nicht zur Heldentapferkeit seiner Väter gemahnt und darin erzogen habe. Auch bricht die Einleitung sehr vorzeitig ab, noch ehe wir die geringste Hindeutung auf den Weg, den ihm Isulf einzuschlagen räth, erhalten haben. Dennoch hat Notter gerade in diesem Bruchstück eine nichts weniger als unbedeutende Spur der sonst Uhland und auch Goethe abgehenden dramatischen Schwungkraft gefunden, wodurch er gleich von Anfang zu dem geheimnißvollen Grund des Stückes hinabgelange. Sein Zweifel, ob das Stück wirklich mit dieser Szene habe anfangen sollen, wie alle bisherigen Ausführungen Uhlands, scheint haltlos.

Nachdem Uhland am 12. Oktober sein zweites Examen glücklich bestanden, war zunächst von keinen ernsten dramatischen Dichtungen die Rede. Mit Kerner bearbeitete er im nächsten April eine in Karlsruhe vorgefallene lustige Geschichte zu einer zweiaktigen Posse mit Gesang: „Die Bärenritter", wozu er selbst besonders die Lieder lieferte, die Uhlands komische Ader glänzend bezeugen. Man könnte sehr wohl ein Heft „Uhland als Komiker" schreiben, wie Kuno Fischer mit rechtem Behagen ein ähnliches über Schiller zu Stande gebracht hat. Von derselben possenhaften Art war auch Uhlands Singspiel: „Die unbewohnte Insel." Eine Ausgeburt übermüthiger Laune wurde sein Nachspiel zu Kerners Schattenspiel „König Eginhart", das er am 26. April unmittelbar nach jenem zu seinem eigenen

Geburtstage aufführen ließ. Am 10. Juni ſandte er Kerner die Szene eines Luſtſpiels „Die Serenade“, wozu er einige Einfälle des Freundes ſich angeeignet hatte. Wie er ſpäter meiſt that, ſchickte er dem Entwurf das Perſonenverzeichniß voran. Der Verlauf der ausführlich entworfenen Handlung iſt ganz einfach. Der Student Claros (dieſen Namen hatte Uhland im „Sonntagsblatte“ geführt) findet die Geliebte, welche aus Salamenka, wo er ſie kennen gelernt hatte, plötzlich verſchwunden war, auf einem nach ihr angeſtellten Streifzuge glücklich wieder; das Lied, welches ſie früher von ihm gehört hatte, führt das Liebespaar zuſammen, ein anderer Liebhaber wird vom Studenten genarrt.

Darauf erſt kehrte der Dichter zu ſeiner lange liegen gebliebenen „Franceska“ zurück. Am 4. Juli 1809 ſandte er den ganzen Plan des Stückes mit vorgeſetztem Perſonenverzeichniß an Freund Mayer, von dem er ihn mit deſſen Bemerkungen vierzehn Tage ſpäter zurückerhielt. Nach der oben mitgetheilten Angabe des Stoffes gedenkt der Plan der an paſſenden Stellen einzuſchaltenden Vorgeſchichte. Paolo will, ehe er die ihm beſtimmte Braut heimführt, ſich durch ritterliche Thaten derſelben würdig machen. Das falſche Gerücht von ſeinem Tode in Spanien gelangt auch nach Ravenna. Nach dem Trauerjahr dringen die Eltern darauf, daß Franceska ſich mit dem jüngern Bruder Lanciotto vermählt. Sie giebt nach. Kurz darauf kehrt der Todtgeglaubte zurück, gerade am Tage vor dem von Franceska's Vater zur Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages beſtimmten Turnier. „Paolo hat Franceska geſehen, aber nur unter den Umgebungen des Hofes. Der traurige Umſtand, daß ſie demjenigen, den ſie allein liebt, entriſſen und ſeinem Bruder

vermählt ist, wird zwar von allen tief gefühlt, aber absichtlich mit Stillschweigen bedeckt." Darauf skizzirt Uhland kurz die einzelnen Charaktere mit Ausnahme der Freundin Rosa, die sich schon in der 1807 ausgeführten Szene findet. Franceskas Natur ist Freude und Liebe. Kämpft sie auch beständig gegen diese ihr schädlichen Neigungen, so „brechen sie doch immer mitten aus der Trauer bald sanfter, bald heftiger hervor". Von Guido wird außer der schon in den ausgeführten Auftritten bemerkten Festfeier nur bemerkt, daß sein Charakter ein Bild seiner Tochter sei. In Paolo sollte das Ritterthum in seiner ganzen idealen Blüthe erscheinen. Wie er während seiner Ritterzüge das Bild seiner Dame stets im Herzen getragen, so könne er auch jetzt, nachdem Franceska ihm entrissen worden, sie als seine Dame betrachten, ohne Ansprüche an sie zu machen. Sein Knappe Claros (den Namen kennen wir schon) sollte ein Spanier sein, der ganz in des Herrn Geist spreche und handle, aber die Chevalerie in ihm mehr phantastisch, beinahe barock erscheinen, was Uhlands Neigung zu komischen Nebenpersonen entsprach. In Lanciotto, einem düstern, schwermüthigen Charakter, herrsche bei aller Glut der Liebe ein abstoßendes Princip, das ihn hindere, sich innig mit der Geliebten zu verknüpfen. Dasselbe setze er bei andern voraus, und so sehe er allem eine dunkle Seite ab; die Welt sei ihm in einem beständigen Zugrundegehen begriffen. Franceska werde von ihm zugleich geliebt und gehaßt; er gebe sie verloren und sei doch eifersüchtig. Daß er lahm und mangelhaft sei, hatte Uhland mit Recht schon in der zuerst ausgeführten Szene fallen lassen. Eine neue Person war der gleichfalls in Franceska verliebte ehemalige Gespiele Nicolo, der aber auch schon in den ausgeführten Szenen erschien; sein

Neid auf Paolo sollte gegen Lanciottos Eifersucht mächtig abstechen. In der ersten Abfassung des Entwurfs stand noch: „Listig außer da, wo ihn seine Eitelkeit täuscht.“ Endlich Dante, der nach der Weise der Zeit schon im ausgeführten Prolog an die Sterne glaubt, sollte die Begebenheiten dichterisch im Gemüth auffassen. Hiernach würden alle Charaktere eben so entschieden als von einander abstechend sein, wie es das Drama bedingt.*)

Der erste Aufzug war im Entwurf auf zwei Szenen beschränkt; doch könne vielleicht noch eine dritte dazu kommen, worin Guido und Lanciotto aufträten. Die erste, die zwei unmittelbar aufeinanderfolgende, an demselben Orte spielende enthält, ist nur sehr im allgemeinen angegeben, da sie Uhland größtentheils schon ausgeführt hatte, nur der Schluß war neu. „Claros kommt hinzu und übergibt mit einer abenteuerlichen Anrede Franceska einen Handschuh, den sie in der Kirche zurückgelassen und den Paolo gefunden. Zugleich aber läßt der Ritter diesen Handschuh zurück erbitten, als Pfand, daß er im Turnier sie als seine Dame betrachten und zu ihrer Ehre streiten dürfe. Sie gibt den Handschuh zurück. Claros ab. Franceska ist erheitert; sie will sich heute ganz der Freude hingeben. Sie

*) Keller setzt die erste Niederschrift dieses Entwurfs irrig in das Jahr 1807, weil auf dessen Abschrift sich die Bemerkung findet: „Entworfen im Frühling und Sommer 1807, aufgesetzt 1809.“ „Aufgesetzt“ muß sich auf diese Abschrift beziehen, da dieselbe nur diesen Entwurf enthält. Im Jahre 1807 hatte er den Entwurf nur im allgemeinen gemacht und war gleich zur Ausführung übergegangen. Beide Abschriften des Entwurfs müssen dem Jahre 1809 angehören. Die zweite hat wenige unbedeutende Zusätze nebst vielfachen Verbesserungen des Ausdrucks, nur wenig ist in ihr ausgelassen; sie wurde wohl gemacht, als der Dichter an die neue Ausführung ging.

Digitized by Google

geht ab mit Rosa.“ Der folgende Auftritt spielt in Paolos Zimmer. Claros wappnet diesen, der über den zurückerhaltenen Handschuh erfreut ist. Dabei ist von Paolos Ritterzügen die Rede: es wird erwähnt, wie er stets seine Dame im Herzen getragen; heute darf er sie nach der strengsten Rittersitte als solche betrachten. Mit dem Abgehen zum Turnier schließt der erste Aufzug recht bedeutend. Wie Lanciottos Eifersucht erregt worden, Nicolo sich an Paolo rächen will, durch einen Zufall Franceska ihre Neigung halb verräth, entwickelt der zweite, der im Entwurf noch nicht in einzelne Szenen abgetheilt ist, die sich indessen von selbst ergeben. Nicolos Neid auf Paolo hat sich gesteigert, da dieser ihn so vom Pferde gestochen, daß er hinkt, und ihn somit vor Franceska erniedrigt hat. Lanciotto ist dadurch aus dem Sattel gekommen, daß die Lanze, die er mit Gewalt auf Paolos Brust gestoßen, zersplitterte, diesen aber hat der Stoß so erschüttert, daß er, als er vor Franceska niederkniet, um den goldenen Siegerkranz von ihrer Hand zu empfangen, in Ohnmacht fällt. Franceska, die ihn in ihren Armen auffängt, kann ihre Neigung nicht ganz verhehlen. Dies alles ist geschickt erfunden. Lanciotto, unmuthig, daß er so das Fest gestört, auch von Eifersucht ergriffen, die er sich nicht gestehn mag, begibt sich zur Jagd auf einige Zeit ins nahe Gebirge. Nicolo spricht leise seine Absicht aus, während Lanciottos Abwesenheit die Liebenden zu überwachen. So wäre die weitere Entwickelung genügend eingeleitet, endete auch Dante nicht „diesen ersten Theil des Gedichts“ durch die chorartige Bemerkung: „was hier im Spiel und gleichsam nur im Bilde dargestellt worden, dürfte nun im Ernst und in der Wirklichkeit erfolgen.“ Mit dem Ausbruch der Liebe beim Lesen des „Lancelot

vom See" beginnt der dritte Aufzug nachmittags im Garten. Franceska, über den Kuß des Geliebten erschreckt, eilt mit ihrer Freundin Rosa ab; erst nach ihr entfernt sich auch Paolo. In der zweiten Szene spricht er seinen Entschluß aus, Franceska zu entsagen, doch noch einmal muß er sie sehn, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Brief, den er deshalb an sie schreibt, ist das Netz des Verderbens, da der mit dessen Abgabe betraute Knabe die Antwort statt an Paolo an Nicolo abgibt, was aber nicht besonders glücklich begründet ist. Nicolo erfährt so die Zusammenkunft der Liebenden, die er sofort dem im wilden Gebirge schwermüthig sitzenden Lanciotto verräth. Anfangs will dieser sich ganz von der Treulosen trennen, aber er vermag es nicht, er muß sich rächen. Uhland konnte sich nicht versagen, auch hier ein munteres Waldlied einzulegen, und zwar, gerade im Gegensatz zu Lanciottos Schwermuth und späterer Verzweiflung, von einem glücklich Liebenden. Die weiteste Ausführung des Planes erhalten wir vom letzten Aufzuge. Während Franceska Paolo erwartet und sich dieser letzten glücklichen Stunde ihres Lebens mit vollem Entzücken aller ihr angebornen Liebe und Freude weihen will, naht Lanciotto im rothen Mantel, den Hut ins Gesicht gedrückt. Nach der leidenschaftlichsten Umarmung gibt er sich ihr zu erkennen. „Pause. Sie ruft nach ihrer verstorbenen Mutter. Sie ruft Paolo. Hier fährt Lanciotto auf. ‚Ha! soll ich mich von ihr nicht losreißen können? ich will frei sein!' Er stößt ihr den Dolch in die Brust." Das ist freilich überraschend. Da kommt Paolo. Die Brüder fechten miteinander; Paolo fällt. Der Mörder flieht, wie von Furien gejagt, nachdem er Verwünschungen gegen Nicolo ausgestoßen, wovon die Worte angeführt werden: „Du aber zisch'

als Schlange mir ums Haupt!“ Paolo erholt ſich noch einmal, nähert ſich der Leiche der Geliebten und ſinkt vor ihr auf die Knie. Hier tritt nun die volle Romantik ein. „Er nennt ſich ihren treuen Ritter, der um ihretwillen den Tod erlitten. Er zieht den Handſchuh hervor, den ſie ihm am Morgen geſchickt. Er bemerkt, wie ſeine Ohnmacht am Morgen das Vorſpiel ſeines Todes geweſen. Er freut ſich, von ihr bald mit einem himmliſchen Kranze als ihr redlicher Kämpfer geſchmückt zu werden.“ So wird Franceskas treue, reine Liebe, die nur durch böſe Eiferſucht dem Tode zum Opfer gefallen, in beliebten Wendungen gefeiert. Damit hätte geſchloſſen werden ſollen. Aber der Dichter zog es vor, einen durch den Gegenſatz grell wirkenden Auftritt folgen zu laſſen. Die Gäſte kommen unter Geſang und Muſik, um die vermißte Prinzeſſin zu ſuchen und treffen auf die beiden Leichen. Einen Hauptpunkt ſollte nun noch Guidos ſchreckliche Trauer darſtellen. „Sein Leben war bis dahin glücklich, die Freude war in den kräftigen Jahren ſeine ſtete Begleiterin, und nun an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, an der Schwelle des hohen Alters verläßt ſie ihn, überläßt ihn dem mächtigſten Grame.“ Das iſt ungemein romantiſch und jugendlich. Aber noch immer nicht genug. Claros kommt und erzählt, daß ihm Lanciotto mit dem blutigen Schwert begegnet ſei. Daran ſollte wohl Dante anknüpfen, der nun zum drittenmal erſcheint, jetzt um das Stück zu ſchließen. Im allgemeinen kann man den Plan als gelungen betrachten, nur Dante hätte wegbleiben ſollen. Zur Ausführung kam es nicht.

Zwei ganz abweichende Anfänge der „Franceska“ haben ſich erhalten. In dem einen, bei Keller S. 111—114*), iſt

*) V. 67 muß es ſtatt freuen, wie 63, erfreuen heißen, da ſonſt eine

Guido mit den beiden Rimino, Nicolo und den andern Rittern eben aus der Messe gekommen. Wahrscheinlich war hier noch angenommen, Lanciotto sei als der ältere Sohn mit Franceska vermählt. Nachdem Guido den Wunsch ausgesprochen, das heutige Fest möge glücklich verlaufen, dankt er den Rittern, die so zahlreich seiner Einladung gefolgt. Der Erwähnung des Niedergangs der Ritterschaft bedurfte es nicht, und daß es so schlimm nicht stehe, zeigen schon die hier versammelten Ritter, von denen Guido sonderbar sagt, sie seien eines bessern Jahrhunderts werth. Sodann gedenkt er der Rückkehr Paolos, der „in Hispaniens Maurenkrieg" verschollen gewesen, schon als todt gegolten habe, aber herrlich auferstanden sei, ein Muster des wahren Ritterthums, mit dem zu kämpfen eine Ehre sei. Erst nach Nicolos und Paolos Erwiderung, sie feierten heute nur Guidos Ehrentag, verkündet Guido, den in einem goldenen Kranze bestehenden Dank solle seine Tochter spenden. Auffallend werden die Königin Genevra und Isalde als noch lebend gedacht, da Paolo auch aus dieser „weltberühmten Damen" Hand den Ritterdank empfangen haben soll. Etwas seltsam ist es auch, daß es als eine Erfrischung von Lanciottos eigenem Leben bezeichnet wird, daß seine Gattin ihm „heute wieder als Braut erscheine". Gegen Paolo nennt Guido Franceska die Freundin seiner Jugend. Aber Lanciottos Stirn ist umwölkt, und unmuthig spricht er seinen Widerwillen gegen alle Turniere aus.*)

Silbe fehlt. — V. 71 f. schließt Guidos Rede mit einem Reimpaare. Vgl. S. 17*. — Die ältere Form dräuen liebt Uhland, wie auch Schiller. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Ged. Heft 6, S. 34.

*) Statt Im treusten (V. 80) vermuthet Keller Die treusten, was freilich nöthig, wenn das folgende als richtig ist.

Paolos Erwiderung, nach dem Kampfe biete man ſich die Freundeshand, fällt ſehr matt ab. Endlich entläßt Guido die Ritter, damit ſie ſich wappnen.

Auf demſelben Blatte findet ſich eine andere Faſſung, wie Keller bemerkt, der ſie S. 115—119 gibt, „aus ziemlich ſpäterer Zeit“. Um ſo auffallender ſcheint es, wie dieſer annehmen konnte, ſie ſei vor der erſten Szene geſchrieben, die nachweislich in den Juli 1807 fällt. Der wunderliche Irrthum iſt aus dem andern hervorgegangen, Stellen dieſer Faſſung ſeien in jene übertragen. Aber das Gegentheil liegt offenbar vor; dieſe ſtellt einen entſchiedenen Fortſchritt gegen jene dar. Gehen wir näher darauf ein. Früher erwiderte Roſa auf Franceskas Freude, daß während der Meſſe noch viele neue Blumen aufgeblüht ſeien, die Verſe:

Wie freut es mich, daß du ſo heiter ſcheinſt!
Ein zartes Roth erglüht in deinen Wangen,

deutete alſo darauf, daß auch ihre Wangen *blühten*, worauf dieſe das Blühen ihrer Wangen dem glänzenden Morgen zuſchreiben möchte („Vielleicht der Morgenſchein!“), aber geſtehn muß („Doch, Traute, ja“), ſeit dem Wiederbetreten des väterlichen Schloſſes werde ihr Geiſt durch ſchöne Jugenderinnerungen gehoben. Doch klingt ihre Rede in das traurige Gefühl aus, das Glück ihrer Jugend ſei hingeſchwunden. Roſas Mahnung, die Freude nicht durch Kummer zu verſcheuchen, bringt ſie darauf, daß ſie eine glückliche Jugend genoſſen.

Ich fühl' es wohl: zu Lieb' und Freude ward
Auch ich geboren, Freude heißt der Stern,
Der über meinem Elternhauſe ſteht.

Dann gedenkt ſie der heutigen Feſtfeier des Geburtstages ihres

ſein ſiebzigſtes Jahr beginnenden Vaters, der ſich eine frohe, jugendliche Schaar geladen habe, „daß ihm als Traum die eigne Jugend kehre“ (nach älterm Gebrauche für „zurückkehre“), woran ſich dann die Fortſetzung der Darſtellung ihres Jugendglückes ſchließt:

Auch mich gebar ein klarer Maientag,
Das Lied der Lerche weckte mich ins Leben,
Ich ſchlug das Auge mit den Blumen auf
Und Frühlingslüfte ſpielten um mich her*),

worauf unmittelbar, freilich etwas ſchroff, folgt:

Du möchteſt wohl mein erſtes Unheil nennen,
Daß frühe mir die treue Mutter ſchied;
Doch fügt' auch dies mein guter Engel ſo,
Er hat der Trennung Schmerzen mir erſpart.

Iſt es auch etwas eigenthümlich, wie Franceska im frühen Tode der Mutter ein Glück ſehn kann, immer iſt dies erträglicher, als daß nach der ſpätern Faſſung der Vater dies thun ſoll; denn dieſe theilt ſeltſamer Weiſe die längere Rede Franceskas zwiſchen ſie und ihren Vater, wie auch die vorhergehenden Worte Roſas letzterm zufallen.

Nach der andern unzweifelhaft letzten Faſſung, bei Keller S. 115, ſollte Franceskas Morgenbeſuch bei ihrem Vater das

*) Urſprünglich hatte der Vers geheißen: „Und laue Frühlingslüfte wiegten mich.“ Die oben gegebene Faſſung findet ſich auch in dem neuen Anfange, den Keller für ſpäter ausgiebt, obgleich es ganz unglaublich, daß der Dichter nach dieſer Faſſung die andere verſucht habe, dann erſt zur urſprünglichen zurückgekehrt ſei. — „Auch mich gebar“. Statt zu ſagen: „Auch ich war ein glückliches Kind“, führt ſie das Glück, das ihrer Jugend geleuchtet, frei aus.

Digitized by Google

Drama beginnen, aber sonderbar, nicht ihr wirklicher Glückwunsch, sondern Guido empfängt die zum Morgengruß kommende Tochter mit dem Verse: „Ha, guten Morgen, vielgeliebtes Kind!“ woran sich die Worte der ersten Fassung „Wie freut .... Morgenschein!“ schließen. Weiter heißt es, um die ältere Erwähnung ihres Kummers einzuführen, nicht besonders glücklich:

Wie sollt' ich, Vater, an so heilgem Tag
Vor euch erscheinen mit des Kummers Blick?
Wohl denk' ich noch, wie ich ein fröhlich Kind
Aus jenen Büschen euch entgegensprang,*)
Mit frischen Blumenkränzen Euch umwand.
Auch heute nah ich mit dem Kranze nicht,
Der hell und duftend sich den Sinnen zeigt;
Des Herzens heil'ge Blumen bring' ich heut',
Gebete, glühend, Wünsche knospenreich.

Aber Guido möchte neben den „Freudeblüthen“, von denen doch eigentlich nicht die Rede gewesen, auch „des Kummers tiefe Wurzeln“ schauen, die sie „ihm kindlich schonend sonst verhehle“.

Vielleicht ist dich zu heilen mir vergönnt.
Denn nicht in Leid begann die Jugend dir
Und nicht von einem fluchbeladnen Stamm
Bist du entsprossen,

woran sich mit den wenigen nothwendigen Veränderungen aus der ursprünglichen Fassung acht Verse Franceskas anschließen, die für diese besser passen als für den Vater, dem sie jetzt zugefallen sind.

---

*) Mit Benutzung der ursprünglichen Fassung: „Mir ist, als hüpft' aus jenem Rosenbusch Ein lächelnd Mädchen, das Franceska heißt.“

Franceskas Erwiderung beginnt mit zwei Verſen, die größtentheils aus der frühern Faſſung ſtammen:

Wohl fühl' ich es: zu Lieb' und Freude ward
Auch ich beſtimmt von freundlichem Geſchick*),

worauf aus jener die vier oben angeführten Verſe „Auch mich gebar ..... um mich her" folgen; die vier weitern: „Du möchteſt wohl .... erſpart", wurden zu Guidos Erwiderung verwandt. Dann trat Franceska mit den acht Verſen ein, die früher den Schluß ihrer längern Rede bildeten.**) Auf des Vaters Frage, wo er den erſten Keim ihres Kummers ſuchen ſolle, ob er vielleicht verſäumt habe, ihre Jugend zu ſchmücken, erwidert ſie in ſieben Verſen, die mit geringer nothwendiger Aenderung ihrer frühern Erzählung im Geſpräche mit Roſa entnommen ſind. Ganz neu mußte Guidos unmittelbar ſich anſchließende Erwähnung ihrer Vermählung gedichtet werden. Es heißt:

Und als du ſtandeſt in der Jugend Glanz,
Italſchen Adels viel umworbner Preis,
Hab' ich den Gatten ſchlimm dir auserwählt?
Lanciotto, meines liebſten Freundes Sohn,
Der ſterbend ſeine Söhne mir empfohlen,
Lanciotto, brüderlich mit dir erwachſen,
Von tadelloſen Sitten, ehrenfeſt,
Ein ſichrer Arm in ungewiſſer Zeit,
Erſtling des Hauſes, Erbe reicher Lehn,
Und hochgeſtellt durch ſelbſterſtiegne Macht.

*) „Ich fühl es wohl" hieß es in der frühern Faſſung, ſtatt beſtimmt ſtand geboren, und ſtatt „von freundlichem Geſchick" folgte das hier ſchon vorher Guido in den Mund gelegte „Freude heißt der Stern".

**) Nur trat am Anfang „Ja ſpielen konnt' ich" ſtatt „Ich konnte ſpielen" ein. — Arger Druckfehler iſt bei Keller S. 116 (V. 46) Mutteraugen ſtatt Mutterarme.

Bedeutend ist hier die bestimmt ausgesprochene Abweichung vom Entwurfe und von der ersten Ausführung, daß Lanciotto der ältere, nicht der jüngere Bruder und von einer Verlobung mit Paolo gar keine Rede ist; doch lag diese Aenderung wohl schon, wie oben bemerkt, bei der zweiten Fassung zu Grunde, die mit dem Empfange der Ritter durch Guido begann. Wenn Franceska in der ältesten Ausführung Paolo als „damals düster schon, doch mild" bezeichnet, so stellt diese jetzt selbst die Würdigkeit des ihr vom Vater auserwählten Gatten ausführlich dar:

Lanciotto, nicht bloß mächtig, reich, geehrt,
Nicht tapfer bloß und fest und tugendreich,
Nein, auch von tiefer Liebe still durchglüht,
Von Auge düster, doch von Sitten mild,
Aufmerksam und zu jedem Opfer willig,
Wohl würdig, daß der Gattin Sorgsamkeit
Liebreich erheitre seines Geistes Ernst.

So sollte die Schuld der Väter wegfallen, daß sie bei der um den verlorenen Geliebten trauernden Franceska auf die Verbindung mit dem ungeliebten Mann gedungen, wodurch Lanciottos durch das Schicksal verhängte Liebe um so tragischer ward. Aber Guido denkt sich, „dieser Ernst und jene Düsterheit" *) habe Franceska Kummer verursacht, auf ihre Seele einen Schatten geworfen. Doch Franceska, die den Vater von jeder Schuld frei sprechen möchte, meint, die lange Ruhe und Einsamkeit hätten die in jeder Brust schlummernden tiefen Gedanken und geheimen Schmerzen in ihr aufgeweckt. Das ist freilich äußerst

*) Freilich hatte Franceska zuerst das düstere Auge, zuletzt des Geistes Ernst genannt, aber hier scheint die Unterscheidung durch dieser und jener doch arg gezwungen.

ſchwach, da die Liebe eines wohlwollenden Gatten und eines treubeſorgten Vaters doch ein wirkſames Mittel gegen die Entfernung vom lebendigen Hofleben bilden müßten; freilich hätten beide dieſe Zurückſetzung ihr gar nicht zumuthen dürfen, und der Vater iſt keineswegs entſchuldigt, daß er die Tochter mit einem vornehmen, aber ungeliebten Manne vermählte und ſich um ihr Glück ſo wenig kümmerte, daß er erſt heute von ihrem Kummer vernimmt. Den wirklichen Grund, daß der Gatte ihr fremd geweſen und geblieben, ja daß ihre Liebe dem verſchollenen Paolo gehöre, verſchweigt ſie aus Schonung.

Einen Beweis der Richtigkeit ihres Glaubens, daß die einſame Zurückgezogenheit ſie verſtimmt habe, findet ſie darin, daß beim Wiederbetreten des Schloſſes durch die heitere Erinnerung und rege Gegenwart ſich ihr „plötzlich alte Luſt erneue". Früher hieß es weniger gezwungen, in der ſie umwehenden heitern, leichten Luft habe ihr Geiſt wieder die Flügel gehoben, und ſie gedachte der hier verlebten frohen Jugend. Jetzt iſt die „rege Gegenwart" ſehr ſtörend und „alte Luſt" hart. Hierdurch gewinnt ſie den Uebergang zu dem bevorſtehenden Ritterſpiel, das ſie, die ſo lange des Schmuckes ſchöner Kleider entwohnt ſei, „in eitler Frauen bunter, heller Reih'" vom Gerüſt mit Freude ſchauen werde.*) Daß ſie als Feſtkönigin den Siegeskranz ſpenden werde, übergeht ſie, da ihr Geiſt wirklich nicht von Freude belebt iſt, wie ſie unwillkürlich in der Bezeichnung der Eitelkeit der Frauen verräth. Eben will der durch ihre Erklärung erfreute Vater ſie zu dem beginnenden Turnier be-

*) Vgl. die Ballade „Der Sieger" vom 1. Juni 1809: „Wie ſaßen | Die ſchönen Damen rings auf dem Gerüſt" (Erl. der Balladen S. 160). Sonſt braucht Uhland, wie Schiller, Balkon. Vgl. Ballade 17.

gleiten, wo man ihr Erſcheinen geſpannt erwarte, als der ſpaniſch-phantaſtiſche Knappe erſcheint, um ſeinen verſchollenen Herrn anzumelden, was Franceska in gewaltige Aufregung ſetzen mußte. Im Entwurf iſt es wenigſtens nicht beſtimmt ausgeſprochen, daß Claros ſeinen Ritter nennt, wir hören nur, daß dieſer ihren in der Kirche vergeſſenen Handſchuh ihr zurückſchickt, aber zugleich denſelben als Pfand ſeiner Dame zum Turnier ſich zurück erbittet, wodurch ſie erheitert wird. Jedenfalls ſind Franceska und Paolo zugleich in der Kirche geweſen, aber ſie hat ihn wohl nicht geſehen. Die Erkennung ſollte erſt beim Turnier ſtattfinden.

Ohne allen Zweifel führt dieſe letzte Faſſung uns glücklicher in die Mitte der Handlung, ſo daß wir des weitläufigen Empfanges der zum Turnier geladenen Ritter überhoben ſind. Die vier Hauptperſonen treten hier gleich am Anfange deutlich hervor; freilich hatte das Einleimen von Verſen früheſter Faſſung zum Theil mit Gewalt erfolgen müſſen. Hätte Uhland friſch den hier zu Grunde liegenden Plan ausgeführt, ſo würde wohl das Ganze leichter gefloſſen ſein. Auch diesmal ſtockte er, und zwar bei der ſchwierigen Einführung Paolos durch ſeinen abenteuerlichen Claros, deſſen Mittheilung über ſeines Herrn Rückkunft freilich durch ihre Drolligkeit ſehr wirkſam hätte ſein können, aber nicht weniger ſchwierig war. Auch dieſe letzten Verſe an ſeiner Franceska möchten wir noch in den Sommer 1809 ſetzen. Dem Dichter genügte der im Juli gedichtete Anfang nicht; er verſuchte ihn zweimal anders; beidemal begann er mit Guido, das erſtemal ließ er ihn mit den Rittern auftreten, das andermal ſchien es ihm paſſender, die Einführung der Handlung durch ein Geſpräch zwiſchen dieſem

und Franceska zu geben, wobei er die erste Fassung zum Theil benutzen konnte. Die sehr unbestimmten Angaben Kellers über die Handschrift der beiden letzten Versuche widersprechen dieser Annahme nicht. Beide finden sich auf derselben Handschrift, der zweite mit anderer Tinte geschrieben. Woher Keller geschlossen, daß letztere aus „ziemlich späterer Zeit" stamme, ist nicht ersichtlich; daß die Schriftzüge anderer Art seien, sagt er nicht.

Noch ehe Uhland seine „Franceska" wieder aufnahm, hatte ihn eine wunderliche Märchengeschichte angezogen. Am 5. und 6. Mai 1809 machte er sich einen Auszug auf 5½ enggeschriebenen Seiten, den Keller mitzutheilen versäumt hat, aus dem vom Oberösterreicher Leopold Richter nach einer, wie er sagt, in einem einsamen Schlößlein an der Rabe gefundenen „alt geschriebenen" Geschichte herausgegebenen Volksbuche: „Riesengeschichte, oder Kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhardt aus Böhmen, wie er des Kaisers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen u. s. w. Item wie die großen Riesen dasselbe Königreich überfallen u. s. w." Kerner scheint ihn darauf geführt zu haben, der das Volksbuch schon im April zu zwei Schattenspielen von König Eginhardt verwandt hatte. Das zweite (das ist der jetzige zweite Akt) hatte Uhland so unsäglich erfreut, daß es ihn zu einem tollen Nachspiel reizte, wie er schon am 26. April meldete. Sechs Wochen später am 10. Juni, berichtete er demselben Freunde, welchem er einen andern romantischen Stoff mittheilt, den vielleicht jeder von ihnen für sich bearbeiten könnte, er habe eine Skizze zu einer dramatischen Bearbeitung des Eginhard entworfen, die aber vielleicht immer Skizze bleibe; sie komme Kerners Bearbeitung freilich an Origi-

nalität nicht von ferne bei, sei eigentlich bloß eine Folge seiner Luſt an dem Volksbuche geweſen. Dagegen gefiel Kerner Uhlands Skizze ſo ausnehmend, daß er darnach ſein Schattenſpiel nicht mehr leſen mochte; glücklicherweiſe ſei es vorher ins Reine geſchrieben geweſen, wobei er einiges weggelaſſen, anderes hinzugeſetzt habe. Gegen Mayer äußerte Uhland den 9. September: „Meine Bearbeitung [des „Eginhard"] möchte keine Vergleichung mit der kerneriſchen aushalten, aber auch nicht einmal eine ſolche zulaſſen, da ſie in einem ganz andern Genre bei Kerner iſt, wiewohl gerade die Erfindung des neuen Genre bei Kerner ſo genial iſt."

Uhland war beſonders vom erſten Theile des Volksbuches bis zur Verſöhnung Ottos und vor allem durch die Entwicklung auf dem Schloß Schildeiß angezogen worden, das zwiſchen hohen Bergen und Steinklippen in einer grauſamen Wüſtenei ſehr wohl verwahrt liege und nur einen einzigen Zugang habe. Was weiter von dem großen unterirdiſchen Gewölbe und dem dort auf einem Seſſel ruhenden Rieſenkönige, ſodann von den Böhmen in Schrecken ſetzenden Rieſen aus dem Lande Kalmucki ungeſchlacht genug erzählt wird, ließ er ganz zur Seite. Die Entführungsgeſchichte beginnt mit der Abreiſe der Tochter des Kaiſers in das regensburger Nonnenkloſter, wo ſie nach deſſen Willen ihre Zeit in Einſamkeit und mit Andacht zubringen ſollte. Dann hören wir, Eginhard, der König in Böhmerland, ein gar junger und ſchöner, noch lediger Herr, weit und breit ſeiner Stärke wegen gefürchtet, habe auf dem Ratſchin zu Prag einen großen und prächtigen Hof gehalten. Als er eines Tages mit ſeinem Hofmeiſter Dietwald an der Tafel geſeſſen, habe er die Abſicht geäußert, von jetzt an mit ſeinen Nachbarn in Ruhe

und Frieden zu leben, nur das Wild im Walde zu jagen und die Füchse zu fällen. Aber jener, „ein ganz durchtriebener Gast", rieth ihm sich zu verehlichen und schlug ihm dazu des Kaisers Tochter Adelheid vor. Als Eginhard nichts davon wissen wollte, eine Nonne zu heiraten, meinte er: „Kloster hin, Kloster her! das muß ein mächtiger König nicht achten." Er erbot sich, wenn er ihm vierzig der kühnsten und bewährtesten Ritter und Knechte mitgebe, ihm die Kaisertochter zu bringen. Dietwald begab sich mit schönen und herrlichen Geschenken, als angeblicher Abgesandter Ottos, ins Kloster, wo er, in die Zelle zu Adelheiden gelassen, ihr einen Brief von König Eginhard überreichte, worin dieser sie bat, in Begleitung seiner Ritter zu ihm nach Prag zu kommen. Diese, obgleich des Klosterlebens sehr überdrüssig, fürchtete sehr, der Kaiser werde, wenn er von ihrer Entführung höre, alle Macht anwenden, sie und ihren Herrn, den König, zu strafen. Doch willigte sie endlich unter der Bedingung ein, Dietwald solle für alles gut sein. Er begab sich mit ihr, der Aebtissin und zwei Priorinnen in den Hof, stellte sich, als ob er Abschied nehmen wolle, schwang sich aber mit dem Fräulein aufs Pferd und sprengte zum Kloster hinaus. Da erhoben Aebtissin und Priorinnen ein entsetzliches Geschrei, aber als die Bürger herauskamen und die Straßen mit Ketten sperrten, war Dietwald schon bei seinen Rittern im Wäldchen vor Regensburg. Ungestört kamen sie ganz in der Stille zu Prag auf dem Ratschin an, wo der König prächtig Hochzeit hielt. Die Aebtissin klagte Dietwald bei dem kaiserlichen Hofe an, heißt es dann weiter, ohne Andeutung, wie man den Namen des Entführers erfahren, und es waren nicht drei Personen an dem Hofe, welche die Sache loben konnten. Darum ward Kaiser Otto sehr zornig

und ſprach zu ſeinen Räthen: „Ich will mich aufmachen und den Eginhard mit Volk überziehen. Böhmen will ich mir unterthan machen, und er ſoll mir vor dem Tiſch aufwarten, wenn er ſo glücklich iſt, mit dem Leben davon zu kommen. O Tochter Adelheid, wie hab' ich dieſes um dich verſchuldet? Wüßte deine Mutter in dem Grabe um dein Bezeigen, ſie würde bittere Thränen weinen. In meinem Alter betrübſt du mich mit einer ſolchen That? Oder biſt du vielleicht ohne Schuld? Aber es mag daran Schuld ſein, wer da will, ſo will ich mich aufmachen und Eginhard verderben und ausrotten, und alle diejenigen mit Feuer verbrennen, die daran Hand gelegt oder Rath gegeben haben." Er zog mit 30000 Mann nach Böhmen und verwüſtete alle Städte. In Prag war deshalb großer Aufſtand wider den König, der, da eine Stadt nach der andern an den Kaiſer überging, in großen Zorn über Dietwald gerieth. Er ließ dieſen vorfordern und ſtach ihn todt. Adelheid meldete dieſes ihrem Vater und bat brieflich den Kaiſer in ihrem und ihres Gatten Namen um Verzeihung. Aber Otto, der das Schreiben im Hauptlager vor Schildeiß erhielt (die Ortsbeſtimmung iſt ſehr ſeltſam, da dies in tiefſter Einſamkeit liegt, der Kaiſer erſt auf dem Rückwege in deſſen Nähe kam), antwortete ſehr hart; nur ſie allein wolle er am Leben laſſen, aber ſie ſollte im Kloſter zwiſchen zwei Mauern vermauert werden. Da flüchteten König und Königin mit etlichen Rittern und Knechten nach Schildeiß, wo der König auf dem Schloßthurm gute Wache halten ließ, da er Ueberfall fürchtete. Als er einmal ein Glöcklein läuten hörte, ſandte er den Ritter von der Laune zur Erkundigung aus. Dieſer fand in enger Klauſe unter dem Berge einen Einſiedler, Namens Paul, der

unter Eginhards Vater als Ritter von Dornbusch gedient hatte. König und Königin brauchten diesen als Spion. Von ihm hörte Eginhard, der Kaiser sei entschlossen, ihn „zu fangen und zu verderben, ihn auch zu einem Schemel zu machen, wenn er auf sein Pferd stiege und auf die Jagd ritte". Da gebot er seinen Leuten, ihn, wenn Fremde ankämen, für einen Edelmann auszugeben. „Er ließ sich deshalb einen langen Bart wachsen, und verwandelte seine Kleider, daß er nicht leicht mehr für einen König anzusehn war."

Bei des Kaisers Ankunft vor Prag wußte niemand, wohin der König geflohen sei. Deshalb beschloß dieser mit dem Heere nach Hause zu ziehen; den Eginhard dachte er durch List zu fangen. „In diesem Zug verirrte er sich mit seinem Schildknecht [im zweiten Theile des Buches, nachdem derselbe zum Ritter vom Kreuz mit dem Namen von dem Tannebaum geschlagen worden, heißt es, der junge Ritter habe sonst Strato geheißen] in dem Walde, sodaß sie weder ein noch aus wußten: sie hörten weder Trommel noch Soldatengeschrei, sondern allein das Murren und Brummen der Bären und der andern wilden Thiere." Da der Kaiser fürchtete, sie müßten die Nacht im Walde bleiben, forderte er den Schildknecht auf, er möge zusehn, ob er ihn auf die rechte Straße leite. Bei Anbruch der Nacht gab er sich schon verloren, da die wilden Thiere je länger je heftiger zu brummen anfingen. Sie stiegen von den Pferden, die sie auf Umwegen durch die Bäume führten, aber alles half nichts. Da blies der Schildknecht in sein Horn, aber niemand antwortete. In seiner Verzweiflung reute es den Kaiser, daß er so hart den Brief der Tochter erwidert habe. „O wäre ich diesmal aus dem Wald!" sprach er. „Werde ich von einem

Thier zerriſſen, iſt es mir ein ewiger Spott, daß ich mich ſo weit von dem Volke verirrt habe.“ Auch der Schildknecht verzagte ganz und gar. „Ich habe mit dem Ritter Spino drei Abenteuer [in Bulgarien] beſtanden“, ſprach er, „aber ſo große Angſt habe ich niemals im Herzen empfunden.“ Da kamen drei Wölfe, welche den Rachen aufſperrten und heulten. Einen tödteten ſie mit dem Schwerte, die andern entliefen, aber zwei Bären fraßen unterdeſſen ihre Pferde. Der Kaiſer lief einen Berg hinauf, um dort die Nacht zu ruhen, aber auf den Wunſch des Schildknechtes half er dieſem einen Baum hinauf; hoch oben bemerkte dieſer ein Licht in der Ferne. Herabgeſtiegen führte er den Kaiſer an der Hand durch den finſtern Wald, bis ſie nach Schildeiß kamen. Hier gaben ſie ſich für Ritter aus, die auf dem Wege verirrt ſeien; Bären hätten ihre Pferde zerriſſen. Sie wurden freundlich aufgenommen. „Nach der alten Ritterſchaft Gebrauch iſt man dazumal gewohnt geweſen einen Gaſt alſo zu behandeln: erſtlich mußte er unter der Wache ſeinen Helm laſſen; fürs andere wurde dem Gaſt alle Abende ſein Schwert von einem adligen Jüngling abgefordert, im Namen des Frauenzimmers, welches ihm dann des andern Tags unverletzt wieder zugeſtellt wurde.“ So forderte denn auch ein adliger Leibknabe den Fremden ihre Schwerter ab, die er in die Schlafkammer des Königs brachte. Beim nächtlichen Erwachen fiel der Königin das Schwert des Kaiſers in die Augen, und da der König erzählte, zwei Edelleute ſeien noch ſpät gekommen, trieb ſie die Neugierde, es näher zu ſehn, wo ſie denn mit Schrecken erkannte, es ſei ihres Vaters Schwert mit dem von ihr ſelbſt gewirkten Gurt. Eginhard ſchickte, da er fürchtete, der Kaiſer wolle ihn überfallen, Kundſchaft aus, die aber nichts

erfahren konnte, doch hörte er vom Einsiedler Paul, der Kaiser sei, als er einem jungen Reh nachjagen wollte, im Walde verirrt. Jetzt ließ er durch einen Ritter Candidus an der Schlafkammer des Kaisers horchen, was die Gäste untereinander sprächen. Zu seiner Freude vernahm er, daß der Kaiser versöhnlich gegen ihn gestimmt sei und seiner Tochter vergeben habe. Nun ließ er sich eine große Kette und zwei eiserne Fesseln bringen, nahm sie und ging sammt seiner Gattin und den Rittern in des Kaisers Schlafkammer, wo er vor dessen Bette niederkniete, und gestand, er sei der unglückselige Eginhard. Er bat reuig um Vergebung; verweigere der Kaiser diese, so möge er ihn und seine Gattin den Seinigen übergeben. Seine hochschwangere Gattin weinte dazwischen. Der Kaiser sprach, zu Thränen gerührt: „Lieber Freund und König! Durch deine Worte hast du mir mein Herz gerührt, noch mehr aber durch deine rühmliche That. Ich dachte, du kämest mich zu fangen; so sagst du, ich sollte dich fangen . . . Du hast zwar Großes wider mich verbrochen, aber noch ein Größeres hast du jetzt in dieser Kammer an mir gethan. Hiermit sage ich dich vor der ganzen werthen Ritterschaft frei und ledig, und gebe dir deine Krone in den vorigen Würden und Freiheiten. Die Ehe, welche du mit meiner Tochter vollzogen, sei fruchtbar und segensvoll!“ Dann wandte er sich an seine Tochter und verzieh ihr ihren Ungehorsam gegen ihn und das Kloster. Er glaube, ihr Rath habe ihn zu einer solchen Gelindigkeit gebracht, da er Willens gewesen, noch mehr Volk zu werben und damit das ganze Land erb- und eigenthümlich einzunehmen. „Nun aber schenk' ichs euch wieder; aber zu einer Penitenz sollst du vier Manns- und Nonnenklöster in dem Lande bauen lassen, auf daß die Nachwelt sehn könne, daß

ich die Missethat auch an meinen Kindern nicht ungestraft gelassen habe.“ Nachts wurde auf dem Schlosse noch ein großes Gastmahl angerichtet; auch ließ man den Kriegsobristen und dem Heere anzeigen, wo der Kaiser sich befinde. Noch ehe dieser mit dem Schildknecht die Kammer verlassen, fragte er denselben, welche Gnade er sich von ihm erbitte, und er bewilligte ihm sein Verlangen, noch heute zum Ritter geschlagen zu werden, ja er versprach, ihm auch das Schloß Schildeiß zu schenken. Ueber dem Essen theilte der Kaiser seinem Eidam mit, was er dem Schildknecht zugesagt; nur dadurch, daß dieser auf den Baum gestiegen, sei er in das Schloß gekommen. Der König sagte diesem nicht allein das Schloß zu, sondern auch die nächsten Wälder. Nach Tische bedankte sich die Königin bei dem Schildknechte, daß er ihrem Vater so treulich beigestanden und ihn zum Schlosse gebracht habe. Gern bewilligte sie seine Bitte, ihm zum Ritterschlag ein Andenken zu geben, das er auf seinen Helm stecken wollte. Der Ritterschlag erfolgte. Die Königin verehrte dem Schildknechte eine blaue Straußfeder, der König sein allerbestes Schwert, die Ritterschaft einen Schild auf dem der Spruch stand: „Bleibe beständig!“ Am andern Tage wurde ihm das Schloß übergeben. König und Königin kehrten nach Prag, der Kaiser mit seinem Heere nach Hause zurück.

Zur Behandlung der Sage als Schwank in einem zweiaktigen Schattenspiele*) war Kerner durch die barocke Unbeholfenheit der Darstellung des Volksbuches und den wunderlichen Inhalt gereizt worden von dem Rathe des Hofmeisters Dietwald an bis zum Ritterschlage des Schildknechtes. Der zweite Theil be-

*) Ein Druckfehler ist es nicht, wenn es bei Kerner, ehe Dietwaldus zur Nonne tritt, heißt tritt aus dem Kloster.

richtete noch von einem andern Hofmeister, „der nicht viel nütz war und wenig gute Haare hatte“, Namens Pantalion, der seinem Zöglinge, Eginhards Sohne Friedrich, alles durchgehn ließ, ohne zu denken, wie schlimm es Dietwald ergangen sei. Sachliche Abweichungen sind nur, daß Dietwaldus (Kerner braucht launig die lateinische Form, wie auch Eginhardus) nicht von Eginhard getödtet wird, sondern sich auf dessen Vorwurf selbst mit dem Schwert durchbohrt, worauf ihn sofort der bei Kerner überall gegenwärtige Teufel holt, daß alle drei Wölfe unverletzt vorüber gehen, da der Schildknecht mit dem Kaiser sich auf einen Baum flüchtet, sie keinen davon tödten, der Bären, welche die Pferde gefressen, gar nicht gedacht wird, daß der Kaiser dem Schildknecht, als er vom Baume herabgestiegen, nicht wegen seiner Botschaft eine Gnade verspricht, sondern ihn zum Professor der Astronomie ernennt. Die prosaischen Gespräche sind meist mit sehr geringen Veränderungen aus dem Volksbuche genommen, wie z. B. die ganz nebensächliche Frage des Kaisers und die Antwort des Schildknechts, wie es ihm gewesen, als der Wind ihn im Baume wie ein Eichhorn hin und wider geweht, in ihrer Albernheit noch gesteigert wird mit Anspielung auf die Degensche Flugmaschine. Anderes hat Kerner mit mehr oder weniger Freiheit behandelt. Vortrefflich ausgeführt und gehoben ist, wie Adelheid der weltlichen Freuden nicht vergessen konnte, sie oft der adeligen Ritter und Knechte gedachte und der manchen lustigen Turniere ihr zu Ehren. Diese Rede der Nonne gefiel dem Dichter so wohl, daß er sie zweimal brachte, einmal am Anfange, dann als der auf das Wort des Zwerges weggegangene Klosterthurm wieder zurückkommt. Die eigenthümlichste Laune besteht in der Weise, wie für die Herstellung der Dekoration gesorgt wird,

Digitized by Google

die gleichsam sich selbst besorgt, und in der Art, wie die Personen ineinander übergehen und sich in mehrere zertheilen. Einige hat Kerner hinzugethan, von denen am bedeutendsten sind ein Zwerg, der auch als Becher dient, der Teufel und ein Pudel, neben denen zwei Nachtfräulein, Maus und Mäusin, ja Tisch und zwei Sessel, als redende Personen auftreten*), nicht der vielen sonst gebrauchten oder im Spiegel erscheinenden zu gedenken. Am Schlusse ladet der Kaiser alle ein, sich zu ihm ins Bett zu legen, um, wenn auch der Raum eng sei, so allen Haß vereint auszuschnarchen. Dem Kaiser, der es zuerst mit Krone und Zepter besteigt, folgen König und Königin, Ritter, Damen und Knappen, die mit Eginhard eingetreten (der Professor ist vergessen) und viele andere, so daß man fast vierzig Köpfe unter einer Decke sieht, die sich bald in Katzen-, Hunds- und Mauseköpfe, bald in verschiedene, einander feindliche Dichter und Philosophen verwandeln. So war auch noch für romantischen Spott in der Weise der tieckschen literarischen Komödien gesorgt.

Wir gedachten S. 36 des Uhlandschen Nachspiels zum zweiten Akte. Veranlaßt war dies dadurch, daß Kerner zwar der Angst und der Flucht des Kaisers und seines Schildknechts vor den drei Wölfen gedacht hatte, aber er hätte nun auch noch Riesen einführen sollen, die im weitern Verlauf des Volksbuchs eine so große Rolle spielen. Diesem Mangel half Uhland mit übermüthiger Laune ab. Er führte freilich keine Riesen aus dem Lande Kalmucki ein, sondern zwei der zwölf aus den Rosen-

*) Die Angabe des Szenars ist nicht vollständig; nicht erwähnt werden die drei Hexen, deren Stimmen man vernimmt, und der Geist des Jägers, dagegen kommt die angeführte Zigeunerin im Stücke selbst nicht vor.

Digitized by Google

gartenliedern des Heldenbuchs bekannten Rieſen, Asprian und Studenfuß (vom Rheine).***) Sein Nachſpiel ſchließt ſich unmittelbar an das Fallen des Vorhangs an. Noch während die Zuſchauer klatſchen, ruft eine fürchterliche Stimme hinter dem Vorhang: „Stille da draußen! es iſt noch nicht vorbei", und ein Rieſenarm wirft den Vorhang in die Höhe. Ganz in kernerſcher Laune ſind die Rieſen ſo groß, daß ſie nur abwechſelnd ihren Ober- und Unterkörper zeigen können. Die im Bette Liegenden ſieht man nur im Spiegel, worin das Zimmer erſcheint. Asperian erklärt, ſie beide hätten, nachdem die drei Wölfe vorübergegangen, von dem Kaiſer und dem Schildknecht erſchlagen werden müſſen (obgleich dieſe vor den Wölfen ſich geflüchtet hatten); ſie hätten nur mittags zu lange geſchlafen und ſeien deshalb zu ſpät gekommen (aber die Wölfe kamen ja auch erſt in der Nacht). Studenfuß, der die im Spiegel Schlafenden wecken will, zerſtößt dieſen durch einen Fußtritt, ſo daß die Perſonen in alle Weltgegenden zerſprengt werden. Asperian hat nichts dagegen, daß man nur den letzten Theil des Stückes ſeit dem Erſcheinen der Wölfe wiederhole. „Es muß bloß ſo viel geſchehn, daß wir mit Anſtand auftreten können." Sofort zieht er mit ſeinem ausgeſtreckten Arme die Wölfe herein. Dann erſcheint von ſelbſt wieder der Zauberſpiegel, in welchem Asperian den in Regensburg einreitenden Kaiſer ſieht, obgleich dieſer erſt eben noch in Schildeiß war. Er zieht

*) Uhland nennt den einen Asperian, den andern Staudenfuß; beiden gibt er zuerſt die gelehrte lateiniſche Form auf us, wie Kerner Dietwaldus, Eginhardus gebraucht hatte, läßt aber darauf die fremde Endung weg. In Simrocks Bearbeitung heißt der zweite Stutenfuß. Den Asprian ließ Goethe 1810 in dem Maskenzuge „Die romantiſche Poeſie" nach dem Gedichte „König Rother" auftreten.

dieſen aus dem Spiegel heraus, damit er noch einmal vor den Wölfen erſchrecke; denn von da an wollen ſie weiter ſpielen. Aber dieſer erſchreckt ſich nicht mehr, und die Aufforderung, ihn im Zweikampf zu erſtechen, lehnt er ab, weil er kein Schwert mehr habe, das bei dem „gewaltigen Erdbeben“ (der ſchrecklichen Szene zwiſchen ihm, Tochter und Eidam) in der Burg hängen geblieben ſei (und doch hat er mit dieſem noch nach dem „Erdbeben“ den Ritterſchlag ertheilt und iſt erſt ſpäter geſchieden); auch habe er alle Streithändel ſeinem Eidam überlaſſen. Nachdem Asperian den feigen Kaiſer fahren gelaſſen, zieht Staudenfuß den Profeſſor an dem Manuſcript, woraus er auf dem Katheder lieſt, zu ſich herüber. Dieſer will natürlich von einem Kampf mit den Rieſen gar nichts wiſſen, die er zuletzt für bloße Schaumgeburten erklärt. Hat Asperian den Kaiſer ruhig fortlaufen laſſen, ſo ſchleudert Staudenfuß ſeinen Mann mit dem ſchon bewährten Fußtritt fort. Zuletzt müſſen die Rieſen ſich ſelbſt tödten, und da die Zuſchauer ihren Heldentod nicht beklatſchen wollen, ruft Asperian alle Leute heraus; der Zwerg ſpringt aus dem Spiegel und zertheilt ſich in ſich ſelbſt und die Hauptperſonen des Stückes, die alle klatſchen, wie es auch die todt zurückgeſunkenen Rieſen mit den aufgeſtützten Füßen thun. Zuletzt will der Teufel durch ſeinen Pudel die Klatſchenden anfallen, wird aber von allen durch das Zeichen des Kreuzes zurückgeſchreckt. So herrſchte hier die übermüthigſte Schatten- oder Puppenſpiellaune von Anfang bis zu Ende.

Wenden wir uns nun zu der S. 36 f. erwähnten proſaiſchen Skizze Uhlands*) zurück, und fragen zunächſt, in welchen

*) In den beiden erſten Szenen ſind die Reden der Perſonen größtentheils wörtlich ausgeführt, ſonſt iſt nur die Handlung erzählt.

Punkten der Dichter von seiner Vorlage abwich, so fällt zunächst auf, daß der König Eginhard zu einem Herzog geworden. Freilich gab es zu Kaiser Otto I. Zeit kein Königreich Böhmen, aber wohl in der Sage, welcher der Dichter bei einem solchen phantastischen Stoffe folgen mußte, wie denn auch Shakespeare in seinem „Wintermärchen" nach dem zu Grunde liegenden märchenhaften Schäferroman von Green das Königreich Böhmen am Meer liegen läßt und ihm einen König Polixenes gibt, der eben so wenig geschichtlich ist wie unser Eginhard. Durch diese Aenderung gewinnen wir noch keine geschichtliche Wahrheit. Otto hat mit einem Herzog Boleslaw, nicht mit einem Herzog Eginhard von Böhmen zu thun gehabt. Eine zweite, aber für den Dichter nothwendige Aenderung war, daß Dietwald aus einem Hofmeister zu einem alten Ritter gemacht wurde, der seinen Herrn auf seinen Zügen begleitet hat. Im Volksbuch hat Eginhard, obgleich noch jung, sich schon dadurch, daß er manchen Feind mit eigener Faust erschlagen, großen Ruhm erworben, jetzt aber will er in Ruhe und Frieden sich und dem Jagdvergnügen leben. Zu seinem Zwecke mußte der Dichter in der ersten Szene Eginhards Lage näher bestimmen. Wir finden ihn kurz nach dem Antritt seiner Regierung, worin er seinem früh verstorbenen Vater gefolgt ist. Dessen Tod hat ihn von seinen Ritterzügen zurückgerufen, aber das einsame Leben in seiner Heimat behagt ihm nicht, er fühlt sich in der Ruhe halb krank, und in diesem leidigen Zustande tritt das Bild seiner Geliebten, die er zu verlieren fürchten muß, lebhaft vor seine Seele. So hat Uhland glücklich die Vorlage geändert, in der es Dietwald ist, der ihm zur Ehe räth und den Anschlag auf des Kaisers Tochter angibt. Das Bekenntniß, daß er sich auf

seinem herzoglichen Throne unbehaglich fühle, wird durch Dietwalds Frage ihm entlockt, und nachdem er und der Alte (sein vorgerücktes Alter wird sogleich erwähnt) über das traurige Schlaraffenleben ihre Klagen ergossen, kommt er dazu, seiner Liebe zur Kaiserstochter zu gedenken und der Schwierigkeit, welche ihre bevorstehende Einkleidung als Nonne und der Haß seines Stammes von Seiten des sächsischen Kaisers der Erfüllung seines Wunsches entgegenstellen. Bei der Erwähnung, daß er sich bei einem Turnier in Adelheiden verliebt habe, verweist bereits die Skizze auf den „Inhalt der Romanze Der Sieger", die schon am 1. Juni 1809 gedichtet war. Hiernach kann denn auch von der ungeschickten Annahme der Vorlage nicht die Rede sein, daß Dietwald allein die Entführung auf sich nahm; nur die mitgebrachten Geschenke und Eginhards Brief wurden daraus beibehalten. Die Vorlage spricht von schönen und herrlichen Geschenken für die Aebtissin und die obersten der Klosterfrauen (Kerners lustiger Dietwaldus bringt den Frauen „Klosterschleier oder ein paar Ostereier, angefüllt mit Diamanten"); die Skizze nennt kostbaren Schmuck, um am Tage der Einweihung (Einkleidung) die Heilige**) des Klosters damit zu zieren". Schon hier war bemerkt, Dietwald solle als der Aeltere die Hauptperson der angeblichen kaiserlichen Gesandschaft spielen, Eginhard als Diener gelten.

Zwischen dieser und der zweiten im Klosterhof spielenden Scene liegt die Reise bis Regensburg. Die Vorlage ließ Dietwald die Kaiserstochter in ihrer Klause sprechen, ihn erst, als er ihre Zustimmung erlangt hat, mit ihr in den Hof

*) Welche Heilige gemeint sei, findet sich auch in der Ausführung nicht. Die Vorlage nennt das Nonnenkloster von Obermünster zu Regensburg.

kommen. Hier hat er die Unglückliche in die freie Luft des Hofes gebracht; der Klostergarten, den sie wohl vor sich sieht, ist schattig. Adelheidens Selbstgespräch ist ganz neu ausgeführt; die Vorlage bot dazu wenig, gedachte aber des Fastens, Geißelns und steten Wachens, dagegen aus ihrem Weltleben mancher Kurzweil und der lustigen Turniere ihr zu Ehren. Sehr unbestimmt wird von ihr der Geliebte erwähnt, der wohl an sie nicht denke; auch fällt es auf, wenn sie erklärt, ihm entsagen zu können, aber nicht ihrer Liebe, um mit der Versicherung zu enden: „Mag die Zeit des Gelübdes kommen, wo die Erde in Dunkel sinken und nur der Himmel mit seinen Gestirnen leuchten soll, sei es Tag oder Nacht, so lang ich leben soll, muß mein Herz schlagen, und so lange mein Herz schlägt, schlägt es . . *)“ Ganz neu ist, aber bloß angedeutet, wie die Aebtissin mit Dietwald, dem ein Schmuckkästchen tragenden Eginhard und zwei Nonnen („Priorinnen“ in der Vorlage) aus dem Kloster kommt, die Kaiserstochter von der Absicht der beiden Abgesandten unterrichtet, diese den Brief mit großer Bewegung liest, während die Nonnen den Schmuck bewundern. Ausgeführt sind der Aebtissin Betrachtung des Schmuckes „im geistlichen Sinn“, die Worte, mit denen die beiden Nonnen Perlenschnur und Armbänder jener anlegen und den Ring anstecken, auch die zweite sie begrüßt, daß sie nun wie eine Braut geschmückt sei. Nach der Berichtigung der Aebtissin: „Als eine Braut des Himmels“, gibt Adelheid das im Briefe verabredete Zeichen der Zustimmung. Eginhard tritt mit dem Schwur, sie sei *seine* Braut, vor sie und auf ihr „Dein ewig, dein!“ eilt er mit ihr und Dietwald zum Thore

*) Das hier abgerissene Ende war wohl bloß das Wort „Liebe“, nicht, wie Notter vermuthet, „von Liebe“.

heraus. Kurz werden das Geschrei der ins Kloster eilenden Aebtissin und die nach ihrer Entfernung geäußerte Freude der beiden Nonnen über die glückliche Flucht berichtet.*) In der Vorlage schreien auch die beiden Priorinnen und es werden die zu späten Versuche der Bürger erwähnt. Aber die kurze Andeutung genügt vollkommen.

Die dritte Szene spielt in dem nicht näher bezeichneten Palast des Kaisers, der eben die Entführung der Tochter erfahren, ohne zu wissen, wer sie entführt hat. Der Kaiser hat die Kunde erhalten, ehe Eginhard nach Prag zurückgekehrt. Die Skizze sagt ganz kurz, daß er in zornige Worte ausbreche und abgehe. Die Vorlage war darin ausführlicher. Neu ist hier die Einführung zweier Pagen, von denen der eine später die Stelle des Schildknechts der Vorlage vertritt; er führt den Namen des berühmten Helden Roland, wogegen der zweite Page nicht mit Namen genannt wird. Dieser Roland ist, wie Uhland sagt, einer der Hauptcharaktere des Stückes, ja wir müssen hinzufügen, die Aufhellung des auf seiner Herkunft ruhenden Dunkels läuft bis zum Schlusse neben der Haupthandlung her. Er wirkt als eine komische Figur, obgleich sein auf thatsächliche Umstände gegründeter Glaube nicht bloße Einbildung ist; komisch wird er dadurch, daß er in die beziehungslosesten Aeußerungen eine seinem Wahn entsprechende Bedeutung legt, und seine Ahnung vornehmer Abkunft ihn nicht allein glauben läßt, er sei ein geborener Prinz, sondern auch ihn zur eitlen Einbildung führt, die Prinzessin sei in ihn verliebt, und werde ihm gewiß zu Theil werden, weil er von vornehmer

*) Auch in der spätern Ausführung ist nicht angegeben, daß die Nonnen ihr nacheilen, nicht einmal daß sie abgehen.

Geburt sei und das Schicksal, das über ihm walte, auch wo jede Aussicht verloren scheine, seinen Willen durchsetze. So ist er ein wirklicher Narr, dessen Narrheit auch durch die Entführung der Prinzessin nicht geheilt wird. Dies übersah Notter, wenn er S. 103 meinte, der arme Roland werde vom Schicksal auf eine von ihm nicht ganz verschuldete Weise gekränkt, ja man wisse nicht, was Uhland mit diesem Hauptcharakter (vielmehr einem der Hauptcharaktere) eigentlich ausdrücken wolle, sein eigener Gedanke scheine ihm unter den Händen entschlüpft zu sein. Man kann nur sagen, er übertreibe zuletzt die Komik, indem er ihn als noch ungeheilt darstelle. Roland sollte schon nach der Skizze hier dem andern Pagen verrathen, in welches wunderbare Dunkel sich seine Abkunft verliere, so daß er wohl zu jenen berühmten fabelhaften Prinzen gehöre, die zuletzt wieder zu dem ihrer würdigen Glanze gelangten. Dabei übersieht er, daß diese nicht, wie er, müßig alles dem Schicksal überlassen, sondern ihrer Abkunft würdig handeln. Er lebt und webt nur in seiner Einbildung, glaubt sich vom Kaiser ausgezeichnet, da dieser ihm eben zornige Blicke zugeworfen habe, wähnt sich von der Prinzessin geliebt, weil sie ihn, wie alle Hofbediente, beim Abschiede beschenkt habe; selbst daß diese von einem andern entführt worden, macht ihn nicht stutzig, der Entführer sei nur ein Werkzeug der Rettung der Prinzessin aus dem Kloster, dessen sich das Schicksal ohne sein Zuthun bedient habe. Daß er im ganzen Stücke sich nicht zum Handeln entschließen könne, hebt Uhland selbst hervor, was besonders von seinem Mangel an Thatkraft herkommt.

Die vierte Szene spielt in der Burg zu Prag an dem Morgen, wo die Vermählung stattfinden soll. Das auf komische

Wirkung berechnete Gespräch zwischen Dietwald und einem Hauptmann sollte das unmittelbar folgende Auftreten Eginhards mit seiner Braut am Hochzeitsmorgen einleiten; in vergangener Nacht waren diese angekommen. In der Vorlage kommt Dietwald mit der Entführten ganz in der Stille auf dem Ratschin an, wo Eginhard prächtig Hochzeit hält; sie weiß nichts von Reue und Sorge der Braut über den Zorn ihres beleidigten Vaters, und von ihrer Bitte, diesen nach der Trauung brieflich um Verzeihung zu bitten. Beides bietet hier die Skizze, dagegen ist es eine auch in der Ausführung gebliebene Lücke, daß des Entschlusses Eginhards, in den Böhmerwald zu flüchten, erst gedacht wird, als er ihn ausgeführt hat. Veranlaßt wurde dieser Mangel dadurch, daß die Vorlage der Flucht nach Schildeis erst gedenkt, als der Kaiser Böhmen mit Feuer und Schwert verwüstet. Darüber geräth denn Eginhard in solchen Zorn gegen Dietwald, daß er diesen ersticht; erst darauf schreibt Adelheid ihrem Vater, dessen schreckliche Antwort, wovon die Skizze gar nichts weiß, Eginhard zur Flucht treibt.

Die fünfte Szene führt uns in das Lager des Kaisers vor Prag. Dieser hat den Brief der Tochter empfangen: die Kunde, daß die Hochzeit bereits vor sich gegangen und der Räuber sein abgesagter Feind sei, erbittert diesen noch mehr; von einer Antwort ist keine Rede. Abgeordnete der Stadt bringen dem Kaiser deren Schlüssel und erzählen, daß Eginhard mit seiner Gemahlin in der Nacht Prag verlassen habe, um sein Volk nicht den Greueln des Kriegs preiszugeben. Die Vorlage weiß nichts von den so häufig bei Belagerungen erwähnten Abgeordneten, vielmehr ist der Kaiser mit seinem Volk nach Haus zu gezogen und will nun Eginhard mit List fangen.

In dieſer Szene wird auch des Pagen Roland Wahn fortgeſponnen. Die Mitheilung der Kaiſerstochter, die Hochzeit ſei vollzogen, hält er für eine Finte. Der Anblick der Prager Burg hat „dunkle Erinnerungen“ in ihm erregt, und ſo bildet er ſich gleich ein, er ſei ein böhmiſcher Prinz. Und doch iſt er in der allererſten Kindheit geraubt worden und ward erſt geboren, als ſein Vater in Schildeis wohnte. Daß er ſich der prager Burg noch dunkel erinnert, bildet ihm ſein Prinzenwahn ein.

In der ſechſten Szene iſt Eginhard mit Gemahlin und Dietwald bereits im Böhmerwald in der Nähe des Schloſſes Schildeis, von dem wir hier zum erſtenmal hören. Die Vorlage ſagt, daß dieſes vor langen Jahren ein Raubneſt geweſen, dahin ſich die loſen Buben, welche Reiſenden das Ihre raubten, zu flüchten pflegten; dorthin ſeien Eginhard und ſeine Gemahlin, welche bitterlich geweint, daß ſie ihren Vater ſo beleidigt habe, mit etlichen Rittern und Knechten in aller Stille nach dem Empfange der Antwort des Kaiſers geflohen. In unſerer Skizze heißt es: „Adelheid ſagt, daß es ihr bei den Beſchwerden der Reiſe und bei ihrer Verbannung wohler geweſen, als zuvor [zu Prag] in der fürſtlichen Pracht, weil ſie ſich dieſer unwürdig geachtet, durch das Unglück aber ihre Schuld abzubüßen hoffe.“ Das alte „Raubneſt“ konnte Uhland nicht brauchen; er machte es zu einem Jagdſchloß von Eginhards Vater, der es vor vielen Jahren einem verwundeten Schildknecht zum Ruheſitz angewieſen, wo er mit einigen Knechten weile. Deshalb hatte Dietwald Schildeis bei ſeiner unzugänglichen Lage Eginhard als zu ſeiner Abſicht beſonders geeignet empfohlen. Der ſo gewonnene alte Schildknecht war Uhland,

der ihm den bekannten Sagennamen Eckart gab, auch deshalb erwünscht, weil er ihn zum verschollenen Vater Rolands machen und so in Schildeis das Räthsel von dessen Abkunft lösen konnte, und so hat er ihn als eine echt romantische Gestalt mit besonderer Vorliebe ausgestaltet. Seit dem Tage, wo ihm Eginhards Vater hier einen dauernden Ruheplatz anwies, hat, so hören wir hier, der Lauf der Zeiten ihm stille gestanden.*) „Die immergrünen Tannen, die öden Felsen ließen ihn den Wechsel der Jahreszeiten weniger bemerken. Er weiß das Jahr seiner Geburt nicht, und meint schon seit vielen Jahren, daß er sechzig Jahre alt sei. Sowie nämlich wieder ein Jahr um sein könnte, denkt er immer, er möchte sich doch um ein Jahr geirrt haben, und er tritt daher nie über die Schwelle von sechzig.“ Dieser „steinalte Burgvogt von Schildeis“ war Uhland eine gar zu köstliche Figur, die er gleichsam von zwei Seiten in die Handlung verweben konnte. Während Eginhard und die Seinen auf das im Hintergrunde liegende Schloß schauen, kommt Eckart gerade von der Jagd zurück, und wundert sich sehr über die Fremden. Da Eginhard seinem Vater ähnlich sieht, hält er ihn in seiner Nichtbeachtung des Fortschrittes der Zeit für seinen alten Herrn, wird aber über seinen Irrthum bald belehrt. Eginhard erklärt ihm, daß er mit seiner Gattin unter der Verkleidung eines armen Ritters auf der Burg weilen wolle, und befiehlt ihm die strengste Verschwiegenheit.

Die siebente Szene spielt an einer andern Stelle des Böhmerwaldes zwischen dem Kaiser und dem Pagen Roland, dessen merkwürdige Sucht, in den gewöhnlichsten Dingen eine

*) Uhland schreibt nach schwäbischem Gebrauch „i st still gestanden.“

seinem Wahne günstige Bedeutung zu finden, von der Skizze weiter ausgeführt wird als der eigentliche Fortgang der Handlung, welchen die Vorlage ausführlich darstellt. Uhland wollte dieser in den Hauptpunkten folgen; deshalb konnte die Skizze das einzelne übergehn, sich fast ganz auf die Angabe des frei erfundenen Verhältnisses Rolands zum Kaiser beschränken; sein Roland sollte für die eigentliche Handlung ganz an die Stelle des Schildknechts in der Vorlage treten. Der Kaiser ist jetzt auf dem Rückwege begriffen; er hat sich von seinem Lager verirrt, indem er unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehn, den traurigen Gedanken über den Verlust seiner Tochter nachhing. Wenn nach der Vorlage der Schildknecht ihn begleitete, so läßt Uhland den Pagen ihm nachschleichen im Wahne, dieser wolle ihm im tiefen Walde geheime Entdeckungen machen; er hat den ihm immer weiter Nachschleichenden anfangs nicht bemerkt. Als Beispiele, wie Roland in alle Worte und Handlungen des Kaisers einen tiefen Sinn lege, führt die Skizze drei Fälle an: „Wenn ihn der Kaiser ‚mein Sohn' anredet, so findet er [darin] eine Anspielung auf den künftigen Schwiegersohn. Der Kaiser gibt ihm sein Schwert zu tragen; auch dies ist nicht ohne Bedeutung. Ebenso wenn Roland auf einen Baum steigen muß und der Kaiser ihm zuruft: ‚Steig' höher und immer höher!' In der Vorlage erbietet sich der Schildknecht, einen Baum zu ersteigen, ob er vielleicht von dessen Gipfel einen Menschen sehe, dem er zurufen könne; der Kaiser hilft ihm hinauf, aber da er sieht, wie der Gipfel des Baumes mit ihm hin und wieder schwankt, ruft er ihm zu, er möge herunter kommen: doch zum Glücke merkt dieser in der Nähe ein Licht, und so gehen sie, als er herabgestiegen ist, diesem

nach. So hat Uhland zu seinem Zwecke den Zuruf des Kaisers, der Schildknecht möge herunter kommen, in das gerade Gegentheil verändert.

Die achte und letzte Szene, die aber eigentlich aus mehrern besteht, stellt die Entwicklung auf Schildeis dar. Die Vorlage hatte geschildert, wie der Kaiser mit dem Schildknechte Einlaß gefunden, als sie bei der Schildwache sich als reisige Edelleute angemeldet, die aus Furcht vor dem Kriegsvolk auf Abwege gerathen seien. Die Skizze sagt nur, sie hätten sich für Ritter ausgegeben, die auf Abenteuer ausgingen; Adelheid sei schon auf ihrem Zimmer gewesen. Von der Abgabe der Schwerter, welche die Vorlage ausführlich erzählt, ist keine Rede; Uhland brauchte sie, obgleich er sie benutzen wollte, da der Kaiser kein Schwert haben durfte, bei seiner in der Skizze beobachteten Kürze nicht zu erwähnen, besonders da die Erkennung des Kaisers nicht durch das von Adelheiden bemerkte Schwert ihres Vaters erfolgen sollte. Es heißt bloß: „Man weist den Gästen ihr Gemach an.“ In der Vorlage führte der Leibknabe sie zu Bette in einen weiten Saal. Das Gemach der Gäste muß ein Nebenzimmer des Vorsaals sein. An dieser Stelle schiebt Uhland die von ihm erfundene Erkennung Rolands als Sohn Eckarts ein. Eckart hält diesen im Vorsaal zurück, obgleich dies dem Kaiser auffallen muß. „Eckart hat an dem goldenen Kreuz [das Roland hier am Halse trägt] und einem Muttermal [in der dritten Szene war nur des erstern gedacht] den Roland für seinen Sohn erkannt [der steinalte Mann scheint seit Eginhards Ankunft wieder mehr Sinn für die Gegenwart gewonnen zu haben], der ihm mit dem Kreuze, das Eckart als Gnadenzeichen von dem verstorbenen Herzog erhalten hatte, bei einem

Einfalle von Slaven geraubt worden war. [Von Kaiser Otto I. wurden die Slaven in den Ländern an der Oder und der Spree unterworfen.] Roland ist unendlich erfreut; das einsame Schloß hat sogleich seine Neugierde gespannt [daß es ihn wie eine alte Erinnerung angesprochen, ist nicht gesagt]; er glaubt, daß er absichtlich [vom Schicksal] hierher geführt worden sei. Er bittet seinen Vater, sich zu entdecken, ihm alles zu sagen, indem er nicht anders meint, als daß Eckart irgend ein verkleideter König oder Fürst sei [obgleich dies zur Erwähnung seines verstorbenen Herrn, des Herzogs, nicht stimmt]. Eckart sagt, daß allerdings ein Geheimniß obwalte, daß er aber vor der Hand nicht sprechen dürfe, wobei er das Geheimniß von Eginhards Stande im Sinn hat. Roland gibt sich zufrieden und geht in das Schlafgemach in der festen Hoffnung, daß er am andern Morgen als Prinz aufgeweckt und das große Glück im Schlafe über ihn kommen werde." So läßt also der Prinzenwahn ihn das wirkliche Glück, daß er seinen Vater gefunden, kaum empfinden, da Eckarts Andeutung eines obwaltenden Geheimnisses jenen nährt.

Zwischen diesem und dem sich anschließenden Auftritt muß einige Zeit liegen, da der Kaiser aus demselben Nebengemache tritt, in welches Roland gegangen ist. Das Wiederfinden der Tochter findet in durchaus anderer Weise statt als in der Vorlage, wo Adelheid an dem in ihr Schlafgemach gebrachten Schwerte ihren Vater erkennt, sie und Eginhard dadurch in großen Schrecken gesetzt werden, beide, nachdem sie die mildere Gesinnung des Kaisers aus dessen mit dem Schildknecht gehaltenen Gespräch erlauscht, in sein Schlafgemach sich begeben, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dies konnte der

romantiſche Dichter nicht brauchen: dem Kaiſer muß ſeine Tochter wie unerwartet im Traume erſcheinen, nachdem er ſeine Härte gegen dieſe bereut hat. „Kaiſer Otto tritt aus einer Nebenthüre. Seine traurigen Gedanken haben ihn nicht ſchlafen laſſen. Er bereut ſeine Härte gegen ſeine Tochter. Er hat ſich in die Ecke in einen Stuhl geſetzt und ſchlummert ein. Die Lampe [die er mitgebracht] erliſcht und der Mond ſcheint durch die hohen Fenſter. Adelheid, gleichfalls von unruhigen Gedanken gequält und von der Anweſenheit des Fremden nichts wiſſend [in entſchiedenem Gegenſatz zur Vorlage], erſcheint in weißem Gewande in dem Saal [ſie kommt aus der entgegengeſetzten Nebenthür], ohne den Kaiſer in der dunkeln Ecke zu bemerken. Sie trägt eine Laute, ſtellt ſich an das Fenſter in den Mondſchein und ſpielt eine ſanfte Melodie. Der Kaiſer erwacht, ſieht lange ungewiß hin und ſpringt endlich auf. ‚Mein Kind! Wach' ich oder träum' ich?' Adelheid erſchrickt. ‚Geiſt meines Vaters!' ruft ſie und entflieht. Otto bleibt zurück; er iſt noch immer nicht gewiß, ob es nicht ein Traumbild geweſen". Seltſam war es, wenn hier gleich eine komiſche Szene mit Roland ſich anſchließen ſollte; denn unmittelbar darauf heißt es: „Er ruft den Roland. Dieſer erwidert gähnend aus dem Nebengemache [aus dem der Kaiſer gekommen], ob es nun richtig ſei; denn er meint, man wecke ihn zu der längſt erwarteten Herrlichkeit." Den Schluß ſcheint Uhland ſich noch nicht beſtimmt ausgedacht, vielleicht zwiſchen verſchiedenen Plänen noch geſchwankt zu haben; denn darauf ſcheint die Schlußäußerung der Skizze zu deuten: „Die weitere Entwicklung geht nun ſchnell vor ſich." Die der Vorlage war, als unverträglich mit der Erſcheinung der Tochter, ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

So hatte sich Uhland die überlieferte Sage zu einer dichterischen Fabel umgestaltet, in welcher neben der Haupthandlung die des als Kind geraubten Pagen Roland herlief, die gleichzeitig mit der Versöhnung seines Kaisers auf Schloß Schildeis ihren dessen Prinzenwahn beschämenden Abschluß finden sollte. Die einzelnen Szenen, gleichsam Entwicklungspunkte der Handlung, bilden freilich ein in sich abschließendes Ganzes, aber sie schließen sich so wenig unmittelbar aneinander, daß zwischen allen einzelnen größere oder kleinere Zwischenräume liegen und ein Ortwechsel stattfindet, ja wir zuweilen an dem neuen Orte einer Szene in eine dort schon begonnene Handlung versetzt werden. Könnte man auch von der dritten Szene an sich je zwei Szenen als einen an zwei verschiedenen Orten spielenden Aufzug denken, die beiden ersten lassen sich zu einem solchen nicht verbinden, so daß wir alle als einzelne aufeinander folgende Szenen auffassen müssen, die eigentliche dramatische Verbindung fehlt. Uhland selbst fühlte dies, und als er die Skizze, die ihm besonders wegen der Charaktere Rolands und des steinalten Eckart, dem die Zeit stille steht, sehr gefiel und die er durch zwei neue Gestalten weiter auszustatten gedachte, endlich auszuführen sich entschloß, betrachtete er sie nicht als eigentliches Drama, sondern als ein dramatisches Märchen, dessen Schwerpunkt in dem sagenhaft dunkeln Schildeis liegt, von dem es dann auch den Namen führen sollte. Doch in der Reinschrift nannte er die Dichtung wieder „dramatische Skizze".

Als es mit „Franzeska" nicht fortrücken wollte, begab er sich am 1. September*) an die Ausführung. Zuerst ging er

*) Meiner Vermuthung (Erl. zu den Balladen S. 88), September sei statt Oktober verschrieben, steht Uhlands Aeußerung in einem Briefe an Mayer

an die dritte Szene, die den Zorn des Kaisers über die Entführung darstellen, aber zugleich den eingebildeten Prinzen Roland einführen sollte. Diesem gab er jetzt einen andern Namen und ließ im Gespräche auch den zweiten Pagen im Gegensatze zu ihm mehrfach hervortreten. Roland wurde in Strato verändert, ohne Zweifel nach dem Volksbuche, das, wie wir bemerkten, im zweiten Theile gelegentlich anführt, der zum Ritter geschlagene Schildknecht habe früher so geheißen. Freilich ist Stratos Name auch sonst bekannt (er ist von στρατός abgeleitet und soll wohl Heerführer bezeichnen). Besonders heißt so der Diener des Brutus, der diesen auf seinen Befehl tödtete, und er erscheint unter diesem Namen auch in Shakespeares „Julius Cäsar". In Lessings „Philotas" führt diesen Namen der Feldherr des Königs Aridäus. Aber dafür, daß Uhland diesen Namen später aus dem Volksbuche nahm, spricht auch der Umstand, daß er dem erst bei der Ausführung eingeführten Einsiedler auch den dort von diesem vorkommenden Namen Paul zutheilte. In Bezug auf den Namen des andern Pagen schwankte der Dichter. Zuerst nannte er ihn Claudius, wie auch ein anderer Diener des Brutus bei Shakespeare heißt, dann kam er auf den Namen des Burgunderkönigs Gunther, gab diesen aber gegen Hache auf, was nur das französische Wort für Axt sein kann, um endlich in der Reinschrift sich bei Gerold, dem Namen eines schwäbischen Grafengeschlechts, zu beruhigen. Im September gelangte die Ausarbeitung wahrscheinlich nicht über die dritte Szene hinaus. Am 9. schrieb er Mayer, er habe den Plan,

---

vom 9. September entgegen: „Ich habe einiges an Eginhard gearbeitet", was nicht auf die Skizze gehn kann.

zum Luſtſpiel „Die Serenade“ wieder aufgenommen und ſeinen proſaiſchen Roman „Hermann von Sachſenheim“ in Romanzen auszuarbeiten begonnen. Die weitere Ausarbeitung erfolgte im Oktober, nicht in der Folge der Szenen. Der Schluß der achten Szene, ſeit dem Heraustreten des Kaiſers aus ſeinem Schlafgemach, wurde nach der Handſchrift am 7. Oktober begonnen, die ſechſte nach Holland am 8. und 9. ausgeführt. Das Datum des 10. trägt erſt die vor der fünften eingelegte Szene zwiſchen beiden Pagen, die vor der ſiebenten eingeſchobene von Hache (Gerold) das des 10. und 11, und von letzterm Tage ſind auch das Auffinden Haches im Walde und der ſich unmittelbar daran anſchließende Anfang der achten datirt, während deren Schluß, wie bemerkt, am 7. gedichtet wurde. So ward alſo die liebevoll unternommene Ausführung und Ergänzung wohl am 11. Oktober vollendet, wenn auch freilich die Möglichkeit beſteht, daß die den Dichter weniger anziehenden beiden erſten Szenen und die vierte nicht am Anfange, ſondern erſt ſpäter ausgeführt wurden. Erſt nach Vollendung aller Szenen erfolgte die Abſchrift des Ganzen, wie ſie ſich in Kerners Nachlaß fand; ob die erſte oder eine Abſchrift davon, wiſſen wir nicht. Nach dieſer Abſchrift hat Keller das „dramatiſche Märchen“ abdrucken laſſen, ſonderbarer Weiſe nicht nach der manches verbeſſernden Reinſchrift, deren Abweichungen er nur unter dem Texte gibt. Wann dieſe angefertigt ſind, läßt ſich nicht beſtimmen, da Uhlands Brief, womit er die Abſchrift Keller überſandte, bisher nicht bekannt iſt, aber wahrſcheinlich hatte er die Reinſchrift vollendet, ehe er im November an die Ausführung des Tamlan ging. Daß er den Eginhard an Freund Kölle geſchickt, der ihm aber kein Wort darüber geſagt, ſchreibt er erſt den 21. Januar an

Freund Kerner. „Entweder hat er ihn nicht gelesen oder keinen Gefallen daran gefunden", äußert er ärgerlich: „es ist freilich kein Meisterstück." Gedruckt wurde zuerst der Uhland wohl besonders anziehende Auftritt der Ankunft beim Schlosse Schildeis in dem von Kerner besorgten „Poetischen Almanach für das Jahr 1812" als „Fragment" mit wenigen Aenderungen; sie ging dann mit geringen Abweichungen unter dem Titel „Schildeis. Fragment" als erste der „dramatischen Dichtungen" in die Gedichte über (1815), deren spätere Ausgaben von 1820 und 34 einiges änderten.

Die Ausführung als Märchen hat den Gegensatz der beiden Pagen, von denen im Entwurfe Claudius nur als derjenige genannt war, dem Roland seine Geschichte und seine Ahnung berichtet, dramatisch auf glückliche Weise veranschaulicht, wonach auch einiges in der Anordnung sich änderte, und er auf Schildeis neben dem Burgvogt Eckart, fast im Gegensatze zu ihm, einen andern Alten, den Einsiedler Paul, einführte, dessen Predigerweisheit den guten Dietwald langweilt, und die wirklich über alle Gebühr für den Fortschritt der Handlung sich ausdehnt, wenn dies auch dem Charakter des Einsiedlers entsprechen mag. Er ist es, der den Reisenden den Weg zum schwer aufzufindenden Schlosse gezeigt hat, und er wird geschickt auch dazu verwandt, über Eckarts Stillstehen in der Zeit die schon in der Skizze angedeutete Mitteilung zu machen. Daß dieser Einsiedler Paul, der als Spion von dem König und der Königin verwandt wurde, schon in der Vorlage sich findet, haben wir bereits bemerkt. Die Aussöhnung, in der Skizze kurz als weitere Entwicklung angedeutet, ist geschickt, wenn auch nicht mit besonderer dichterischer Kraft dargestellt, und geht, was eine entschiedene Verbesserung,

dem Rufe des Kaisers vorher; nicht dieser, sondern sein Vater Eckart ruft ihn jetzt.

Beginnen wir mit den beiden ersten Szenen, die zum Theil schon in Prosa ausgeführt vorlagen, so hat hier die Uebertragung in Verse wenig Aenderungen nöthig gemacht. Vielleicht hätte am Anfange die Zeit, seit welcher der Herzog seinem Vater gefolgt ist, angegeben werden sollen, wie es jetzt zu spät, erst beim Zusammentreffen mit Eckart, geschieht. Die Umsetzung in Verse hat bei den ersten Szenen wenig Mühe gemacht, hätte aber freilich zum Theil noch einen leichtern Fluß dem Ausdruck geben sollen. Am Ende der ersten Rede Eginhards sind die Verse:

Ein Labetrunk, von schöner Hand krebenzt,
Der kostete*) sauren Schweiß im Lanzenbrechen,

ein Zusatz, der freilich kaum ganz passend, als Ausführung, daß es im Ritterleben anders gewesen sei, sich eindrängt, ja die Erwiderung Dietwalds sich nicht so leicht anschließen läßt, was früher durch die Worte: „Ihr habt Recht, gnädiger Herr," be-

*) Anapäste, wie hier, finden sich auch in der Franceska. Dort beginnt ein Vers Eine Himmelsblume, ein anderer Zum bebenden Herzen; den Versschluß bildet einmal Rimino hier. Das schließende Schwelle betritt ist in der spätern Fassung in Schwell' betritt verbessert, und so könnte man auch in der Mitte eines Verses ohn' (statt ohne) das andre vermuthen. In unserer Szene schließt V. 3 der einzige Sitz, wie in der vierten V. 37 ursprünglich innigen Bitte stand, wo man einz'ge, inn'ge vermuthen könnte, wie die Reinschrift einmal Saloms (statt Salomons) Thron verbessert hat. Die drei Anapäste Mit den goldenen Locken, den lieben (10, 12) scheinen absichtlich, dagegen die Versanfänge Die Gelübde, In stillem Gebet, Ein schlafender Held, am Schlusse geistlichen Sinn, fahrenden Ritter nur aus Noth zugelassen. Die Reinschrift führte in der dritten Szene einen Anapäst durch die Aenderung des ungebeugten lüstern in lüsternen ein.

zeichnender als jetzt durch ja geschah. Wenn Dietwald darauf antwortet: „Nur hier die dumpfe Hofluft macht die Locken | Mir ergraut", so ergibt die Vergleichung mit der prosaischen Fassung: „Und nun hier die dumpfe Hofluft macht meine Haare bleicher", daß Nur Druckfehler statt Nun ist. Die Veränderung von bleich in grau ist kaum eine Verbesserung, da sieben Verse vorher schon das graue Haar erwähnt war. Beibehalten ist die Bezeichnung Welt der Abenteuer: die Welt ist für den Ritter dazu da, daß er auf Abenteuer ausgeht, und ihm ist noch das wichtigste Abenteuer vorbehalten, von dem man nur nicht recht sieht, weshalb er bisher noch nicht an dessen Ausführung gedacht hat, jetzt zuerst durch die Langweile seines Hoflebens darauf gebracht wird.

Dann erst beginnt die Ausführung des in der Skizze bloß erzählten Abenteuers, zu dem er jetzt fest entschlossen ist. Zum Uebergange dient Dietwalds freilich etwas sonderbare Aufforderung, sein Herr, der edle Ritter, solle seine Räthe befragen und nach deren Rathe Gesandte zur Beantwortung (Freier) an einen Hof senden. Statt eine solche Zumuthung zurückzuweisen, beginnt Eginhard ohne weiteres mit der Erinnerung an das Turnier zu Regensburg, bei welchem die Tochter des Kaisers seine Seele so mächtig ergriffen, daß er alle Ritter im Kampfe niedergeworfen. Schon die Skizze wies darauf hin, daß „hierher der Inhalt der Romanze der Sieger gehöre", die am 1. Juni 1809 gedichtet war, kurz vor Abfassung der Skizze. Und die Benutzung derselben (vgl. Erl. der Balladen S. 161 f.) ist recht gründlich; die dort fehlende nähere Bezeichnung des Turniers tritt hier glücklich ein. Die meisten Ausdrücke sind von dort genommen, aber die Ordnung in der Weise geändert,

daß zuerst, nicht erst nach „der Wangen Glut", des Schlagens des Herzens gedacht ist. Freilich muß Eginhard gestehn, daß nur Adelheidens Blick ihm ihre Neigung verrathen, er bloß den Ton ihrer Stimme vernommen, nicht wisse, was sie zu ihm gesprochen: freilich etwas wunderlich, wie man auch nicht recht begreift, daß er seit dieser Zeit gar nicht mehr an sie gedacht. Dietwalds Erinnerung, daß Adelheidens Vater seinem Hause feind, Eginhard vom Hofe ausgeschlossen sei, führt auf den andern schlimmern Umstand, daß sie im Kloster sich befindet, wo sie nächstens eingekleidet werden soll. Nach Dietwalds Hervorhebung beider Hindernisse redet er dem Alten Muth zu und eröffnet ihm, daß er gerade auf ihn dabei gerechnet habe. Zunächst verräth er nur, daß er selbst bei der Ausführung seines Planes als Dietwalds Diener auftreten werde; über alles weitere wollen sie sich noch berathen. Dadurch wird glücklich hier die Angabe abgeschnitten, wie sie sich bei Adelheiden Eingang verschaffen wollen, was am Schlusse der Skizze der ersten Szene angedeutet war. Eginhards Ungeduld, das Abenteuer auszuführen, und Dietwalds Freude, endlich wieder von dem langweiligen Hofleben befreit zu werden, geben einen guten Abschluß.

Zwischen dieser und der zweiten, im Kloster bei Regensburg spielenden Szene liegt die Reise dorthin von Prag. Adelheidens Selbstgespräch lag bereits in Prosa vor, mußte nur in Verse gebracht werden, wobei der Ausdruck nicht immer gewonnen hat. Beibehalten ist aus dem Entwurf, daß sie den Namen des Geliebten nicht nennt, sie bereit ist, diesem zu entsagen, nur nicht der Liebe, was doch etwas erkältend wirkt. Mit Recht ist ganz übergegangen die Aeußerung: „Mag die Zeit des

Gelübdes kommen, wo die Erde in Dunkel sinken und nur der Himmel mit seinen Gestirnen leuchten soll." Dagegen ist: „Sei es Tag oder Nacht, so lang ich leben soll, muß mein Herz schlagen", zu den drei pathetischen Versen ausgeweitet:

So lang ich leb', im Kloster, in der Welt,
Bei Tag, bei Nacht, im Wachen oder Traum*),
So lang ich lebe, muß dies Herz ja schlagen.**)

Das Auftreten der Aebtissin mit Dietwald und Eginhard, ihre Entfernung, um Adelheiden den Brief lesen zu lassen, und was weiter geschieht, bis sie zurückkehrt mit den Nonnen, welche den Schmuck zu sehn verlangen, den sie an dem Tage des Gelübdes der Heiligen weihen soll, war früher nur in einer szenarischen Bemerkung angedeutet, jetzt ist es glücklich ausgeführt. Eginhards Brief (die Aebtissin ahnt keinen Betrug) hat ihr die Absicht mitgetheilt, sie zu entführen, und sie aufgefordert, zum Zeichen ihrer Einwilligung die Hand aufs Herz zu legen. Diese wird von Erstaunen, Liebe und Furcht ergriffen, findet aber Zeit sich zu sammeln***), während die Nonnen den Schmuck bewundern, die Aebtissin ihn im geistlichen Sinn auslegt und sich freut, die Kaiserstochter als Braut des Himmels geschmückt zu sehn.

In der Skizze war bloß der Schluß der Szene ausgeführt von der geistlichen Deutung des Schmuckes an; hier wurden meist nur die zur Herstellung des Verses nöthigen, nicht immer

*) Die umgekehrte Folge dieser beiden Verse hat die Reinschrift verbessert.

**) In der Skizze folgt noch „und so lange mein Herz schlägt, schlägt es . . ." Der Schluß ist abgerissen. Vgl. S. 50*.

***) Dietwald beschwört sie, „um aller Himmel willen" sich zu sammeln, statt des gewöhnlichen „um Himmels willen".

dem Ausdruck vortheilhaften Aenderungen vorgenommen.*) Die Ausrufe der sechs letzten Verse sind kurze fünffüßige Jamben, nur Adelheidens „Dein ewig, dein", ist durch Dietwalds Mahnung: „Auf! laßt uns eilen!" zu einem Verse vervollständigt, der vorhergehende Vers verändert, aber zu einem Sechsfüßler geworden, wogegen „Als eine Braut des Himmels" zu kurz geblieben; die beiden letzten Verse bestehen je aus Jambus und Anapäst, der eigentliche Hülferuf beginnt, wenn er nicht ein unmetrischer Schrei ist, trochäisch, lautet jambisch aus.

In der dritten Szene, wo die Nachricht von der Entführung Adelheidens schon von Regensburg zum Kaiser gekommen, ist als dessen Aufenthalt der Palast zu Goslar angegeben, das, von Ottos Vater gegründet, unter seiner eigenen Regierung durch die Entdeckung von bedeutenden Silberbergwerken wichtig wurde. „Die zornigen Reden", in die der Kaiser ausbricht, sind in starker Weise ausgeführt, aber ohne seine Aufregung anschaulich darzustellen. Nicht glücklich werden sie eingeleitet durch den Vers: „Entführt? So lautete die Botschaft? sprecht!" Seiner selbst nicht mächtig, möchte er von den Pagen Näheres vernehmen, obgleich diese nichts mehr wissen können, als er selbst schon erfahren hat. Eine Andeutung, daß er eben den Brief empfangen, an dem noch in der Hand gehaltenen Papiere seinen Zorn ausläßt, wäre bezeichnender. 2 ff. drücken den Gedanken aus, die gewaltsame, seinen Willen verhöhnende Entführung

*) Eingeschoben wurde in der Rede der ersten Nonne, die irrig als zweite bezeichnet war, der Vers: „Drum laß' dich auch mit ihren Zeichen schmücken!" Die in der ersten Abschrift hier herrschende Verwirrung ist, wenn Kellers Angaben richtig sind, auch in der Reinschrift nicht ganz gehoben, doch die ausgefallene Bezeichnung des Ringes als Sinnbild der Liebe eingefügt.

rege ihn so auf, daß er darüber den Grund derselben augenblicklich vergesse. Die sonderbaren Verse fielen besser aus. Jetzt erst schließt sich das bittere Gefühl an, daß er nicht wisse, wer der Thäter sei, an dem er sich rächen könne. Auch diese Entwicklung der Wuth gegen den Thäter ist überspannt, wie sie wohl dem Märchen und dem Puppenspiele ziemen mag. Der Kaiser muß, man hört nicht wohin, abgehn, damit in einer Unterredung der beiden Pagen die Geschichte des einen eingeführt werde.

Das Gespräch der Pagen ist jetzt glücklich ausgeführt; eingeleitet wurde es erst in der Reinschrift durch die Versicherung Stratos, der die zornigen Blicke des Kaisers auf sich gerichtet glaubte: der Thäter sei ihm unbekannt, noch weniger sei er es selbst. Der Kaiser eilt fort, ohne ihn anzuhören. Gerolds Frage: „Was sprachst du da?" soll auf die Wunderlichkeit seiner Betheurung deuten, er sei nicht der Thäter, woran der Kaiser gar nicht denken konnte, und den Uebergang zu seinem Prinzenwahn machen. Stratos Andeutung, der Unbedeutende, der sich gar nicht rege, sei oft vom Schicksal zu Hohem bestimmt, versteht Gerold nicht ganz, nur merkt er, daß dieser sich irgend einen Antheil an der Entführung zuschreiben will. Seinen Unglauben deutet er in der Bemerkung an, kennte er ihn nicht (wüßte er nicht, daß er nur ein Page sei), so würde er ihn fragen, ob er was von der Sache wisse. Dieser kann es nun nicht unterlassen, ihm zu vertrauen, daß er etwas mehr sei als der einfache Page Strato. Gerold weiß eben nichts weiter von ihm, als daß ihn kaiserliche Reiter einst als Kind einer eingefallenen Slavenhorde abgejagt; dieser aber gedenkt des an seinem Halse gehangenen Demantkreuzes und des rothen Males,

von denen ersteres auf seine vornehme Geburt deute, das andere zur Entdeckung führen könne.*) Gerold wird wirklich durch das, was er von seiner einstigen Anerkennung hört, betroffen, besonders als Strato auf ähnliche Erzählungen in Volksbüchern**) sich beruft. In der Skizze wird Florens im Octavianus als Beispiel angeführt, wie nach alten Ritterbüchern Prinzen, nachdem sie lange im Dunkel gelebt, zuletzt wieder zu dem ihrer Geburt würdigen Glanze gelangt. Darauf beziehen sich auch hier die fünf Verse von „Du lasest" an, worin freilich die Lage sehr frei dargestellt wird, wie es dem Phantasten zu seinem Zwecke paßte. Dieser schließt damit, daß Florens, der in der rostigen Rüstung die größten Heldenthaten vollbracht, vom König der Franzosen zum Ritter geschlagen und vom Kaiser Octavianus auf das herrlichste gerüstet worden, noch vor seiner Anerkennung als Kaisersohn. Strato gedenkt hier vorher auch, wie vor langen Jahren ein von einem Adler geraubter Ring bei festlichem Gelage in einem Fische gefunden worden, mit ähnlicher freier Benutzung der Geschichte von der schönen Magelona. Unmittelbar darauf, wird ausgeführt, worauf die Skizze mit den Worten gedeutet: „Er (Strato) glaubt sich auch vom Kaiser sehr distinguirt, der vorhin alle seine zornigen Blicke

*) Des Muttermales gedenkt die Skizze erst in der achten Szene. Nach dieser hat man der Slavenhorde auch das Kreuz abgenommen. Soll nicht die Bemerkung, das Kreuz habe an ihm gehangen, als eine Selbsttäuschung gelten können, so sähe man dies gern geändert. Auch fällt es auf, daß Strato hier das Kreuz nicht am Halse trägt, wie es wirklich der Fall, als er Schloß Schildeis betritt, da dort die Erkennung dadurch herbeigeführt werden muß. Aber dieser Widerspruch ist so verdeckt, daß er kaum auffällt.

**) In alten Kunden. Kunde gebraucht Uhland mit Vorliebe von überlieferten Sagen. Vgl. Erl. der Balladen S. 18 f. 43.

auf ihn geworfen habe", dagegen ist neu, was er zum Beweise der Gunst der Prinzessin anführt. Gerold kann freilich darauf keinen Werth legen, da die Prinzessin bei ihrem Abschiede allen etwas gegeben (schon das Volksbuch berichtet, sie habe alle Hofdiener vom höchsten bis zum niedrigsten beschenkt), aber Strato läßt sich dadurch nicht stören: bloß um nicht zu verrathen, daß sie ihm besonders gewogen sei, habe sie auch alle übrigen mit Geschenken bedacht. Der neugierige Gerold läßt sich auch das gefallen; ihn drängt es das Unglaubliche zu vernehmen, wie Strato bei der Entführung die Hand im Spiele gehabt. Dieser aber weist ein solches persönliches Eingreifen als unnöthig zurück; er überläßt die Sache getrost dem Schicksal, das auch jetzt eines andern Werkzeuges sich bedient habe, um das zu bewerkstelligen, was er schon vollendet vor sich schaut. Statt des Schlußverses: „Das Schicksal wandle seinen stillen Gang!" tritt in der Reinschrift eine lange Rede Gerolds ein, der sich, und wenn er es selbst nicht erleben sollte, seine Kinder oder Enkel der Gnade des künftigen Kaisers empfiehlt; dieser glaubt denn doch zuletzt nicht an dessen Träumerei, da die Prinzessin thatsächlich von einem andern entführt ist. Doch möchten wir den frühern Schluß vorziehen.*)

In der auf der prager Burg spielenden vierten Szene (nachts ist Eginhard mit Adelheid und Dietwald angekommen)

---

*) Die am Rande der Ausführung stehende Frage Haches, die Stratos Rede vor dem vierten Verse unterbrechen sollte:

Warum nicht gleich zu Rosse dich geschwungen
Der theuren Beute nach durch alle Welt?

passen nicht recht in den Zusammenhang und wurden deshalb mit Recht nicht in die Reinschrift aufgenommen.

wurde die Skizze einfach, ohne großen Aufwand, in Gesprächsform gebracht. Der Hauptmann hat auch hier noch keinen Namen. Ausgelassen ist die abenteuerliche Beschreibung der Braut als eines Wunders. Weiter stand statt der sieben Verse von „Doch nicht der Elfen Königin" an in dem Entwurf nur: „Der Hauptmann fragt, ob es eine Feenkönigin, ob es Erlkönigs Tochter*) sei u. s. w." Dietwalds Zurückweisung der Neugierde ist doch etwas zu possenhaft**), ja der ganze Befehl desselben an den erstaunten Hauptmann dürfte besser weggefallen, etwa die Andeutung, daß heute gleich die Hochzeit gehalten werden solle, in anderer Weise gegeben worden sein. Träten Einhard und Adelheid hier gleich am Anfange ein, so empfänden wir bei der durchgängigen springenden Darstellung durchaus keine Lücke, während jetzt das Auffallende, daß ohne irgend eine frühere Hindeutung auf eine Hochzeit der Hof eines schönen Morgens in der prager Burg damit überrascht wird, erst recht grell hervortritt. In der Reinschrift wurde hier der letzte Vers ausgefüllt durch des Hauptmanns beim Anblick der Braut geäußertes: „Welch ein Engel!"

Im Gespräche des ohne jede Begleitung und Festfeier zum Altar gehenden Brautpaares spricht sich der in Adelheidens Herzen erregte Kampf zwischen Freude und Schmerz aus. Der Entwurf sagte: „Adelheid ist voll Sorge wegen ihres Vaters,

---

*) „Erlkönigs Tochter" nahm Uhland aus Herders Bearbeitung des dänischen Liedes. Goethe hatte daraus mehrere Töchter gemacht.

**) Er scherzt, es sei eine Traumerscheinung gewesen, die durch die Schönheit des Herzogs angezogen worden, er habe sie aber festgehalten, als sie in Luft zerfließen wollte, wie Homer sagt ἐς πνοιὰς ἀνέμοιο. In lichte (statt lichten) Morgenwolken steht richtig in der Reinschrift.

gibt aber Eginhards Liebkosungen nach.“ In der Ausführung fühlt Adelheid sich durch den hochzeitlichen Schmuck gestört. Eginhard merkt, daß sie nicht heiter sei, und möchte alles thun, sie fröhlich zu stimmen, ihr sorgenvolles Auge zu erheitern. Sie aber muß gestehn, daß, wie glücklich auch seine Liebe sie mache, es doch ihr Herz drücke, daß der Vater ihre Verbindung nicht segne. Eginhard kann nur darauf bestehn, daß der Kaiser zugleich mit dem Namen des Entführers erfahre, daß seine Tochter ihm angetraut sei.*) Adelheid beruhigt sich dann auch sofort, verlangt nur, daß sie sogleich nach der Trauung den Vater um Verzeihung bitten dürfe. Ursprünglich stand „Erflehn mit jeder heißen, innigen Bitte!“ Die Reinschrift setzte erflehn an den Schluß und schrieb Bitt'. Jeder, jeder möglichen. Erflehen stand schon sechs Verse zuvor so am Schlusse. Er gewährt ihr gern ihre Bitte; jetzt aber müssen sie gleich zur Kirche.**) Etwas auffallend steht dafür Tempel; man denkt sich doch eher eine Hofkapelle, aus der man schon den Gesang hört. Uhland wollte nicht das schon zweimal gebrauchte Altar wiederholen. Tempel braucht er auch wieder zehn Verse später, wo man statt Gesang lieber Geläute läse. Adelheid schließt mit dem Gedanken, den sie nach der Skizze äußern sollte, ehe sie die Erlaubniß verlangt, den Vater um Verzeihung zu bitten. Dort heißt es: „Sie sagt, ihre Liebe sei wie ein Traum, indem sie zwar alles auf das lebendigste sehe und fühle, aber keine Herrschaft über sich habe, sondern einer geheimen Gewalt folgen müsse.“ Beide Fassungen

*) Sonderbar tritt hier „Zu spät!“ ein, das sagen soll, die Vermählung dürfe nicht aufgeschoben werden.

**) In der Anrede „du süße, süße Braut“ setzt die Reinschrift schöne statt des ersten süße, was kaum vorzuziehen.

sind unklar, wie das ganze Gespräch ohne lebendigen Gefühlsausdruck.

Die folgende fünfte Szene ist ganz neu, entspricht nur insofern dem Anfange des fünften Auftritts des Entwurfs, als auch dort der Kaiser, dem Adelheid ihre mit Eginhard vollzogene Vermählung gemeldet, so wenig geneigt ist die erbetene Verzeihung zu gewähren, daß er, darüber noch mehr erbittert, schon vor Prag gezogen ist und Roland an die Hochzeit nicht glaubt. Jetzt finden wir beide Pagen kurz vor dem Heerzuge nach Böhmen in der Rüstkammer, um sich Waffen auszuwählen. Es scheint, daß sie diese zusammen betreten haben, Gerold aber die Gelegenheit ergreift, sich über die neue Kunde auszusprechen. Er meint, jetzt, wo die Nachricht gekommen, daß die Kaisertochter mit dem Böhmenherzog vermählt sei, werde Strato doch wohl die Gedanken an diese aufgeben, von der er immer geträumt habe. Aber dieser sieht in dem Briefe nur eine List*) des Böhmenherzogs, den Kaiser zur Genehmigung der Vermählung zu bestimmen, da er sie nicht mehr rückgängig machen könne (daß die Prinzessin selbst geschrieben, weiß oder glaubt er nicht), aber sie werde ihm nichts helfen, da der Kaiser vielmehr zum Kriege gegen Böhmen ziehe. Ergötzlich wird dargestellt, wie Strato eine Wunderarmatur sucht, wo das Schwert von selbst fechte, die Rüstung gefeit**) sei, der Helm unsichtbar mache, damit er kühn seine Adelheid befreien könne, wogegen Gerold eine starke, zum Kriege taugliche Bewaffnung wünscht.

---

*) Ein loser Fund. Fund, wie erst die Reinschrift statt Brief hat, von einer List.

**) Gelübt, durch Zauberworte besprochen.

So tritt hier der Gegensatz zwischen dem muthigen Burschen und dem Glücksträumer köstlich hervor.

In der sechsten Szene ist der weitere Inhalt der ursprünglichen fünften ausgeführt. Im Kaiserlager vor Prag, wo man Anstalten zur Belagerung macht, erscheinen Bürgermeister und Rath der Stadt (die Skizze sprach nur von Abgeordneten), um den Kaiser einzuladen, friedlich die Stadt zu betreten, deren Schlüssel sie zum Ueberfluß überreichen. Zu seinem bittersten Aerger erfährt er, der Herzog habe mit seiner Gemahlin eine Pilgerfahrt angetreten: aber es soll ihm nichts helfen, er wird ihn und die ungehorsame Tochter bis ans Ende der Welt verfolgen. Den Schluß der Szene bildet wieder der Gegensatz zwischen Strato und Gerold. In der Skizze heißt es hier vor dem Erscheinen der Abgeordneten: „Der Page Roland wird bei dem Anblick der herzoglichen Burg von Prag von dunkeln Erinnerungen ergriffen. Er meint, daß er vielleicht seiner Geburt nach ein böhmischer Prinz sei." Das ist hier glücklich ausgeführt. Die angebliche Erinnerung beim Anblick der Prager Burg*) ist reine Einbildung. Natürlich leitet er es auch von seinem heimischen Gefühl ab, daß ihm der Gedanke so schwer aufs Herz gefallen, sein „Heldenarm" solle das Schwert, die Fackel gegen die Fürstenburg schwingen, woran doch nur sein Mangel an männlichem Muth die Schuld trägt. Der in der Skizze fehlende Gegensatz Gerolds tritt gleich darauf echt dramatisch hervor. Während es Strato wohl ist, daß es nicht zum Kriege gekommen, würde es Gerold äußerst empfindlich sein, ohne Schwertschlag zur Stadt und zur Geliebten heimkehren zu müssen, die er mit dem Entschlusse, sich durch Heldenthaten aus-

) Zum Ausdrucke „die Fürstenburg hebt sich" vgl. oben S. 12.

zuzeichnen, verlassen hat. Drum will er sich vom zurückkehrenden Heere trennen und als Reitersmann in die Welt ziehen, dort große Thaten vollziehen. Strato räth ihm nicht ab, ja er nimmt, was freilich auffällt, nicht einmal von seinem Kameraden Abschied. Als dieser weg ist, freut er sich, daß er für sich das bessere Theil erwählt habe, da der Kaiserthron ihm in sicherer Aussicht stehe.

Die siebente, nach der Skizze sechste Szene (in der Ausführung zählt die erste Abschrift nur die dritte und vierte Szene, die Reinschrift läßt auch bei ihnen diese Angabe weg) war das einzige, was Uhland selbst im Jahre 1811 in Kerners Musenalmanach von seiner vollendeten dramatischen Skizze veröffentlichte, die Schilderung der einsamen Gegend mit dem alten Burgvogt und dem Einsiedler; sie schien ihm ein anziehendes Bild zu geben. Er änderte damals manches, strich im ganzen 16 Verse. Bei der Aufnahme in die Gedichte (1815) fiel noch ein Vers aus, ein anderer wurde umgestellt, sonst findet sich nur eine Abweichung. In der zweiten Ausgabe (1820) traten zwei unbedeutende Aenderungen ein, dagegen schrieb die achte (1834) 32 Welf statt Wolf und fügte am Schlusse das Lied eines zweiten Wanderers hinzu. Von der Skizze unterscheidet sich die Ausführung besonders dadurch, daß die Unzugänglichkeit des Schlosses dramatisch bezeichnet wird, da Dietwald selbst dieses jetzt nicht zu finden vermag und sich deshalb vom Einsiedler Paul den Weg zeigen läßt, der dann noch weiter geschickt verwandt wird, zum Theil als Gegensatz zu dem fast ganz der Gegenwart entrückten Burgvogt Eckart. Neu ist auch die sich ungezwungen einstellende erwünschte Zeitangabe, daß Dietwald mit Eginhards Vater zuletzt vor fünfundzwanzig Jahren auf

dem Jagdschloß gewesen.*) Eginhard dankt dem frommen Bruder, und ist sehr erfreut, daß die Herzogin endlich die mühsame Reise überstanden hat. Den Inhalt ihrer Erwiderung gab schon die Skizze, wo es heißt: „Adelheid sagt, daß es ihr bei den Beschwerden der Reise und bei ihrer Verbannung wohler gewesen sei als zuvor in der fürstlichen Pracht, weil sie sich dieser unwürdig geachtet, durch das Unglück aber ihre Schuld abzubüßen hoffe." Wenn sie äußert, sie habe sich der Pracht des Palastes oft unwürdig geachtet, so wird ein längerer Aufenthalt auf der prager Burg angenommen**). Eginhard sieht am Felsen einen Jägersmann kommen, den der Einsiedler als den alten Burgvogt bezeichnet.***) Dietwald fällt die große Veränderung auf, die mit ihm vorangegangen. Erst im M. A. fielen die Verse aus, mit denen ursprünglich seine Rede begann:

Ein treuer Waffenknecht des selgen Herzogs,
Bei Jugendabenteuern sein Gefährt.
Er ward verwundet einst in heißer Schlacht,
Da ließ der Herr ihn einen Ruhplatz wählen;
Er wählte sich dies reiche Jagdrevier,
Wo er mit wenig alten Knechten haust.†)

Daß Dietwald seinen Herzog doch früher über die Bewohner des Schlosses, wo er mit seiner Gattin zu bleiben gedachte,

*) Erst im M. A. (Musenalmanach) trat 7 f. die jetzige Lesart ein statt „selge Herr zum letztenmal | Hier jagte, sind nun fünfundzwanzig Jahr." Der Ausfall des es schien wohl anstößig.

**) Ursprünglich stand 13 „Weit wohler".

***) 13 gab der M. A. herum statt herab. 19 findet sich dieses statt jenes erst in den Gedichten.

†) Dieser Bestimmung von Schildeis gedenkt die Skizze erst nach der Bemerkung, Eckart lebe nicht wie andere Menschen in der Zeit.

unterrichtet haben werde, sollte man meinen, aber solche Unwahrscheinlichkeiten darf man besonders einem Märchen nachsehn. Der Wahn des Alten, seinen lieben Herrn selbst wieder zu schauen, war schon in der Skizze angedeutet, die Ausführung, besonders 24, ist nicht ganz glücklich.*) Neu ist die weite Darstellung, er habe seinen Herrn sich immer so gedacht, wie er ihn zuletzt gesehen; auch scheine die Zeit ihm nicht so lang, und noch sei in des Herzogs Zimmer auf dem Schlosse alles, wie er es verlassen, freilich der Falke jetzt ausgestopft.**) Die Geschwätzigkeit des guten Alten scheint doch etwas stark, wie die daran sich schließende Bemerkung des Einsiedlers von den im Schlosse wandelnden Geistern Längstgestorbener sonderbar.***) Neu ist Eckarts Erkennen Dietwalds, das sich ganz wohl an V. 37 („Als er vor Jahren") schlösse.

Die Erwähnung von Eckarts Alter wird jetzt durch die

*) 25 setzte Uhland erst in der Reinschrift, „Um Gott, so" statt „Ist's möglich?" — Mein junger Herr deutet darauf, daß Herzog Welf (vor 1834 stand Wolf) als er ihn zuletzt gesehen, noch jung war. — 28 stand ursprünglich Mein Gott! was die Reinschrift in das schwäbische Um Gott! veränderte. — 29 lautete zuerst: „Gott geb' dem lieben Herren frohe Urständ!" Der Wunsch einer glücklichen Auferstehung (Urständ) bezeichnet den Anteil an einem Todten. In der Reinschrift stand dafür: „So schenke Gott ihm eine sanfte Ruh!" im M. A. trat die jetzige Fassung ein.

**) 30. Sah, sah aus, wie auch häufig bei Goethe. — Nach 31 ist erst in den Gedichten der Vers ausgefallen: „Nun hab' ich mir ihn immer so gedacht." Schon M. A. änderte den Anfang von 32 statt „Es dünkt mich auch". — 36 begann zuerst: „Die halbgeleerte Flasche steht noch dort", aber schon die Reinschrift verbesserte: „Noch hängt die Armbrust dort unabgespannt", worauf der M. A. die jetzige Fassung gab. — 40 schloß ursprünglich „er aufgehört", 41 „wo der Vater blieb". Nach 42 ließ erst der M. A. den Vers weg: „Die blieben aufgesparet für den Sohn."

***) 46 schrieb erst M. A. zu dem (statt in das) Haus.

Frage der Herzogin eingeleitet; er ſelbſt gibt es auf ſechzig Jahre an, aber Dietwald meint, er ſei gewiß dreißig Jahre älter.*) Die vom Einſiedler gegebene drollige Erklärung, warum er immer nie über ſechzig Jahre herauskomme, fand ſich ſchon im Entwurf ausführlich, ohne Angabe, wer dieſes bemerken ſolle. Es hieß dort: „Er weiß das Jahr ſeiner Geburt nicht, und meint ſchon ſeit vielen Jahren, daß er ſechzig Jahre alt ſei. So wie nämlich wieder ein Jahr um ſein könnte, denkt er immer, er möchte ſich doch um ein Jahr geirrt haben, und er tritt daher nie über die Schwelle von ſechzig.“ Urſprünglich lautete die Ausführung (53—56):

Der gute Greis weiß ſein Geburtsjahr nicht;
Drum meint er längſt ſchon, daß er ſechzig ſei.
Denn wenn ein Jahr auch wieder um ſein könnte,
So denkt er jedesmal, er möchte doch
Ein Jährlein leicht zu viel gezählet haben.**)

Erſt auf Eckarts Erwiderung, es komme wenig darauf an, führt der Einſiedler aus, was in der Skizze vorhergeht. „Seit jener Zeit iſt ihm der Lauf der Zeiten ſtille geſtanden; er hat nichts von den Weltbegebenheiten erfahren; er meint, es ſtehe noch alles wie damals. Die immergrünen Tannen, die öden Felſen ließen ihn den Wechſel der Zeiten weniger bemerken.“***)

*) 51 ſchrieb der M. A. ſtatt des gemeinen „auf dem Rücken“ das gewähltere „hinter euch“, wie 47 „Ein Sechzig. Und ein Dreißig“ eintrat ſtatt „Ein ſechzig Jahr. Und ein dreißig“.

**) Die jetzige Faſſung erhielt die Stelle erſt in der Reinſchrift, nur ſtand vor 1820 V. 55 Und (ſtatt Doch) neigt.

***) 59 f. hieß es urſprünglich nur: „Die Zeit ſtand ſtill ihm in der Einſamkeit“, wogegen vier Verſe ſpäter ſich noch fand: „Drum meint er, alles ſtehe

Wunderlich ist das darauf folgende Lob der stets gleichen Gegend, weil der Wechsel der Jahreszeiten dem Jünglinge im Herbst, dem Greise im Frühjahr Schmerzen bereite.*) Es ist das eine so grämliche wie hier völlig ungehörige und in sich so hohle Vorstellung, daß wir sie nicht mit Dietwald dadurch entschuldigen können, man müsse dem Prediger diese Predigt zu gute halten, weil er lange seine Wahrheit bei keinem Menschen habe anbringen können.**) Dieser aber schildert nun noch zum Ueberfluß die Oede der Gegend***), die ihn einst so ergriffen habe, daß er im

---

noch im Alten." 63 begann zuerst: „Man höret hier nichts von dem", in der Reinschrift: „Noch hört er Kunde hier vom".

*) 69 begann ursprünglich „Ach, alter Freund" statt „Ihr Theuersten", was freilich besser den Predigerton anstimmt. — 71. Einfach langen mit der besonders von Goethe vielfach, später übermäßig, gebrauchten Verbindung eines Adverbs mit einem Beiwort wie morgenröthlich trüb, krank verdrießlich, süß bekannt. Keller S. 164 und Holland bei ihm S. 475 f. haben ganz verschiedenes durcheinander geworfen. — 73 stand früher mag (statt kann). — 80. Vor kurze fand sich ursprünglich noch eine, wodurch der Vers vierfüßig wird, aber absichtlich sollte er durch seine große Kürze auffallen. — 82 hieß es früher zur gesunden. — 83 schloß schmerzlich Sehnen weckt; die Reinschrift gab weckt der Sehnsucht Schmerz, wo seit dem M. A. Qual statt Schmerz eintrat.

**) 86 hieß früher etwas gezwungen: „Seit langer Zeit kein merksam Ohr geliehen." Ausgefallen sind darauf seit M.:

Drum mags ihn freuen, daß er einmal wieder
Recht nach Gelüsten sich ausreden darf,

mit des Herzogs Zwischenrede: „Laß mir ihn! seine Reden stehn mir an."

***) Sonderbar ist das Bild, die Gegend sei hinter dem Schritt der Zeit zurückgeblieben, nicht weniger, daß die menschenleeren Wälder und gar die starren Felsen des Gebirges außer aller Zeit liegen. Dabei wird dann hervorgehoben, daß, wie die Wälder ohne Menschen, die Felsen selbst ohne Pflanzen sind, was schon vorher bemerkt ist. — 94 schloß früher „die Pflanze siedelt dort", die

Vollgefühle seiner Kraft ihr das Schöpfungswort zugerufen*), wodurch der gute Paul zu einer komischen Figur wird. Das ist offenbar Ueberspannung, die dann den Herzog (und dazu scheint die sonderbare Stelle erfunden) zur Weissagung führt, einst würden auch diese Wälder und Felsen zu Häusern und Tempeln verwandt werden. Dietwald bringt wieder etwas Laune herein, sieht aber in der Weissagung tiefsinnige Gedanken. Nach 113 folgte ursprünglich noch als Schluß von Dietwalds Rede:

> Herr, wenn wir eine Zeit lang hier verweilen,
> Ihr werdet traun noch ein Philosophus,

Die Reinschrift änderte ihr . . . verweilet und werdet noch ein großer Philosoph, erst der M. A. ließ die Verse ganz weg.

Endlich wendet sich der Herzog wieder an Eckart, den er bittet, ihm wie seinem Vater treu zu sein, worauf er ihm dann mittheilt, daß er mit seiner Gattin unbekannt im Schlosse leben wolle. 117 stand ursprünglich deinem Schloß. M. A. ließ die Verse weg:

---

jetzige Veränderung hat den Dichter veranlaßt, gleich hier den Vers: „Die Elemente sind noch nicht geschieden", folgen zu lassen, der ursprünglich passender erst nach 98 stand. Die weitere Schilderung des „Chaos ungeheurer (früher stand „hingeworfner") Felsenblöcke", ihrer tiefen, lichtlosen Klüfte, ihrer vulkanischen Flammen, dunkeln Wasser und Nebel (erst die Reinschrift fügte die Nebel ein) gibt wohl schaurige Züge, aber hier sollte doch zunächst nur die leblose Erstarrung dieser „todten Massen" des fernen Gebirges bezeichnet werden.

*) 102 läßt sich freilich als vierfüßiger Jambus mit Anapäst im dritten Fuße lesen, aber wahrscheinlich sollte es diese statt die heißen, da sonst in dieser Beschreibung kein Anapäst sich findet. — 106 schloß ursprünglich „Still' das Schöpfungswort" statt „Stille hin: Es werde!"

Und wenn ein Wandrer einkehrt, heiß' ich nur
Ein armer Ritter, dem des Herzogs Gnade
Dies abgelegne Schloß zum Lehen gab,

dagegen wurde sein Schlußvers: „Nun, ziehn wir ein zur neuen Residenz!" schon in der Reinschrift der Herzogin gegeben mit der Veränderung: „So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein!" M. A. stellte Nun wieder her. Uhlands Lust, Lieder einzulegen, die wir schon in der „Franceska" fanden, bestimmte ihn auch trotz der Oede einen Wanderer auftreten zu lassen, der das Lied vom Tannenbaum (vgl. Erl. zu den Balladen S. 86) sang, ja im Jahre 1834 mußte noch ein zweiter Wanderer sich einfinden, um Uhlands neues Lied auf die Birke zu singen.

Von der achten, an einer andern Stelle des Böhmerwaldes zur Nachtzeit spielenden Szene ist der Anfang die Fortsetzung der neuen fünften. Gerold, der auf seinem Rosse lange umhergestreift ist, ohne eine Nachtherberge zu finden, läßt sein Roß ruhig grasen und legt sich unter einem Baume nieder, froh, daß er jetzt sein eigener Herr ist und Heldenthaten verrichten kann.*) Wie Strato von der Prinzessin und dem Thron träumt, so ist in den nach Heldenthaten sich sehnenden Gerold die Heldenkraft Wolfdieterichs gefahren, und als er so unter dem Baume liegt, gedenkt er jener Linde Otnits, unter der keiner liegen durfte, der nicht mit diesem streiten wollte, so wie der Stelle im Liede vom Wolfdieterich, der, als er hier schlief, von Otnit geweckt wurde. Seckendorfs Musenalmanach

*) Erst in der Reinschrift wurde der erste Vers: „Dort weide du, mein Roß, im hohem Gras" (irrig ist Kellers Fragezeichen) hinzugefügt. Drei Verse später verbesserte dieselbe: „Die Drossel mir (statt „Die Nachtigall") . . . singt!"

hatte im Jahre 1806 Uhlands Ueberſetzung „Die Linde zu Garten“ gebracht, aus der die hier angeführten Verſe genommen ſind.

Der folgende Theil der Szene bis zur Stelle, wo der Kaiſer und Strato abgehn wollen, iſt nach der Skizze weiter ausgeführt. Wenn nach dieſer Roland dem Kaiſer „nachgefolgt“ iſt, weil er meint, derſelbe wolle ihm im Walde geheime Mittheilungen machen, ſo wird dies hier übergangen, wogegen ſeine Entfernung vom Lager „unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehn, in der That aber, um den traurigen Gedanken über den Verluſt ſeines Kindes nachzuhängen“, und die ſchaurige Stille des Waldes in dunkler Nacht glücklich ausgeführt ſind.*) Daß Roland des beſorgten Kaiſers „mein Sohn“ und ſeinen Befehl „Steig' höher**) und immer höher“ in einem ſeinen überſpannten Hoffnungen günſtigen Sinne nimmt, iſt aus der Skizze benutzt, nicht aber, daß der Kaiſer ihm ſein Schwert zu tragen gibt und Roland auch darin eine Bedeutung findet. Der Schluß der Skizze: „Roland erblickt ein Licht und ſie gehen darnach“, iſt in heiterer Weiſe geſchickt ausgeführt.***) Ehe ſie gehen, um das Haus zu ſuchen, kann Strato ſeine Erwartung „großer Dinge“ nicht verſchweigen.

*) Im erſten Verſe des Kaiſers ſtand urſprünglich uns nach haben, weit nach Lager. Elf Verſe ſpäter hat erſt die Reinſchrift vorüberziehn ſtatt vorübergehn geſchrieben.

**) Daß jetzt des Verſes wegen „hoch“ ſteht, iſt ungehörig; es ſollte heißen „höher, immer höher“.

***) Den mehr als überflüſſigen Vers: „Sprich! biſt du feſtgewachſen an dem Baum?“ hat die Reinſchrift durchſtrichen. In derſelben iſt der unvollſtändige Vers: „Auch ſah ich himmliſche Erſcheinung“, durch „dort“ am Schluß ergänzt. Unglücklich ſcheint Hollands Vermuthung, vor „himmliſch“ ſei „eine“ ausgefallen. Gleich darauf hat die Reinſchrift ſtatt „eines Vorhangs Flor“ verbeſſert „einen Vorhang nur“, vier Verſe weiter „Leucht'“ ſtatt „Kerz'“.

Das Auffinden des schlafenden Gerold wird heiter und lebendig dargestellt. Dieser muß sie nach dem Hause begleiten. In der Reinschrift stehen statt des Verses: „Ich denk', wir lassen ihn; er schläft so gut", folgende sechs, die nicht wohl zu der vorher sich verrathenden Furcht Stratos stimmen:

Je mehr ich ihn betrachte, seltsamer
Erscheint er mir; die hohe schwarze Tanne
Gemahnt mich wie ein zauberischer Baum*).
Viel hundert Jahre liegt vielleicht der Held,
Gebunden von des Zauberschlafes Bann.
Vergebens suchen wir ihn zu erwecken,

wogegen der Vers: „Ich denk', wir lassen ihn; er schläft so gut", durchstrichen ist. Freilich wirkt danach des Kaisers kühnes Rütteln des Schläfers desto lustiger.**)

Die neunte Szene führt uns die Verirrten (zu diesen ist gegen die Skizze jetzt Gerold hinzugekommen) erst in dem Augenblicke vor, wo sie in Anwesenheit von Eginhard und Eckart sich am Male gestärkt haben, und der Kaiser seinen Dank für die freundliche Bewirthung ausspricht, setzt also eine längere Zwischenzeit voraus. Die Skizze gedachte nur der Ankunft der Verirrten, die sich für abenteuernde Ritter ausgeben, und des Anweisens eines Gemaches. Neu ist, daß die Gäste ihre Schwerter vor dem Schlafengehen abgeben***), obgleich

*) Der Zauberschlaf ist sonst nicht an Bäume geknüpft.

**) Der Vers „He, lieber Freund!" ist unvollständig geblieben. — Die Zeile: „Ihr hättets wohl gelan!" fügte hier erst die Reinschrift hinzu. Komisch ist es, und soll so wirken, daß Strato, nachdem er die zwei letzten Verse der Strophe gesprochen, wieder mit „Aufsprang Wolfdieteriche" beginnt.

***) 5. „Auf (statt in) diesem" verbesserte die Reinschrift.

Eginhard ihnen dies erlassen will. Dadurch wird es begründet, daß der Kaiser und Strato später kein Schwert zur Hand haben. Das Abgeben der Schwerter stammt aus dem Volksbuch, dagegen ist Eginhards Verzichten darauf eine Zuthat Uhlands, die kaum zu billigen ist, da man nicht recht sieht, weshalb Eginhard, der sich hier als Herr der Burg zeigt, auf den alten Brauch verzichten soll, da eine solche Freundlichkeit zu weit geht. Freilich ist auch eine andere große Freundlichkeit auffallend, daß Eginhard selbst statt des Burgvogts oder eines Leibpagen den Gästen ihr Zimmer anweist. Die Erkennungsszene ist ganz nach dem Entwurf dramatisirt.*)

Die zehnte Szene, die Entdeckung der Tochter und die Aussöhnung gibt den zweiten Theil der achten der Skizze und die dort fehlende Aussöhnung. War der Kaiser schon im Walde von Sorgen um die Tochter erfüllt, in der nächtlichen Einsamkeit des fremden Schlosses, wo es ihn nicht schlafen läßt, hat er seinem Zorn ganz entsagt.**) Die Skizze hatte gesagt, er bereue seine Härte;

*) Ursprünglich stand „Mein goldnes Kreuz! Mein liebster Sohn!" Man darf zweifeln, ob die in der Reinschrift sich findende Umstellung „Mein goldner Sohn! mein liebstes Kreuz!" vorzuziehen sei, wenn nicht etwa die Verwechslung die Verwirrung des guten Alten andeuten soll und zugleich den hohen Werth, den er auf das Kreuz legt. Unmittelbar darauf nennt er dieses zuerst unter den beiden theuersten Kleinoden. Weiter schloß der Vers: „O laß mich alles wissen, bester Vater", ursprünglich „wissen mein Geschlecht". Erst die Reinschrift setzte: „Ists möglich, Sohn? erinnerst du dich noch | Der schönen Burg, wo du geboren bist?" statt des Verses: „Du weißt es, ich bin dieses Schlosses Vogt." Hiernach soll Eckart die Erwähnung des Fürstenschlosses mißverstehn. Die frühere Fassung scheint besser zum folgenden zu stimmen. Weiter unten setzte die Reinschrift statt der Einheit „seinem dunklen Gang" die Mehrheit.

**) Ursprünglich stand „der ernste (statt weite), stille Wald", dann „das arme, | Verstoßene" statt des auf das vorhergegangene „Kindes" sich beziehenden „des armen, Verstoßenen" und „Auf meinem" (statt „Mir auf dem").

jetzt spricht er: „Ich zürne nimmer (nicht mehr), ich traure nur", und voll innigster Rührung wünscht er, sie sei wieder da, so freundlich, wie sie einst als Kind auf seinem Schooße gesessen. Als er entschlummert ist, spielt sich die Erkennung meist wie in der Skizze ab. Adelheid aber kommt nicht mit der Laute, wie es dort sehr ungeschickt angenommen wurde, sondern sie findet sie an der Wand, nach der Sitte der Ritterzeit. In der Skizze ruft der Kaiser: „Mein Kind! Wach' oder träum' ich?", in der Ausführung: „Entflieh nicht, holder Traum!", und nachdem sie mit denselben Worten wie in der Skizze weggeeilt ist*), während er, wie es etwas ungenügend heißt, umhergeht:

Bleib', holdes Kind! ihr süßen Töne, bleibt!
Verstoßt mich nicht in diese Leere!
Träum' ich? wach' ich? was ist mir geschehn?**)

Statt dieser nicht eben glücklichen Ausführung heißts im Entwurf, der Kaiser, der zurückbleibe, wisse noch immer nicht gewiß, ob es nicht ein Traumbild gewesen, und er rufe dann Roland, der aus dem Nebengemach gähnend frage, ob es nun richtig sei: erst darauf gehe schnell die weitere Entwicklung vor sich, worunter nur die Erkennung und Versöhnung gemeint sein kann. Daß Roland jetzt erst nach der Hauptlösung, und nicht vom Kaiser, sondern von seinem Vater aus dem Schlafe gerufen wird, war eine glückliche Aenderung. Die aus dem

*) Entweder durch die Thüre, durch welche sie gekommen, die des Nebengemachs, welches auf der entgegengesetzten Seite desjenigen liegt, aus dem der Kaiser getreten, oder durch die Mittelthüre, worauf der Umstand zu deuten scheint, daß man, ehe Adelheid zurückgeführt wird, „Bewegung hinter der Szene hört". Vielleicht hatte Uhland dies sich nicht bestimmt gedacht.

**) Absichtlich sind 2 f. vierfüßig, der letzte schließt mit einem Anapäst.

Vorſaal ängſtlich geſtürzte Adelheid hat das Haus aufgeregt und wird von Eginhard und Dietwald (erſt die Reinſchrift nannte dieſen ſtatt des alten Eckart, ließ dagegen Eckart ſtatt Dietwald ſamt Paul und Dienern [Knechten] mit Fackeln erſcheinen) in denſelben Vorſaal zurückgeführt. Dies wird man dem Dichter nicht verargen dürfen, der eben dieſe drei Hauptperſonen zur endlichen Löſung zuſammenführen mußte. Der Kaiſer, jetzt überzeugt, daß es wirklich ſeine Tochter ſei, will ſich ihrer bemächtigen; dadurch wird Eginhard genöthigt, ſich als ihren Gatten zu erkennen zu geben. Der Kaiſer kann glücklicherweiſe die Rache, die in ihm auflodert, nicht ausführen, weil er und die Seinen ihre Schwerter abgegeben haben. Die Bitte der Tochter, die ſich zwiſchen die Streitenden wirft, und der Edelmuth Eginhards, der auch aus ſeinem Antlitz leuchtet, verſöhnen den Kaiſer.*) Auch der Einſiedler ſpricht begütigend, während Gerolds Ritterlichkeit**) ſich nicht verleugnet***), Eckart und Dietwald ſich ſo wenig einmiſchen wie des erſtern Knechte. Nach der glücklichen Löſung ruft Eckart ſeinem Sohn, nicht, wie es früher der Fall, der Kaiſer, und ſo ſchließt das Ganze mit Stratos bitterer Enttäuſchung. Viel zweckmäßiger wäre es, wenn Strato zuletzt geheilt würde, er jetzt das Glück, ſeinen Vater wiedergefunden zu haben, für höher hielte als einen Thron,

*) „Zu (ſtatt zur) Verſöhnung" gab die Reinſchrift.

**) Auf des Kaiſers Ruf iſt er ſogleich aus dem Nebengemach geſprungen, während der noch vor ihm aufgerufene Strato nicht aus ſeinem glücklichen Schlaf erwacht.

***) In der Reinſchrift droht Gerold: „Ich würg' euch wie ein Drache", während der Vers früher ſchloß „wie wir ſtehn". Weiter fand ſich früher „gleicher (ſtatt heißer) Liebe", „ſteht (ſtatt „ſtünd") es auf" und „Es müßten meine Blicke" ſtatt „Der Tochter Blicke müßten".

und die Prinzessin dem edlen Herzog als dem würdigern gönnte. Jetzt können wir freilich darüber lachen, daß der Narr noch zuletzt nicht aus seinem Wahn erwacht, ja durch zweideutige Worte des Vaters und des Kaisers und die Anwesenheit des Einsiedlers in der geträumten Seligkeit bestärkt wird: aber wir müssen mit Bedauern die bitterste Enttäuschung voraussehen, welche ihm im nächsten Augenblicke droht. Hier hat der Dichter der komischen Wirkung die dichterisch geforderte leider geopfert. Auffällt auch, daß niemand seine Freude über das Glück äußert, das dem alten Burgvogt zu Theil geworden, der seine Erkennung des Sohnes nur dadurch bezeugt, daß er Strato als solchen ruft. Sein Wort: „Alles ist nun klar", soll bezeichnen, daß alles sich glücklich gelöst hat. Strato muß es freilich anders verstehn, da er mit der Gewißheit schlafen gegangen war, der nächste Morgen werde „alles erhellen, was verborgen war", ihm die Prinzessin schenken und seine fürstliche Abkunft an Tag bringen. Das in der Reinschrift für „klar" gesetzte „offen" dürfte weniger passend sein; es soll das Schwinden des von Eginhard ihm aufgelegten Geheimnisses bezeichnen, das er gestern Abend noch gegen den Sohn bewahren mußte. Auch die Art, wie der Kaiser ihn empfängt, ist darauf berechnet, daß der arme Strato noch im letzten Augenblick in seiner Täuschung beharrt.*) Wenn Dietwald den Dienst Eginhards verläßt, weil diese Entführung, die jetzt ein so glückliches Ende genommen, sein schönstes Abenteuer als Reiter gewesen, so läßt der Dichter ihn dies wohl nur thun, damit Gerold einen Dienst als Reitersmann finde, aber man sollte eher denken, der Kaiser

*) Der Vers „Hier ist sie, dein himmlisches Gesicht", schloß die Reinschrift „sie, deine himmlische Erscheinung", was kaum vorzuziehen ist.

müsse dessen Treue belohnen. Der Einsiedler gewinnt aus der glücklichen Lösung der Entführung die Ueberzeugung, auch in der Welt schlage noch manches „edle, fromme" Herz, und bereut es fast, daß der Zweifel daran ihn in die Einsamkeit getrieben: aber dies kann unmöglich als eigentlich sittlicher Kern der Geschichte gelten. Zur guten Letzt muß die komische Person noch den Einsiedler für den Priester (man erwartete eher „Pater") halten, der ihn trauen soll.

Als eigentliches Drama kann „Herzog Eginhard", wie die Dichtung heißen sollte, statt des nur den Ort der Aussöhnung bezeichnenden Namens Schildeis, gar nicht gelten, da er nur eine dramatische Geschichte gibt, ja eigentlich nur ein Märchenspiel ist, dem man in der Form manches zu Gute halten darf. Wenn Uhland selbst es später als „dramatische Skizze" bezeichnete, weil es bloß einzelne am Faden einer Handlung sich folgende Szenen mit kürzern oder längern Zwischenräumen enthält, so möchte dies deshalb nicht gelten, weil eine Skizze nur die allgemeinsten Züge gibt, hier aber sogar eine zweite Geschichte neben der ersten herläuft, und dieser zum Theil eine dritte, die Gerolds, gegensätzlich zur Seite tritt. Dadurch kommt freilich Abwechslung in die einfache Geschichte und die Uhland beliebte Komik zu ihrem Rechte, aber keine dramatische Verwicklung. Die Charaktere sind mit Ausnahme der beiden Pagen nicht lebendig ausgeführt, was aber mit dem Märchenhaften der Sage zusammenhängt, für das auch König Eginhard besser gepaßt hätte. Trotz allem dürfen wir uns dieses Märchenspiels als einer anmuthigeu Gabe des jungen Dramatikers erfreuen.

Digitized by Google

In dem Briefe an Kerner vom 10. Juni, worin Uhland die Vollendung der Skizze eines Eginhard gedenkt, lesen wir auch: „Einen guten Stoff zu einem Drama gäbe vielleicht eine der von [Prof.] Conz übersetzten Balladen, der junge Tamlan.“ Nachdem er den Inhalt derselben mitgetheilt und einiges über die Elfen bemerkt, fährt er fort: „Ich schreibe dir hierüber so ausführlich, weil vielleicht auch du aus diesem romantischen Stoffe etwas machen magst. Ob ich dazu komme, weiß der Himmel; brächten wir beide etwas heraus [wie beim „Eginhard“], um so schöner.“ Die den Schluß der vorhandenen Ausführung bildende Szene, „das Ständchen“, das zuerst in Fouqués „Musen“ erschien, fällt auf den 13. und 14. November; denn das Tagebuch berichtet an ersterm: „Die Stelle über die Geige“, die doch wohl gleichzeitig mit den vorhergehenden 38 Versen gedichtet ist; am 14: „Ausarbeitung der Nachtmusikszene“ (die folgenden 54 Verse). Die „erste Szene zum Tamlan“ erwähnt das Tagebuch am 19. December; gemeint ist das den Anfang bildende Gespräch zwischen Randolf und Dunbar. Am 21. Januar 1810 meldete er Kerner, er habe den ersten Akt ausgearbeitet und noch eine weitere Szene, ohne Zweifel das Ständchen, das er beilegte**), unter der Ueberschrift: „Die Serenade, Episode eines unvollendeten Dramas. Personen: Junker David, Thomas, Absalon und andere Bediente Davids. Szene: Garten mit einem Flügel des Schlosses.“ Weiter heißt es im Briefe an Kerner: „Junker David ist ein von den Elfen statt des geraubten Tamlans ausgesetzter Wechselbalg. Sowie Tamlan zurück-

*) Wenn Keller S. 268 drucken ließ: „Du erhältst hierbei einige Szenen daraus“, so muß dies ein Versehen sein. Uhland schrieb oder wollte schreiben „eine Szene“, wie er auch gleich darauf nur von einer Szene spricht.

kehrt, verſchwindet jener. Die Mißtöne löſen ſich in Harmonie auf, Abſalon findet die gewünſchte Muſik. Findeſt du dieſe Szene nicht ſchlecht, ſo kannſt du ſie Varnhagen mittheilen. Schreibe dein Urtheil! Ich konnte indeß nicht fortarbeiten; denn die Szenen im Elfenlande erfordern doch eine eigene Stimmung." Vierzehn Tage ſpäter meldete er Karl Mayer, er habe den erſten Akt und eine Szene darüber von „Tamlan und Jannet", der dramatiſchen Bearbeitung einer altſchottiſchen Ballade, vollendet, die aus drei Akten beſtehn ſolle. Für Tamlan war auch die Ballade „Harald" (Erl. S. 214 ff.) wenigſtens gedacht, die er am 10. März 1810 dichtete, wo er kaum noch auf die Vollendung des Elfendramas ſann. In dem zuerſt angeführten Briefe an Kerner heißt es: „Der Inhalt [der Ballade] iſt kürzlich folgender: „Tämlan [Uhland wechſelt in den Formen des Namens], Sohn des Grafen Randolf Murrai, und Jannet, Tochter des Grafen Dunbar von March, liebten ſich ſchon als Kinder. Im neunten Jahre wird Tamlän von ſeinem Oheim auf die Jagd genommen; es erhebt ſich ein Nordwind, ein Todesſchlaf kommt über ihn, er ſinkt vom Pferde, die Elfenkönigin trägt ihn fort. Wie er als Elfe zu Jahren kommt, ſo nimmt er jedem Mädchen, das in den Garten kommt, wo er ſich aufhält, einen Ring, einen Mantel oder gar noch mehr. Jannet geht dennoch hin und kommt an einen Brunnen, wo Tamläns Pferd ſteht. Sie bricht drei Roſen, worauf Tamlän ſelbſt erſcheint. Jannet wird ſchwanger von Tamlän, was füglich weggelaſſen würde. Sie geht beim Mondſchein wieder zu dem Brunnen und bricht Roſen. Tamlän erſcheint. Sie fragt ihn, ob er auch ein Chriſt ſei u. ſ. w. Er erzählt ihr ſeine Geſchichte und die Lebensart im Feenland.

Man kennt hier keine Krankheit noch Pein; man kann die Geſtalt laſſen und ändern, wie man will; man ſchläft in Roſenbüſchen, ſcherzt in Stromes Welle, ſchwebt auf den Winden und auf dem Sonnenſtrahl. Drum würd' er nie müde hier zu wohnen, wenn nicht alle ſieben Jahre die Feen der Hölle ein Pfand zahlen müßten; er fürchtet wegen ſeiner ſchönen Geſtalt, daß er es diesmal ſein müſſe. Wenn ſie ihn retten wolle, müſſe ſie eilen. Heute Nacht werde das Feenvolk ausreiten. Er werde auf einer milchweißen Stute reiten; ſie ſolle ihn herabziehen. Zwar werde er ſich in ihren Armen in eine Natter, glühendes Eiſen, einen Aal, einen Schwan u. ſ. w. verwandeln; ſie ſoll' ihn aber nur feſthalten, ſo werd' er ſchon wieder ſeine rechte Geſtalt annehmen. In der finſtern Nacht geht Jannet hinaus. Es kommt ein Sturmwind; helle, wunderbare Töne der Elfen nahen ſich; denn feierliche Klänge wie ernſte Gedanken können die Elfen nicht ertragen. Sie ſingen begeiſtert von Lieb' und Freude, gleich Wolken in der Luft. Bald kommt der ganze Feentrupp geritten. Flederwiſch eilt voran mit zwitſcherndem Licht; zuerſt die ſchwarze Stute, dann die braune, dann die milchweiße. Jannet zieht den Reiter herab; es erhebt ſich ein geſpenſtiges Geſchrei. Die Elfen meinen Jannet gewonnen zu haben. Sie verwandeln Tamlän in die obgedachten verſchiedenen Geſtalten. Jannet aber hält ihn feſt in jeglicher Geſtalt, daß er ihres Kindes Vater ſein ſollte. So gewinnt ſie ihren Treulieben. Die Feenkönigin ärgert ſich, daß ſie Tamläns Liebe nicht gemerkt. ‚Hätt' ich nur geſtern den Witz gehabt, den ich heute gekauft, ich hätte meinen Tribut gern ſiebenfach der Hölle bezahlt, eh' ich dich fortgelaſſen hätte.' Dieſes Märchen ſcheint mir zur Bearbeitung geeignet. Es

könnte der reizende, phantaſtiſche, aber herzloſe Liebesſcherz der Elfen mit der weniger glänzenden, aber innigen, herzlichen Liebe Jannets zu Tamlän in Kontraſt geſetzt werden. Die Elfen ſind beſonders in der unterſtrichenen Stelle [S. 92, 15 f.] gut charakteriſirt. Eine andere Ballade erzählt von einem Sänger und Harfner Thomas, den gleichfalls die Elfenkönigin verführt und der ſieben Jahre im Elfenland bleiben muß, weil er ihre roſigen Lippen geküßt. Dieſer könnte auch aufgeführt werden. Ueberhaupt muß jenes Buch [aus dem Conz die ſchottiſchen Balladen überſetzt hatte] noch mehreres über die Elfen enthalten. In Shakeſpeares ‚Sommernachtstraum' kommen auch die Feen mit Oberon und Titania, ihren Beherrſchern, vor, ich vermeide aber dieſes Stück zu leſen." Conz hatte ihn wohl auf dieſes verwieſen; daß die Elfen auch in zwei andern Stücken Shakeſpeares auftreten, wußte er nicht, wonach ſeine Bekanntſchaft mit dieſem damals nicht ſo ausgedehnt war, wie man denken möchte.

Das Elfenmärchen hatte ihn angezogen, aber er blieb, wie ſo häufig, am Anfange des Stückes, in demjenigen, was er zur dichteriſchen Ausführung hinzuthun wußte, ſtecken; die dramatiſche Darſtellung, wie Jannet aus dem Elfenzuge den Tamlan ſich zurückgewinnt, wollte ihm nicht gelingen, wie ſie denn auch ſchwerlich gelingen wird; nur die Ballade kann ſie erzählen, nicht das Drama ſie auf die Bühne bringen. Und ſo hat Uhland ſelbſt dieſe in den Balladen „Harald" und „Die Elfen" ſpäter glücklich vorgeführt. Den unterſcheidenden Charakter dieſer Naturgeiſter hat er, wie der Brief an Kerner zeigt, ebenſo richtig erkannt, wie Goethe ſchon im „Intermezzo" des vollendeten erſten Theiles des „Fauſt", der 1808 erſchienen war, aber

Uhland ebenso wenig bekannt gewesen zu sein scheint als die Elfen in Wielands „Oberon". Daß aber der Elfenzug und die Befreiung Tamlans wirklich auf der Bühne dargestellt, nicht aber erzählt werden sollten, zeigt das dem Anfange der Dichtung vorgesetzte, auf das ganze Stück sich beziehende Personenverzeichniß; denn hier erscheinen die Elfenkönigin, Ariel, der ein Sylphe heißt, die beiden in das Reich der Elfen gezogenen Menschen, der in Uhlands Brief erwähnte Sänger Thomas und der auf dem Steine sitzende Held Harald, dann Elfen und Sylphen. Wie sich Uhland hier die Elfen von den Sylphen verschieden gedacht und weshalb er letztere den Elfen hinzugefügt, wissen wir nicht; der deutsche Aberglaube versteht unter den Sylphen die Geister der Luft, im Gegensatz zu den drei übrigen Elementen. Jannets glückliche Befreiung ihres Tamlan sollte den Schluß des zweiten Aktes bilden, im dritten Jannet, nach der man ängstlich gesucht, mit ihrem Tamlan aus dem Feenlande zurückkehren, zugleich auch der gleichfalls befreite Sänger Thomas und, was freilich sehr stark war, der vom Zauberschlafe befreite Harald. Daß dies auch bei der Ausführung beibehalten worden wäre, darf man bezweifeln, ja wir möchten glauben, Harald würde bloß in der Ballade aufgetreten sein, welche wohl vom Sänger Thomas vorgetragen werden sollte.

Die ganze Erfindung Uhlands, die wir noch in den Hauptzügen erkennen können, war vortrefflich. Der erste Akt sollte die Handlung der Befreiung Tamlans durch die von der Liebe Macht zum tapfern Aushalten der schrecklichsten Erscheinungen gestärkte Jannet einleiten. Er zerfiel, man kann sagen, fast nothwendig in drei Szenen. Die erste, das Gespräch der beiden Väter, versetzt uns in die Mitte des traurigen Zustandes, der

durch den entschlossenen Muth Jannets gehoben wird. Wir hören, daß Randolfs Sohn vor sechs Jahren während einer Jagd plötzlich verschwunden ist, der Vater und Jannet fest glauben, die Elfen hätten ihn entführt, und dessen Wiederkehr erwarten, daß es eben der Tag vor Johannis ist, Jannet jährlich am Johannismorgen im Brautschmuck sich in eine Rosenlaube setzt, wo sie die Rückkehr des Bräutigams erwartet, die sie nun ganz bestimmt vom nächsten Morgen hofft, wie auch ihr Vater, der Dunbar versprochen, wenn dies nicht geschehe, morgen nach der Hauptstadt zurückzukehren. Gelegentlich erfahren wir, daß ein „mißgeschaffener" Junker David Jannet mit seiner Bewerbung quält. Ihr Abgang wird dadurch begründet, daß Randolf mit dem Freunde noch einmal im Waldgebirg die Stelle besuchen will, wo er seinen Sohn zuletzt gesehen.

Die lustige Person, die in Uhlands Märchendichtungen nie fehlen darf, lernen wir in der unmittelbar sich anschließenden zweiten Szene kennen. Der Dichter hat auch diese glücklich in die Elfendichtung verflochten. Es ist ein sogenannter Wechselbalg, den die Elfen statt des geraubten Tamlan haben stellen müssen. Das ist freilich eine kühne Neuerung; denn Kielkröpfe oder Wechselbälge heißen die Teufelskinder, welche die Hexen statt der Menschenkinder in die Wiegen legen. Unser Junker aber muß, da die Entführung Tamlans vor sechs Jahren geschehen ist, als ein erwachsener Bursch in die Welt eingeschmuggelt worden sein, zwar mit bedeutenden Geldmitteln, aber mit großer Häßlichkeit, einer widerlichen Stimme und einer Laute, die nur Mißtöne hervorbringt, also der entschiedenste Gegensatz zum Wesen der Elfen. Und der Name David, auf den der närrische Junker sich etwas einbildet, indem er den

Pſalmenſänger als ſeinen Ahnen in Anſpruch nimmt, iſt ein Hohn auf ſeine Perſon. Glücklicher konnte Uhland dieſen nicht einführen als im Begriffe, ſeiner vor ihm ſich entſetzenden Geliebten, Tamlans Braut, ein Ständchen zu veranſtalten, und zwar in der Nacht, in welcher dieſe ihren Bräutigam der Elfenkönigin entreißen will. Dazu muß ihm ein anderer das Lied dichten. Er ſelbſt ſingt alles nach derſelben Melodie zur Harfe, beſitzt aber auch, wie ſich ſpäter zeigt, ein beſonderes Orcheſter. Die luſtige Art, wie er ſeinen Diener Thomas (anſtößig iſt, daß dieſer denſelben Namen hat wie der von der Elfenkönigin verführte Sänger) dazu bringt, ihm ein Ständchen zu dichten, iſt mit beſter uhlandiſcher Laune ausgeführt, dem wunderlichen Weſen dieſes geckenhaft eiteln, dummen, dazu auch trotz ſeines Geldes knickerigen Bewerbers gemäß. Der abgeſchmackten Wuth Davids entſprechen auch die rüpelhaften Antworten des Dieners David.*)

*) Notter hat die Szene nach der frühern Faſſung gegeben, Keller nach Uhlands Reinſchrift. Notters Abweichungen ſind: 3 umgelockert ſtatt nun (oder neu) gelockert, 5 auch ſtatt leicht, 55 dichten ſtatt machen, 62 „Nun wie ich zärtlich rühre ſo das Spiel", 74 „Du darfſt dabei nur an die Bilder denken", 80 gelinge ſtatt gelungen. Die übrigen ſcheinen auf Verleſen oder Druckfehlern zu beruhen, auch wohl 33 an ſtatt in. — Bei „Mir kam im Trinken erſt der Durſt" (2) liegt eine ſprichwörtliche Redeweiſe zu Grunde. — Die Worte „Daß ſelbſt kein ſchlimmer Traum ſie dieſe Nacht Mir noch entfremde" (18 f.), deuten darauf, daß er morgen früh ſich förmlich um ſie bewerben will, und zwar in der köſtlichen Roſenlaube, wo ſie immer am Johannismorgen ſitzt; denn darauf beziehen ſich die letzten abgeſchmackten Worte, die er an die Laube richtet. Ein ſpäterer Zuſatz war, daß Thomas beim Abgehen „an den Fingern abzählt", was nur auf das Abmeſſen der Verſe gehn kann. Wenn David ſagt, er ſolle im Walde an allen Büſchen Blätter abzupfen, ſo liegt wohl die Anſchauung zu Grunde, daß er dies im Mißmuth über das Nichtgelingen thut, wie derjenige, dem das Dichten nicht glücken will, an der Feder oder an den Nägeln kaut.

Digitized by Google

Treffend schließt die unmittelbar sich anschließende dritte Szene*) die Einleitung ab. Jannet und ihre Zofe kommen aus dem Hause, wo sie Davids Gespräch mit Thomas vernommen haben. Auf das spöttische Lachen der Zofe erwidert Jannet mit der Aeußerung ihres Unmuthes, daß der leidige Mensch sie noch immer mit seiner „Mißgestalt, Mißtönen und Mißgedanken" verfolgen wolle, aber sofort bringt sie die Rede wieder auf das, was jene über die Elfen in der Johannisnacht von ihrer Mutter erzählen gehört hat, wobei freilich der Uebergang: „Doch wir lassen das. Sprich wieder", nicht ganz geschickt ist. Hier hat Uhland die Vorstellung von der Johannisnacht der Elfen zu seinem Zwecke glücklich umgestaltet. In dieser heiligen Nacht steht das Feenland den bösen Geistern und den Menschen offen; dem Berggeiste muß die Elfenkönigin „ein theures Haupt" (die Bezeichnung ist absichtlich unbestimmt) aus ihrem Reich gefesselt bringen, und die Elfen dürfen keinen Widerstand leisten, wenn ein von ihnen geraubter Mensch durch Menschenhand ihnen entführt wird; nach der schottischen Ballade müssen die Feen alle sieben Jahre der Hölle ein Opfer zahlen, und gerade in der heutigen Nacht ist ein solches fällig. In der Johannisnacht führt jeder Weg in das sonst verschlossene Elfenreich, das im Gebirge liegt. Die Zofe erschrickt, als sie hört, ihre Herrin wolle diese Nacht ihren Tamlan den Elfen entreißen, wovon sie diese auch dadurch abzuhalten sucht, daß kein ins Elfenreich Geraubter mehr der Menschen gedenke, was freilich der Ballade widerspricht, aber Jannet soll eben dadurch veranlaßt werden, ihre feste Ueberzeugung auszusprechen, daß auch dort ihr Tamlan

*) In Bezug auf den Vers sind der anapästische Schluß „den kindlichen Sinn" (42) und das als Jambus beginnende „feindlich" (9) zu bemerken.

die ihr einſt gelobte Treue nicht vergeſſen könne; dabei hören wir denn auch, dieſer habe ihr mehrfach erzählt, daß eine wunderſchöne Frau ihn an ſich gelockt habe, worauf ſich ihre Gewißheit gründet, daß er von der Elfenkönigin geraubt ſei. Umſonſt ſucht die Zofe ihr das ganze Elfenreich als reines Märchen darzuſtellen; ſie glaubt an dieſes, nur nicht daran, daß ihr Tamlan im Elfenreich ſie vergeſſen habe. Was von Tamlans Berauben anderer Mädchen und Schlimmerm erzählt wird, ließ Uhland natürlich bei Seite, noch weniger konnte er Jannets Schwangerſchaft benutzen. Da es der Zofe, die nur mit Schaudern an die Elfen denken kann, nicht gelingt, ihr Fräulein, welcher der Vater geſtattet hat, abends im Mondſchein zu ſpazieren, von dem Gange im Gebirge abzuhalten, ſo gibt ſie ihr ſchließlich den Rath, nur ja dort nichts zu genießen, da ſie ſonſt den Elfen verfallen ſei, mit Benutzung eines ſonſt bekannten Aberglaubens. Nur der Schlußvers ſcheint etwas ungenügend. Jannet müßte mit größter Zuverſicht ſcheiden (jetzt fügt ſie zu der Verſicherung, auf den Rath zu achten, bloß ein Lebewohl), und daß die Zofe der eben Geſchiedenen bloß nachruft: „Ach, Fräulein, bleibt!“ macht kaum einen ſtarken Eindruck. Man würde einen Segenswunſch der ängſtlich Beſorgten für angemeſſener halten.

Vom zweiten Akte iſt bloß die erſte Szene vorhanden.*)

*) Statt der Ueberſchrift „Zweite Szene“, die ſich nur darauf bezieht, daß ſie die zweite auf das Ständchen bezügliche, ſollte es jetzt zweiter Akt heißen. Gedruckt wurde die Szene 1813 in Fouqués „Muſen“, zwei Jahre ſpäter erſt als zweite der „dramatiſchen Dichtungen“ mit wenigen Abweichungen in den „Gedichten“. Die erſte Faſſung ſchickte Uhland, wie ſchon bemerkt, den 21. Januar 1810 an Kerner.

Hier tritt zuerſt eine andere wunderliche Geſtalt auf, der von David zu ſeinem Orcheſter erzogene Geiger Abſalon. Die Liebe zur Muſik hat ihn von Haus in die weite Welt getrieben; da iſt er zu David gekommen, der ihn in Dienſt nahm und auf der Geige unterrichten ließ, aber die Geige, die er ihm, „ein werthes Erbſtück, trefflich ausgeſpielt", gab, iſt „ein Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind", dem kein reiner Ton zu entlocken iſt; dieſe haben ja die Elfen dem Wechſelbalge nur zum Hohn mitgegeben. Unklar bleibt es freilich, ob der Knabe, dem die wandernden Harfner Boten einer „Welt von vollern Harmonien" waren, nicht ſchon ein Inſtrument geſpielt oder ob er ganz wild in die Welt gerannt, um „das gelobte Land der Himmelsſprache der Muſik" zu ſuchen. Das erſtere, das wahrſcheinſcheinlicher iſt, hätte angedeutet werden müſſen. Bei David fand er die ſchrecklichſte Disharmonie; ſein ganzes großes Orcheſter brachte ſo wenig wie er einen reinen Ton hervor. Aus wie vielen Inſtrumenten es beſtand, ergibt ſich nicht, aber alle Diener Davids, deren Zahl unbeſtimmt bleibt, ſind unharmoniſche Muſiker. Als Junker David beim Mondſchein im Garten erſcheint, um ſeiner Geliebten ein Ständchen zu bringen, freut er ſich des Singens der Fröſche und des Pfeifens der Grillen, die ſeinem unharmoniſchen Gefühle ein Labſal ſind. Durch ſeine Aufforderung an das Orcheſter, jetzt anzufangen, ruft er Abſalons Verwünſchung dieſes „Frevels gegen die Muſik" hervor, der eine ſo heitere Nacht ſchände. Erbittert ſpottet er über Davids Wahn, er könne das Herz ſeiner Dame gewinnen.*) Da dieſer ihm deshalb Undank vorwirft, erklärt

*) Schon in den „Muſen" ſchrieb Uhland 10 „Sproſſen" ſtatt des urſprünglichen, weniger gemäßen „Stufen".

er es für das größte Unglück, daß er auf seiner Wanderung nach dem Lande der Harmonie zu „den Gegenfüßlern der melodischen Zone" gekommen.*) Wenn er sagt, David treffe die rechte Seite, die er nie getroffen, so ist „treffen" nur an zweiter Stelle eigentlich, an ersterer bildlich zu verstehn. Die „rechte Seite" ist der richtige Punkt, daß die hier empfangene Ausbildung in der Musik sein eigentliches Unglück geworden. Die Berufung auf sein „tonliebendes Geschlecht" und seine väterliche Sorge für ihn, weist er spottend zurück.**) Daß er ihn „aus der Christenheit gerissen", deutet darauf, daß er im Banne der Disharmonie, gleichsam im Heidenlande, leben müsse. Als er gar der ihm gegebenen Geige zu gedenken wagt, bricht er in einen entsetzlichen Fluch über diese aus.***) Der Herr weist ihn mit der Bemerkung ab, er möge ihm folgen, so lang er noch in seinen Diensten stehe, und er fordert alle seine Musikanten auf, ihre Instrumente zu stimmen†), worauf

*) 28 schrieb Uhland statt „den Antipoden" in der zweiten Ausgabe der Gedichte" (1820) „dem Gegenfüßler", aber es muß heißen „den Gegenfüßlern"; denn „euch", wie bis dahin mit Recht gelesen worden, nicht das den Herrn anredende „Euch", geht auf das ganze unmusikalische Orchester, das er hier gefunden hat.

**) 31 begann ursprünglich „Vielleicht von" und schloß mit „Bathseba". Die Verbesserung war bloß metrisch.

***) 42 steht „gekettet" statt „gebunden" erst in den „Gedichten". — 49. Um sich böser Geister zu versichern, beschwört man sie in Gläser oder Felsenlöcher; will man sie fortschaffen, in Säcke, um sie zu ersäufen, wie Goethe im „Götz" von einem Kapuziner spricht, der einen solchen in einen Sack beschworen. — Die „Gedichte" gaben 52 „wo" statt „da", 55 „Mißton" statt des schon vier Verse früher gebrauchten „Mißlaut", 58 „Menschenohren" statt „Menschenwohnung". In den „Musen" stand nach 58 noch „Laßt uns stimmen!" als Schluß der Rede Absalons.

†) Statt des Verses der „Gedichte": „Halt' ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs

Absalon in Verzweiflung ausbricht, daß alle Harmonie aus der Welt verschwunden. Natürlich muß, wenn schon jedes Stimmen unangenehm in die Ohren fällt, das Durcheinander der zu Mißtönen geschaffenen Instrumente fürchterlich sein. Doch David gebietet Absalon Ruhe, weil er jetzt singen wolle. Statt „Still!“ stand früher „Auf!“ Ein offenbares Versehen war es, wenn in der Reinschrift als besonderer unmetrischer Vers steht: „Still! ich singe. Auf!“ Wenigstens müßte „Still!“ den vorigen Vers schließen, wenn man auch einen zweifüßigen Vers: „Ich singe. Auf!“ sich gefallen ließe, so daß David zuerst den Grund angäbe, weshalb er Ruhe befehle, dann zum Beginn des Spiels aufforderte. Die Worte, die ursprünglich Thomas mit Spott auf den Herrn, der den darin liegenden Hohn nicht merkt, dazwischen warf, um sich als Verfasser des Liedchens*) vorzustellen:

Merkt wohl! Das artige**) Liedchen ist von mir,
Ganz warm noch, eben aus dem Ei geschlüpft,

sind in den „Gedichten“ ausgefallen, leider auch darauf die nothwendige szenarische Bemerkung: „Sie spielen in Mißtönen.“ Absalons Entsetzen über den Mißton der Instrumente und der Kunstleistung Davids trifft letztern um so empfindlicher, als er in der Frage, ob er nicht von diesem Mißgetön krumm geworden, seine Augen sich verdreht hätten, ein Spott auf seine Mißgestalt erkannt.***) Dieser spottet dann, jetzt wisse er, wie es seinem

gestimmt!“ standen früher die beiden: „Gehorche du, so lang die Dienstzeit währt! | Zum Werk, ihr Leute! stimmt die Instrumente!“

*) Das auf 1 Sam. 19, 11 anspielende Liedchen war in der Reinschrift nicht als zwei Strophen geschrieben.

**) Es sollte doch wohl „artge“ heißen, da sonst kein Anapäst sich findet.

***) 75. Ueber die Baalspfaffen und den lärmenden Baalsdienst klagten die

Namensvetter zu Muthe gewesen, der Recht gehabt haben würde, gegen seinen Vater Aufruhr zu erregen, hätte dieser so schrecklich musizirt, wie sein jetziger Herr.*) Der bitter verletzte Herr hört nicht weiter auf ihn, sondern tröstet sich mit dem Selbstgefühl, sein Lied müsse einen Stein erweichen.**) Der Stein bringt Absalon darauf, diese Davidische Musik als Gegensatz zu der die Steine zum Mauerbau bewegenden des Amphion zu verspotten. Dabei schweben die Stellen des Horaz vor A. P. 394—96, wonach Amphion, der Gründer Thebens, die Steine (saxa) durch den Ton seiner Leier (testudinis) bewegt und durch schmeichelnde Bitte dorthin geführt haben soll, wohin er wollte, und Carm. III, 11 2: „Amphion bewegte die Steine durch seinen Gesang (lapides canendo)".***)

Aber David glaubt jetzt schon die Wirkung seines Liedes zu merken, das Fräulein am Fenster zu sehn, etwas Weißes (ihr Gesicht, wohl nicht die Kleidung), ihre feurigen Augen und die Bewegung ihres Mundes. Absalons Spott, der ihre Katze sieht, beachtet er so wenig, daß er hofft, gleich werde sie selbst zu ihnen herunterkommen, sie brauchten nur noch einmal ihre Musik erschallen zu lassen („Nur eines noch!"). Aber während sie ihre Instrumente stimmen, bemerkt Absalon zu seiner Freude

---

israelitischen Propheten. — „Gekreisch", trat hier in den „Gedichten" statt „Geschrei" ein, wie 80 „Verruchter" statt „Verdammter".

*) 88 steht „dieser" statt „David" in den „Gedichten".

**) „Es möchte einen Stein (oder „es sollte ein Stein sich") erbarmen" ist sprichwörtliche Redensart. Lichtwer nannte das Katzenkonzert ein Lied, das Steine erweichen, Menschen rasend machen könne.

***) 93. In der vierten Ausgabe der „Gedichte" (1829) hatte sich das hier mißklingende „Mauern" statt „Mauer" eingeschlichen, das aber später entfernt wurde.

an den ſchwarzen Wolken das Nahen eines Gewitters: ihre Unmuſik habe ſchon den Zorn des Himmels erregt; gleich werde der Blitz die Muſikanten erſchlagen.*) David wird von Schauder erfaßt und fordert zur Flucht auf. Doch Abſalon ſpricht ſeinen Abſcheu gegen dieſe Verletzung jedes harmoniſchen Sinnes weiter recht bezeichnend aus, anknüpfend an das Gewitter**), das endlich ſeine Nähe durch den Donner deutlich verräth. Die übrigen fliehen, Abſalon aber entfernt ſich erſt, nachdem er die unmuſikaliſche Geige an der Mauer des Hauſes zerſchmettert hat. Dieſe ganze Ausführung der unharmoniſchen Muſik des Wechſelbalgs, den die Elfenkönigin zum Erſatze Tamlans gegeben, deſſen Natur der gerade Gegenſatz zur Natur der anmuthigen, Geſang und Muſik liebenden Elfen, zeugt von vollſtem Behagen. Ob Uhland bei der Dichtung den im Briefe an Kerner angedeuteten Gegenſatz der innigen, herzlichen menſchlichen Liebe Jannets zu der anmuthigen, aber herzloſen der Elfen noch im Sinne gehabt, iſt kaum zu ſagen; über die weitere Ausführung des Planes im einzelnen hatte er ſich wohl noch nicht entſchieden, auch darüber nicht, wie das Verſchwinden des Wechſelbalgs am Schluſſe dargeſtellt werden ſollte, wobei Abſalon jedenfalls berufen wäre, jenem Wechſelbalg ein luſtiges Abſchiedswort nachzuſenden; denn, hätte er auch nach der Zertrümmerung der Geige ſich auf und davon machen wollen, das Gewitter, das mit dem Sturm beim Elfenzuge zuſammenhängt, dürfte ihn

*) 103 trat „aufgeregt" in den „Gedichten" ſtatt „aufgereizt" ein. — 105 ſchloß urſprünglich „die Blicke nach uns aus", 106 „eurem (verſchrieben „eures") Ahnherrn ſchoß". Saul warf in ſeinem Unmuth den Spieß gegen den zur Harfe ſingenden David.

**) 109 ſtand urſprünglich „auch" ſtatt „traun".

wieder zurückgetrieben haben, so daß er Zeuge der glücklichen Wiedervereinigung von Braut und Bräutigam in der Rosenlaube wurde, für welche Jannet vor ihrem Scheiden einen Rosenkranz und festliche Musik von ihrer Zofe sich erbeten hatte. Aus dem Brief an Kerner wissen wir, daß Absalon dem ursprünglichen Plane zufolge am Schlusse nach dem Verschwinden des Wechselbalgs die Auflösung der Mißtöne in Harmonie, die gewünschte Musik, erleben sollte.

Unvollendet blieb das Elfenmärchen liegen, dagegen schrieb Uhland, nachdem er am Tage vor Weihnachten die ergreifende Ballade „Der Wirthin Töchterlein" gedichtet, am zweiten und dritten Weihnachtstage desselben Jahres 1809 das Schauderdrama „Benno". Er gedenkt desselben in den Briefen an Kerner vom 22. Januar und an Mayer vom 10. Februar 1810. Im letztern nennt er Benno „eine Art Trauerspiel in Prosa, nur ungefähr so groß als in gewöhnlichen Dramen ein Akt und ziemlich grell"; im erstern heißt es nach Aufzählung seiner neuesten dramatischen Arbeiten zuletzt von „Benno": „Bei meiner innern Unruhe, bei meiner sonstigen, so verschiedenartigen Beschäftigung [mit seiner juristischen Dissertation und Prozeßsachen] war mir bisher nichts Größeres, Ausgeführteres möglich. Und mein Talent zum Drama?" Der Kleinmuth ergriff ihn oft, Kerner schien ihm mehr Dichter als er, und die Ausführung eines größern Dramas (auch „Eginhard" war kein solches) hatte ihm noch nicht gelingen wollen, er fühlte noch einen Mangel dramatischer Kraft bei eigentlich tragischen Szenen. Der nicht erhaltene Entwurf des „Benno" war vom 26., die Ausführung der drei kurzen Akte, welchen das vollständige Personenver-

zeichniß nebſt Szenenangabe vorangeht, vom 27. December.*) Die erfundene Geſchichte iſt recht düſter romantiſch. Ein Ritter hat in übermüthiger Herrſchſucht einen andern, ihm befreundeten grauſam zu Grunde gerichtet, ſein Schloß niedergebrannt, ſeinen einzigen Sohn von der Mauer herab in die Flammen geſchleudert. Die Wuth über dieſe entſetzliche That hat dem Vater den fürchterlichſten Fluch über den Feind und ſein Geſchlecht ausgepreßt: ſie ſollen vertilgt ſein, ja noch ehe er ſelbſt in der Erde ruht, des Himmels Rache ſie getroffen haben. Freilich hat er ſpäter durch inniges Gebet den Fluch zurückzunehmen geſucht, aber dennoch erfüllt ſich derſelbe. Die Liebe der beiden Söhne des ſchuldigen Grafen Siegbert von Wartenburg zur Tochter des von ihm vertriebenen Grafen Benno richtet deſſen Geſchlecht zu Grunde. Dazu war es nöthig, daß es den frühern Beſitzer, deſſen höchſtes Gut ſeine Tochter iſt, in ein einſames Thal ſeines ehemaligen Beſitzthums zurückgetrieben, wo er ein uraltes, einſam gelegenes Haus bezogen, in welchem vor Zeiten ſeine Vorfahren gelebt, während ſein Ueberwinder auf der Höhe des Berges in einem aus den Trümmern ſeiner Burg erſtandenen Jagdſchloſſe ein glänzendes Leben führt. Bertram, der ältere, ruhige Sohn, lernt als Jäger die Tochter Berthilde kennen und wird von inniger Liebe zu ihr ergriffen, ſo daß er nicht von ihr zu laſſen vermag, obgleich ſie nie die Seinige werden kann, da ein geiſtliches Gelübde, nie zu heiraten,

*) In dieſer Handſchrift iſt einmal (Keller S. 293) „den" ſtatt „dem" geſchrieben, ein andermal (S. 296) „Berthilde" mit „Silma" verwechſelt; bei „Erben" ſtatt „Erbin" (S. 299) liegt wohl die nachläſſige Ausſprache zu Grunde. Später ſind im dritten Akte ein paar Zuſätze am Rande gemacht, an einer Stelle wurde der Ausdruck durch eine andere Faſſung verbeſſert.

das freilich nicht näher begründet wird, sie von ihm trennt. Ottmar, der jüngere wilde Sohn, hat endlich seinem ausschweifenden Leben entsagt; morgen soll er sich mit der schönen und reichen Gräfin Silma, deren Name auffällt (Selma?), vermählen. Aber der erste Blick Berthildens, welche er, um eine Erfrischung für die ihn begleitende Gräfin zu erhalten, aus dem Hause gerufen, weckt seine alte Lüsternheit so übermächtig, daß er den Entschluß faßt, sie in der Nacht zu entführen und mit ihr in die weite Welt zu gehn. Als er nachts dazu kommt, ist der alte Benno eben gestorben; dennoch steht er von der Entführung nicht ab. Darüber kommt Bertram, der die Leiche zu Grabe zu begleiten versprochen hat. Er zieht das Schwert, um die nach Hülfe rufende Geliebte zu befreien, aber fällt im Zweikampf; auch der Mörder stirbt an seiner Wunde, nachdem er erkannt hat, daß er seinen Bruder getödtet. Siegbert, der dem vor dem Hochzeitsmorgen Flüchtigen nachgeeilt, findet zu seinem Entsetzen die beiden Leichen, und muß erfahren, daß die unschuldige „Vertilgerin" seines Geschlechts, um die seine Söhne gekämpft, die Tochter seines von ihm grausam vertriebenen Freundes Benno von Wildenstein ist, Gottes Rache schrecklich seinen Frevel getroffen hat. Aber auch Berthilde, deren Glück der Vater durch Bertrams Liebe und das für sie gerettete Vermögen für gesichert gehalten, ist durch die Erfüllung seines vergebens zurückgenommenen Fluches um ihr Lebensglück gebracht. Sie ist für die Welt verloren, da der Geliebte ihres Herzens im Kampfe für sie vom Bruder gemordet worden; freilich wäre er auch schon durch sein Gelübde von ihr geschieden gewesen. Das Ganze endet, wie so viele Sagen, mit einem Klosterbau. Eigenthümlich ist, daß der Vater das Eintreffen

ſeines Fluches, und damit auch Berthildens Unglück nicht mehr erlebt.

Der Aufbau des Dramas iſt ungemein einfach. Im erſten Akte vernehmen wir zunächſt, daß der Beſitzer des herrlichen Jagdſchloſſes den Vater Berthildens, nachdem er deſſen Schloß verbrannt, mit Hohn hinausgeſtoßen hat, dieſer aber unerkannt in die Gegend zurückgekehrt iſt. Berthilde hat im Jäger Bertram, deſſen Stand ſie nicht kennt, das Glück des Lebens zur Freude ihres Vaters gefunden, der deshalb ſeinen nahen Tod ruhig erwartet. Das glückliche Brautpaar vom Schloſſe kommt zu Berthildens Hauſe, die gern der müden und erhitzten Jägerin eine Erfriſchung reicht, aber der Bräutigam, der jüngere Sohn von Bennos Todfeind, wird von einer unwiderſtehlichen Leidenſchaft für die ſchöne Wirthin ergriffen, ſo daß wir einen Anſchlag des gewiſſenloſen Wollüſtlings auf ſie fürchten müſſen. So iſt das Berthilden drohende Unglück genügend eingeleitet, Bertrams Verhältniß zu ihr kennen wir bloß halb. Völlig ungenügend erſcheint der zweite Akt. Der Fortſchritt der Handlung liegt hier in dem hinter der Szene erfolgenden Tode des Vaters. Dadurch wird Berthilden das Bekenntniß gegen Bertram erpreßt, er ſei jetzt ihr einziger Halt auf der Welt; und unmittelbar vorher haben wir von ihm ſelbſt vernommen, daß ſein Gelübde ihn von ihr ſcheide. So droht alſo Unglück jetzt von beiden Seiten, von dem rohen Wüſtling und von dem geliebten und liebenden Bertram, der Mitglied eines geiſtlichen Ritterordens iſt. Die Sage iſt etwas wunderlich, wenn wir auch auf die Entwicklung geſpannt ſind. Bertram und Berthilde gehen zuſammen in das Todtenhaus, wobei letztere den Wunſch ausſpricht, daß er mit ihr den Vater zu Grabe begleite, wo-

durch denn ſein Erſcheinen im dritten Aufzug begründet wird. Das dieſen eröffnende Geſpräch geht keineswegs aus der Handlung hervor. Der Graf uud ſein Ritter Hugo ſcheinen bloß dazu gekommen, um die Sterbeglocke aus Bennos Hauſe zu vernehmen und uns über die Stimmung des in der Einſamkeit ſich langweilenden Grafen zu unterrichten, der gern ſeinen Bertram zu regerm Antheil an dem Welttreiben erwecken möchte. Der dritte Akt bringt in raſchem Gange die wohl vorbereitete Entwicklung. Ottmar kommt, um die Schöne mit Gewalt zu entführen. Seine Leidenſchaft läßt ſich dadurch nicht abhalten, daß er ſie im tiefſten Schmerze über den Tod ihres Vaters findet, deſſen Leiche eben zum Begräbniſſe abgeholt werden ſoll. Als er ſie fortreißen will, ſtellt ſich der von ihr erwartete Bertram hin. Dieſer fällt im Kampf. Ottmar erkennt den Bruder; aus ſeinem Weheruf entnimmt Berthilde, daß der Gefallene ihr Geliebter, Ottmars Bruder, beide Söhne des Todfeindes und Unterdrückers ihres Vaters ſind, der ſeinen Fluch vergebens zurückgenommen hat. Auch Ottmar fühlt ſich tödtlich verwundet; er ſtirbt, nachdem er den Verlobungsring ſeiner Braut zurückgeſendet, mit der Verſicherung, daß er bis dieſen Morgen, ehe er Berthilden geſehen, ſie wirklich geliebt habe. Es bleibt nur noch übrig, daß Siegbert die beiden Leichen findet und erfährt, der Kampf um Bennos Tochter habe ſeinen Söhnen den Tod gebracht. Aber auch die Gräfin erſcheint am Unglücksplatze, um zu erklären, daß ſie, da die Luſt ihres Lebens dahin ſei, hier ein Kloſter errichten will, wo die beiden Brüder begraben werden ſollen und ſie mit Berthilden und andern leidenden Herzen weinen will. Der Schluß iſt überromantiſch, aber kaum ergreifend. Wenn die Gräfin ſagt, ſie habe das Edlere

kennen gelernt, aber, ehe ſie es kannte, ſei es verſchwunden, ſo iſt hier die innige Liebe Ottmars gemeint, die aber ſo wenig aus dem Herzen kam, daß ſie gleich verſchwand, als ſein Auge Berthilden nur geſehen. Daß auch Bennos Tochter den Schleier nehmen will, weil doch ſchon über ihre Seele ein Schleier gefallen ſei, durch das ihr alles trüb erſcheine, iſt nichts weniger als Sprache des Herzens, das Redeblümchen bildet keineswegs einen würdigen Schluß der grauſen Fluchgeſchichte.

Die Charaktere konnten nur mit wenigen Strichen gezeichnet werden, da die Handlung bloß ſkizzirt wurde. Der Ausdruck des Gefühls iſt ſelten gelungen, von feiner Ausführung kann kaum die Rede ſein. Dem Dichter war es nur darum zu thun, die Handlung möglichſt raſch in dramatiſcher Form zur Darſtellung zu bringen. Das Beſte iſt die freilich auch etwas gewaltſame Erfindung, die eine ſchreckliche Geſchichte in einen ſo kurzen Raum einſchließt. Selbſt die empfindſamen Stellen ſind matt, nirgendswo gelangt die Stimme des Gefühls zu dichteriſcher Verklärung, es herrſcht überall die reine Proſa, auch wo die Sprache ſich erheben will. Einzelnes, was dramatiſch hätte wirken können, iſt nicht ausgeführt. Uhland wußte nicht, daß Zacharias Werner im März 1809 auf Goethes Mahnung ein ſehr wirkſames einaktiges Drama von den Folgen des Fluches gedichtet hatte, das nach langen Vorbereitungen erſt im folgenden Februar Goethes Bühne beſchritt, der es für die geiſtigſte Schöpfung des begabten Dramatikers von der Oſtſee hielt.

Noch einen andern dramatiſchen Plan hatte Uhland im Januar 1810: die ſchottiſche Ballade vom eiferſüchtigen König in Herders Volksliedern war von ihm dramatiſch, aber nur leicht ſkizzirt worden. Die Idee derſelben ſollte ſein: „Auflöſung

des Helden mit ſeiner Geſchichte in Poeſie, in Sage, gerade in die zu Grunde liegende Ballade", was nur heißen kann, das Drama ſolle mit der Ballade ſelbſt ſchließen. In dieſer ſieht die Königin den Junker Waters, als ſie in Gegenwart des Königs aus dem Schloſſe ſchaut, auf windſchnellem, von Gold und Silber glänzendem Pferde herabkommen; „ſein Läufer (Fußvolk), der lief vor ihm her, ſein Reiter (ſeine Reiter) ritt ihm nach." Auf die Frage eines Ritters, wer der ſchöne Junker ſei, antwortet die Königin: manche Ritter und Fräulein habe ſie ſchon ihr Leben geſehen, aber nichts ſchöner als Junker Waters dort. Da bricht der König in die eiferſüchtigen Worte aus: „Und wär' er dreimal noch ſo ſchön, ſollt' ichs doch dir ſein mehr." Vergebens erwidert die Königin, in ganz Schottland ſei niemand ſeinem König gleich, vergebens thut ſie alles, des Königs Wuth zu ſtillen, dieſer ruht nicht, bis er den Junker hat ins Gefängniß werfen und auf der Richtſtätte hinmorden laſſen. Nach Uhland ſollte zu dem aus dem väterlichen Hauſe nach dem Hofe ziehenden Junker Waters ſich ein Minſtrel geſellen, als „des ritterlichen Thatenlebens nachtretender Geſang". Er kommt an den Hof, wo er der Königin gefällt. Die Liebe derſelben wollte Uhland ſo behandeln, daß ſie die Neigung ihres liebſten Hoffräuleins zu Waters begünſtigte, „gleichſam um ihn mittelbar zu lieben". Wie dies ausgeführt werden ſollte, errathen wir nicht. Daß der eiferſüchtige König Waters ins Gefängniß werfen und hinrichten läßt, konnte nicht fehlen. „Das blühende Leben iſt untergegangen", fährt Uhlands Darſtellung ſeines dramatiſchen Planes fort. „Der Minſtrel verläßt den Hof, der Geſang geht ins Land aus." Hier lag alſo der Gegenſatz vor, daß der König den Junker getödtet, aber dadurch der

Digitized by Google

Sang von ſeiner Schönheit und Ritterlichkeit und von ſeiner eigenen blutigen Eiferſucht weit verbreitet wurde, da der Geſang den Thaten folgte. Vgl. die Ballade von Don Maſſias (84, 4). Auch hier ahnen wir nicht, wie dies dramatiſch dargeſtellt werden ſollte. Um ſo ſicherer ergibt ſich aus Uhlands Bericht der Schluß des Dramas: „Waters' Eltern und Geſchwiſter ſitzen daheim nächtlich am Kamin. Es befällt ſie ein Gelüſt nach ſchaurigen Märchen. Der verirrte Minſtrel tritt herein und ſingt die Ballade von Waters Tode.“ Den Anfang hätte etwa das Begegnen des Junkers und des Minſtrels gebildet, wenn man nicht lieber den Abſchied von Hauſe als ſolchen nehmen will. Die Ankunft bei Hofe könnte den zweiten Akt bilden, im dritten die Eiferſucht des Königs zur Darſtellung kommen, der vierte das Fortführen des Gefangenen nach der Richtſtätte zum Gegenſtand haben mit dem Scheiden des Minſtrels, der fünfte im Hauſe der Eltern von Waters ſpielen. Aber die Luſt zur dramatiſchen Ausführung ſchwand; außer wenigen Diſtichen gelangen Uhland nur ein paar kleine Balladen und die Lieder vom kaſtiliſchen Ritter in ſpaniſchem Romanzenton. Das ſchottiſche Lied vom eiferſüchtigen König ſollte mehr als vier Jahre ſpäter in „Sängers Fluch“ zu höchſter Wirkung erhoben werden. Vgl. die Erläuterungen zu Uhlands Balladen S. 316 ff.

Hiermit ſchloſſen für mehrere Jahre ſeine Verſuche in der dramatiſchen Dichtung. Bei ſeinem Aufenthalte in Paris zogen ihn altfranzöſiſche Sagendichtungen an, unter denen beſonders die normanniſchen einen eigenen Reiz für ihn hatten; er überſetzte einige oder benutzte ſie zur Balladendichtung: dann aber ging er den karolingiſchen Sagen nach, die einen wahrhaft

epiſchen Kreis bildeten. Ueber der epiſchen und der Balladendichtung entſagte er zunächſt ganz der dramatiſchen; denn wenn auch ſein „Harald“ und „Die Elfen“ mit Bezug auf ſein Elfendrama gedichtet waren, dies auszuführen lag ihm ganz fern. Als er in Kerners „Poetiſchen Almanach für das Jahr 1812“ 27 Gedichte gab, hatte er freilich auch ein dramatiſches Bruchſtück, ſein „Schildeis“, ausgeſtellt, aber er gab daraus nur eine Szene, die Ankunft Eginhards vor dieſem in ſchauriger Einſamkeit gelegenen Schloſſe; ſeine andern Verſuche ließ er ruhig liegen, und er fühlte keinen Trieb, ſie durch einen neuen zu vermehren oder das Unvollendete auszuführen. Dagegen gelangen ihm manche Lieder und Balladen. In dem mit Kerner, Fouqué und andern im Frühjahr 1813 herausgegebenen „Deutſchen Dichterwald“ fand ſich unter ſeinen 22 Beiträgen nichts Dramatiſches. Selbſt am Beſuche des Theaters (er war am Ende des Jahres 1812 als Sekretär im Juſtizminiſterium nach Stuttgart übergeſiedelt) hatte er alle Luſt verloren. Erſt nach dem großen Völkerſiege erwachte auch allmählich wieder ſein dramatiſcher Trieb, dem er jetzt, wo ſeine Beherrſchung der dichteriſchen Sprache ſo ſicher, ſein Geſchmack ſo gereinigt, ſein Gefühl für dramatiſche Kunſt ſo fein geworden war, mit dem Bewußtſein der Schwierigkeit jener höchſten Form der Dichtung, aber auch mit dem Glauben, dieſe nach ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit überwinden und ſich eine eigene Art des Dramas ſchaffen zu können, mit voller Seele ſich hingeben durfte.

Digitized by Google

II. Ausgeführte und entworfene Dramen des Meisters (1814—1820).

1. Normännischer Brauch.

Diese dramatische Szene wurde entworfen und zugleich begonnen am 15. Juni 1814, nachdem Uhland über das seine äußere Stellung bitter verfolgende Unglück in einer launigen Ballade sich hinweggesetzt hatte. Erst als er eine Reihe der verschiedenartigsten Balladen, unter ihnen „des Sängers Fluch", auch das von heiterster Stimmung und höchster Formgewandheit zeugende erste Buch des „Fortunat" vollendet hatte, kehrte er zu ihr zurück. Am 14. und 15. Februar 1815 wurde sie vollendet, und sie erschien als dritte der „dramatischen Dichtungen" („Schildeis" und das noch ungedruckte „Ständchen" gingen voran) in seinen am 2. September 1815 ausgedruckten „Gedichten". Sie war eine höchst vollendete, mit lebendigster Kunst in sich zusammengedrängte Szene, der nur die unglückliche Ueberschrift „Normännischer Brauch" schadet. Bekannt ist Lessings Aeußerung, die Titel seien bei Dramen freilich eine Kleinigkeit, doch dürften sie weder irre führen noch zu viel verrathen, die einfachen seien die besten. Daß das Wiedererkennen in Folge eines normannischen Brauches stattfindet, ist die

größte Nebenſache; nach der Hauptperſon mußte die Szene „Der Meerbräutigam“ heißen.

Die wahrſcheinlich erſonnene Sage iſt einfach folgende. Zwei nordiſche Seefahrer haben ihre Kinder, einen bereits im Waffenſpiel geübten heranwachſenden Knaben, und ein in den erſten Lebensjahren ſtehendes Mädchen, einander zur Ehe beſtimmt: jener freut ſich ſchon knabenhaft ſeines Bräutchens. Ein Zufall hat das allein in einem geſchmückten Kahn auf dem Waſſer ruhende Mädchen entführt. Von jetzt an wendet der Knabe, dem früher ſein Rößlein ſo lieb geweſen, ſeine ganze Luſt dem Meere zu. Zum Jüngling herangereift, befährt er mit vielen Schiffen das Meer; ſein eigenes iſt hochzeitlich aufgeputzt. Manche Stürme und Schlachten beſteht der Seeheld, der unter dem Namen des Meerbräutigams überall gefürchtet iſt. Das Mädchen war von einem vorüberfahrenden normanniſchen Schiffe gerettet und auf einer Inſel der Normandie einem Fiſcher übergeben worden, der ſich mit treuer Sorgfalt des lieben Weſens annahm. Auch im Mädchen hat die Erinnerung an ihren Bräutigam fortgelebt und war beim ſtillen Leben am Strande zu träumeriſcher Sehnſucht geworden. Ein Sturm zwingt den Meerbräutigam auf dieſer Inſel Zuflucht zu ſuchen, wo nach dem gaſtlichen Mahle, das ihm der Fiſcher bereitet, die Entdeckung der erſehnten Braut auf eigenthümliche Weiſe erfolgt. Dieſes alles iſt in die kurze Szene ohne allen Zwang wie eingekeilt, ſo daß die Geſchichte zu anſchaulicher Gegenwart wird; alles einzelne fließt mit Nothwendigkeit aus der Sage der drei Perſonen, von denen der Wirth, der Fiſcher Richard, ein echt normanniſcher Name (zwei Abenteuer aus der altfranzöſiſchen Sage des Normannen Richard Ohnefurcht hatte Uhland ſelbſt über-

ſetzt) die Entdeckung geſchickt herbeiführt, indem er den Seefahrer Balder (der Name war Uhland aus dem Saxo Grammaticus bekannt), ſchon ahnend, er ſei der erſehnte Bräutigam, dadurch zur Mittheilung ſeines Schickſals bringt, daß er von ihm die Erfüllung des alten normanniſchen Brauches verlangt, wonach der Gaſt dem Wirthe für ſeine Aufnahme ein Märchen oder ein Lied ſchuldet. Dieſen aus altfranzöſiſchen Fabliaux Uhland bekannten Gebrauch hat er zu ſeinem Zwecke dahin erweitert, daß der Wirth ein gleiches thun muß. Aber nachdem der Gaſt ein Märchen erzählt, läßt Richard, da er keines der vielen Märchen, die er von normanniſchen Herzogen und Helden gewußt (er gedenkt namentlich derer von Richard Ohnefurcht) im Gedächtniß wieder zuſammenbringen könne, das Mädchen, das, den Rücken ihnen zugekehrt, unbemerkt von Balder, beim trüben Lampenſchein (wohl am Boden) ſitzt und Netze ſtrickt, ſein Lied vom Ringe ſingen.

Die Lage des ſo traulich aufgenommenen Gaſtes ſpricht dieſer ſelbſt nach dem auf des Wirthes Wohl ausgebrachten Glaſe aus. Der Wirth freut ſich, daß der Gaſt mit ſeinem guten Willen vorlieb genommen; dieſer ſei ihm beſonders werth, weil er aus dem hohen Norden ſtamme, aus dem auch ſeine Vorfahren einſt gekommen, was noch Sage und Lieder verkündeten, doch muß er ihm eröffnen, bei ihm ſei es Brauch, daß jeder für die Bewirthung ein Gaſtgeſchenk geben müſſe. Abſichtlich wird das nicht als allgemeiner Gebrauch bezeichnet, obgleich dies wirklich der Fall war und auch die Ueberſchrift darauf zu deuten ſcheint. Zur Belebung des Geſprächs läßt er ihn vorab gar nicht ſagen, welcher Art das Gaſtgeſchenk ſei, wenn er auch durch die Bemerkung, ſelbſt der Aermſte werde

darum angeſprochen, zu erkennen gibt, daß nichts verlangt werde, was Geldeswerth habe. Freilich fällt es auf, daß Balder dennoch deshalb der ſeltenen Waren, die er aus dem Süden mitgebracht, und der Waffen nordiſcher Schmiedekunſt gedenkt. Da muß man freilich annehmen, er habe die Worte, „ſei er noch ſo arm“ überhört. Richard unterbricht ihn, ehe er die Bereitwilligkeit ausſpricht, ihm davon, was er wünſche, zu geben. Der Erklärung, warum es ſich handle, fügt Richard hinzu, daß er auch noch in ſeinem hohen Alter Sagen und Geſänge werth halte, und deshalb könne er ihm ſeine Forderung nicht erlaſſen. Auch Balder geſteht, daß er ſchöne Märchen und Lieder von Heldenkämpfen gern höre, wobei der Vergleich mit den V. 18 ff. angeführten Waren ihm nahe liegt. Dagegen ſcheint uns die darauf gegründete Entſchuldigung ſeines Mißverſtändniſſes („Drum war mein Irrthum wohl nicht allzugroß“) ungehörig, und es entſteht keine Lücke, wenn der Vers ganz wegfällt. Er geſteht es, daß er nichts ſo Herrliches zu erzählen habe, doch will er, um dem löblichen Gebrauch zu entſprechen, etwas auswählen, was er von einem ſeiner Schiffsgenoſſen neulich gehört habe, und ſo beginnt er, nachdem Richard ihm wieder eingeſchenkt hat, ſeine eigene Geſchichte als eine fremde zu erzählen.*)

Schon daß er des rothen Steines im Ringe des Mädchens gedenkt, beſtärkt Richard in ſeinem Glauben, der Fremde ſei der erſehnte Bräutigam, da ſeine Pflegetochter einen ſolchen Ring beſitzt, und er kann nicht umhin, ſich dies beſtätigen zu

*) Wenn es V. 42 heißt, er und der befreundete Graf (wie die norwegiſchen Vornehmen bezeichnet wurden) hätten manchmal auf blühendem Strand im Süden und Oſten ausgeruht, ſo ſind unter dem Oſten Spanien und Südfrankreich gemeint.

laſſen. Balder findet es auffallend, daß ſein Wirth auf dieſen für ſeine Geſchichte unbedeutenden Punkt ſolches Gewicht legt, beachtet es aber in ſeiner gerührten Erinnerung nicht weiter. Wenn Richard bei der Erzählung, wie der Wind den Kahn mit dem Kinde aufs hohe Meer getrieben, nicht unterlaſſen kann, auszurufen: „Armes Kind! | Die heilgen Engel mögen dich umſchweben!“ ſo ſpricht ſich darin der innige Antheil aus, den er beim bloßen Anhören dieſes Unfalls der geliebten Pflegetochter empfindet, während Balder dies bloß als rein menſchliches Gefühl für das Kind faßt. Doch dieſer ſelbſt wird, als er berichten muß, man habe ſpäter den Kahn ohne das Kind gefunden, ſo bewegt, daß er einen Augenblick ſtockt, was auch der unvollſtändige Vers (140) andeutet. Dem Wirthe beſtätigt deſſen Stocken und tiefes Athmen noch mehr, daß die erzählte Geſchichte Balder näher angeht, er der Bräutigam ſeiner Pflegetochter ſei. Darauf deutet es auch weiter, als dieſer auf die Erwähnung des hochzeitlich geſchmückten Schiffes fragt:

Faſt wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

was dieſer als unbedeutend bejaht („Wenn du willſt“), ohne weiter darauf zu achten, da es ihn vielmehr drängt zu bekennen, welche Gefahren dieſes reich geſchmückte Hochzeitsſchiff beſtanden, welche Thaten er damit vollbracht und ſich als Meerbräutigam gefürchtet gemacht. Die wirklich geſchehene Rettung des Mädchens deutet Richard tröſtend als eine Möglichkeit an.

Wenn Balder ſeine Geſchichte als die eines Dritten darſtellt, ohne zu beachten, daß ſein hochzeitlich geſchmücktes Schiff ihn verräth, ſo ſollte das Mädchen ſein ewiges Sehnen nach dem verlorenen Bräutigam nicht erzählen, ſondern daſſelbe

durch das von ihr gern geſungene Lied zu erkennen geben. Richard fordert dieſes auf (ſie heißt Thorilde, vom Götternamen Thor gebildet, wie Berthilde im „Benno"), den edlen Gaſt nicht zu ſcheuen, ſondern ſich ihm zuzuwenden und ihr Lieblingslied zu ſingen, das „einſt der alte Sänger der Inſel ihr gereimt". Es iſt ein Bild ihres eigenen Sehnens, das ſie treibt, da kein Fiſch an ihre Angel kommen (ihr einbeißen) will, den goldenen Ring an dieſe zu binden, worauf ſie denn wirklich einen jungen feinen Ritter herauszieht, den ſie vergebens von ſich weiſt, da er durch ihren Ring ein Recht auf ſie erworben zu haben glaubt. Die Ballade ſoll auf die Liebe deuten, die ſie noch immer für den verlorenen Bräutigam hegt. Es iſt eben nur eine ſchaurige Einbildung ihres träumeriſchen Sinnens. Schwerlich ſoll die Ballade als abgebrochen gelten, nein an die Stelle des von ihr herausgezogenen Ritters ſtellt ſich nach Beendigung des Liedes ihr wirklicher Bräutigam ein, den Stimme und Antlitz die als Kind verlorene Braut erkennen laſſen. Beide verſetzen ihn in die Kinderzeit zurück; der Ring an ihrem Finger beſtätigt ihm, daß ſie ſeine Braut ſei: an ſeiner Hand zeigt er ihren Ring, und er deutet auf ſein Hochzeitsſchiff. Richard bekennt, daß er längſt gedacht, er ſei ihr Bräutigam, wobei längſt nur auf eine ſehr kurze Zeit gehn kann, auf den Augenblick, wo Balder ſein Schickſal als das eines Dritten erzählte. Mit kurzen Worten tritt er ihm ſein Recht an die Pflegetochter ab, und er bittet ihn, dieſe treue Seele mit ſtarkem Arme feſt zu halten, doch muß der gute Fiſcher mit dem Scherzwort enden, der Gaſt habe vor lauter Liebeshaft ſich in das am Boden liegende Netz verſtrickt.

Der dramatiſche Vers iſt mit großer Sorgfalt behandelt;

Digitized by Google

nur einmal wird derſelbe abgebrochen wie die Rede ſelbſt. Anderer Art iſt der um eine Silbe zu kurze Vers 149: „Da heiſcht er Schiffe von dem Vater“, den man durch „heiſcht ſogleich“ ausfüllen könnte. Den Anapäſt ſtatt des Jambus hat Uhland ſchon hier nicht zugelaſſen, auch keinen Trochäus im erſten Vers, aber einmal ſteht Sprößlinge am Schluſſe in der Meſſung — ⏑ — etwas hart gebraucht. Unter den 194 dramatiſchen Verſen lauten bloß 26 weiblich aus, freilich einmal vier unter fünfen (52—56) und ſehr viele auf die leidige Endung — en. Der Wohllaut iſt meiſt beachtet, doch leſen wir 102 „Das mächtige Gebiet“ und 182 „Ha, an“.

Zur Vorſtellung auf dem Theater iſt das Stück nicht ungeeignet. Auf der ſtuttgarter Bühne iſt es mehrmal mit Beifall gegeben worden; den Schauſpielern bietet es dankbare, freilich nicht große äußere Kraftentfaltung in Anſpruch nehmende Rollen.

In daſſelbe Jahr ſtellt Keller S. 313 auch den dramatiſchen Plan eines „Karl der Große in Jeruſalem“ (oder vielmehr „auf der Rückreiſe von Jeruſalem“). Wir haben ſchon in den Erläuterungen der Balladen S. 249 des dazu gehörenden Prologs eines Herolds gedachte, der auch einzelnes rühmte, was der Kaiſer mit ſeinen Paladinen in Jeruſalem gethan habe, ſowie eines Auftrittes, worin Roland durch ſein Horn den Schweinehirten des Königs Hug herausbläſt, der die Paladine mit größter Höflichkeit empfängt. Vgl. zu den Balladen a. a. O. Ein altfranzöſiſches Gedicht, das Uhland in Paris kennen gelernt hatte, lag dabei zu Grunde. Es ſollte ein burleskes Spiel werden, das aber der Dichter, nachdem er zweimal angeſetzt hatte, fallen ließ. Die Zeit, wo er dieſe Stücke

hinwarf, bleibt unbestimmt; jedenfalls geschah es nicht nach dem Jahre 1814, vielleicht nach dem Entwurf des „Normännischen Brauches“ in der zweiten Hälfte des Juni, wo er wenigstens zeitweise heiter gestimmt war. In der Handschrift fängt nach dem 65 Knittelverse enthaltenden Prolog die Rückseite mit dem Auftritt an, der abbricht, ehe Karl auf die Verwunderung Rolands geantwortet, daß er es nie seinem Oheim zu Dank gemacht, während dieser heute dem Schweinehirten, der ihm ein Gläschen Cyperwein kredenzt, ein „Gott lohn' es euch!“ geboten hat. Nicht ganz ausgeschlossen scheint es, daß Uhland diese lustigen Geschichten schon im Anfange des Jahres 1812 hinwarf, wo er „König Karls Meerfahrt“ dichtete (Erl. S. 264). Damals, wo es ihn wieder zur karolingischen Sage trieb, könnte er auch in einem heitern Augenblick den Gedanken gefaßt haben, die Abenteuer des großen Kaisers in Jerusalem und besonders auf der Rückreise bis Konstantinopel in der lustigen Weise zu dramatisiren, die ihm recht gemüthlich war: aber der dauernde Niederschlag aus seiner damaligen Wiederaufnahme der in Paris geübten Forschung war nur die schöne Ballade. Wenn auf dem zweiten Blatte der Handschrift jener Dramatisirung am Rande auch sechs Verse sich finden, die auf eine frühere Fassung der am 6. December 1814 vollendeten Ballade „Schwäbische Kunde“ sich beziehen, so können diese später auf das Blatt geschrieben sein, doch wäre es nach unserer Kenntniß, wie Uhland zu dichten pflegte, auch wohl möglich, daß er einen im Januar 1812 gefaßten Gedanken erst fast zwei Jahre später in anderer Weise ausgeführt hätte.

Digitized by Google

2. Herzog Ernſt von Schwaben.

Mit der Befreiung des deutſchen Vaterlandes von dem Welteroberer, der Uhlands eigenen Herzog ſich verbündet und ihn zum Könige erhoben hatte, erwachte ſein vaterländiſcher Sinn lebhafter als je: er entſchlug ſich der alten von der Sage durchwobenen Zeit Karls des Großen und ſtellte ſich auf den Boden der neuern deutſchen Geſchichte, in der auch die noch zu Recht beſtehende alte Verfaſſung wurzelte, die der König nur mit Genehmigung der Stände ändern dürfe. Wenn Uhland in dem am 12. September beendeten Vorwort zu ſeiner Gedichtſammlung äußerte, vielleicht werde ein nachſpürender Sinn darin auch die Schöpfungskraft zu größern Gedichten finden, und er den Kennern würdigere Lieder in der neu angebrochenen Zeit verheißt, ſo ſchwebten ihm unter den vaterländiſchen größern Gedichten beſonders Dramen aus der deutſchen Geſchichte vor, da das Drama die wirkſamſte, freilich auch die volle Geiſtesreife fordernde Dichtart ſei. Der zwiſchen dem König und dem Landtage im März 1815 ausgebrochene Verfaſſungsſtreit nahm Uhland lebhaft in Anſpruch, und trieb ihn, ſich eingehender mit der Geſchichte Würtembergs zu befaſſen, die er in den Darſtellungen von Sattler und Spittler verfolgte. Vor allen hob ſich ihm aus dieſer die Heldengeſtalt Eberhards III. hervor, den ſchon ein anderer vor zehn Jahren heimgegangener großer ſchwäbiſcher Dichter, den Schiller 1781 in friſcher jugendlicher Begeiſterung gefeiert hatte. Während des Verfaſſungskampfes, am 20. Juni 1815, begann Uhland den erſt am 11. Juli vollendeten Romanzenkranz vom ſchwäbiſchen Helden Eberhard

dem Rauſchebart, worin er auch ausſprach, es ſei nicht wohlgethan, das alte gute Recht zu zertreten. Erſt darauf ſchaffte er ſich Pfiſters „neu unterſuchte und dargeſtellte“ Geſchichte Schwabens an, aus deren drei bis zur Zeit Maximilians I. reichenden Abtheilungen er ſich mehrere Punkte zur dichteriſchen Bearbeitung anmerkte. Unter dieſen wird auch Herzog Ernſt geweſen ſein. Die erſte Erwähnung deſſelben finden wir in einem Briefe an Kerner vom 28. März 1816. Dieſem ſchreibt er, manches Dichteriſche habe er entworfen, aber zur Ausführung gebreche es ihm immer an Zeit und Ruhe. „Hauptſächlich beſchäftigt ſich mein poetiſches Treiben mit der ſchwäbiſchen Geſchichte. Ein Trauerſpiel ‚Herzog Ernſt‘ liegt mir ziemlich klar in Gedanken. Auch über einen ‚Konradin‘ habe ich nachgedacht. Einen dramatiſchen Schwank „Die Weiber von Weinsberg“ habe ich angefangen. Alles dieſes erdrücken die Prozeßakten.“ Der von Keller (S. 347—358) zuerſt mitgetheilte Entwurf des Stückes iſt vom 6. und 7. Juni 1816.

Was den Dichter gerade zum Herzog Ernſt zog, war die deutſche Treue, deren Opfer dieſer wurde. Schon das in wenigen Reſten erhaltene niederrheiniſche, dem zwölften Jahrhundert angehörende Lied vom Herzog Ernſt hatte deſſen Treue verherrlicht, freilich ſeine Schickſale in ganz freier Weiſe umgeſtaltet und den vom Kaiſer, ſeinem Stiefvater (ſogar der Name deſſelben beruht auf Verwechslung*), in Folge falſcher, leicht zu erkennender Ver-

*) Schon Uhland nahm an, was Bartſch weiter ausgeführt hat, urſprünglich habe das Lied ſich auf Otto I. Streit mit ſeinem Sohne Ludolf bezogen, erſt ſpäter ſei Ernſt II. von Schwaben an deſſen Stelle getreten, und ſo auf den Stamm ottoniſcher Geſchichtsſage ein Zweig der ſaliſchen geimpft worden. Natürlicher ſcheint uns, daß die frei ſchwebende Sage vom ſchwäbiſchen Ernſt, der

leumdungen aus ſeinem Land vertriebenen Fürſten gar abenteuerliche Reiſen bis nach Indien machen laſſen. Später wurde es in mitteldeutſcher Sprache umgebildet, und erlitt mancherlei Bearbeitungen und weitere Ausbildungen, bis es zu einem beliebten Volksbuche wurde, das noch ein paarmal Stellen aus dem „uralten" Liede anführte. Dieſes Volksbuch, das Uhland kannte, ſtellte Ernſt als einen durch unglaubliche Verblendung des Kaiſers ins Unglück gerathenen wackern Helden dar. Unter den ihm beigefügten „nützlichen Redensarten und Sprüchen" ſteht auch: „Eines Freundes Treue muß bis ins Gefängniß Tod und Grab beſtehn", was Herzog Ernſt ſo glänzend bethätigt hatte. Die geſchichtliche Ueberlieferung fand Uhland bei Pfiſter, aber er begnügte ſich damit nicht, ſondern ging auf die Quellen zurück, unter denen vor allen hervorragt das Leben des Kaiſers Kunrad von dem bei ihm ſehr einflußreichen Hofkaplan Wipo. Gehen wir auf die Grundzüge der Ueberlieferung ein.

Giſela, die Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben, hatte in zweiter Ehe ſich mit Ernſt, dem Sohne des Markgrafen Luitpold in Oeſterreich, verbunden. Nach dem Tode ihres Bruders Hermann IV. von Schwaben (1012) verlieh Kaiſer Heinrich II., der ihr Vetter war, ihrem Gatten das Herzogthum Schwaben, das er als Ernſt I. nur drei Jahre beherrſchte, da er am 31. Mai 1015 auf der Jagd durch den Pfeil eines ſeiner Mannen tödtlich verwundet wurde. Er ſtarb, nachdem er, in Abweſenheit eines Prieſters, einem ſeiner Ritter ſeine Sünden bekannt und ſeinem Mörder verziehen; auch beauftragte er dieſen,

---

ſeinen Sohn eingekerkert hatte, ſpäter einen berühmten Kaiſer, gegen den ſein Sohn ſich erhoben hatte, weshalb er gefangen geſetzt wurde, mit ihm in Verbindung brachte.

ſeine Gattin zu ermahnen, ihre Ehre zu wahren und ſeiner nicht zu vergeſſen. Thietmar von Merſeburg berichtet, die Verwundung habe in einem Walde ſtattgefunden, wo er unerlaubter Weiſe gejagt (es war zu Pfingſten), und zwar mehr aus Verſehen als aus Vorſatz. Von den beiden hinterlaſſenen Söhnen, Ernſt und Hermann, ſtand der älteſte noch in früher Kindheit, aber der Kaiſer ließ die Regierung des Herzogthums auf ihn als Ernſt II. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Giſela und ſeines väterlichen Oheims Poppo, ſpäter Erzbiſchof von Trier, übergehn. Im folgenden Jahre heiratete Kunrad, der Sohn des fränkiſchen Grafen Heinrich, der damals nur die von ſeinem Großvater Otto I. ererbten Stammgüter um Speier und in der Hardt beſaß, die verwittwete Herzogin von Schwaben, die Mutter vom Ernſt und Hermann, unbekümmert um ihre nahe Verwandtſchaft; denn ſie war die Schweſter ſeiner Tante. Nach Gottfried von Viterbo hätte er ſie entführt. Von dem Verhältniſſe des Stiefvaters zu Ernſt und Hermann iſt nichts überliefert. Schon am 28. Oktober 1017 beſchenkte Giſela ihren Gatten mit ſeinem erſten Sohne Heinrich, dem ſpätern Kaiſer Heinrich III. Faſt ſieben Jahre ſpäter, am 13. Juli 1024, ſtarb der letzte der ſächſiſchen Kaiſer, Heinrich II., mit dem Giſelas Vater einſt um die deutſche Königskrone ſich beworben hatte. Am 8. September wurde auf einer Rheininſel zwiſchen Mainz und Oppenheim Giſelas Gatte, der Stiefvater von Ernſt, da ſein jüngerer Mitbewerber Kunrad, Herzog von Franken, zurücktrat, einſtimmig (unter den acht Herzogthümern ſtimmte Schwaben, deſſen junger Herzog noch unter Vormundſchaft ſtand) zum deutſchen König erwählt und zu Mainz denſelben Tag vom Erzbiſchofe gekrönt. Dagegen weigerte ſich der Erz-

biſchof, auch Giſela zu krönen, verſuchte vielmehr den neuen König zur Scheidung der wegen naher Verwandtſchaft verbotenen Ehe zu bewegen, gegen die beſonders heftig die Benediktiner zu Clugny eiferten. Doch der Erzbiſchof von Köln erbot ſich, die Kaiſerin in ſeiner Kirche zu krönen. Jedenfalls erfolgte die Kaiſerinkrönung nicht zugleich mit der Kunrads. Nach dem einen Berichte ſoll ſie doch in Mainz, nach dem andern in Köln erſt am 21. September erfolgt ſein. Jedenfalls fand eine Weihe der Kaiſerin in Köln ſtatt.*) Von dort begab ſich der Kaiſer nach Aachen, wo er auf den Stuhl Karls erhoben wurde, dann trat er ſeinen Königsritt durch die deutſchen Lande an.

Bald trat der erſte Streit zwiſchen Ernſt und dem auf die Machterweiterung ſeines jungen Königshauſes gerichteten Stiefvater ein. Kaiſer Heinrich II. hatte mit dem ihm verwandten kinderloſen Könige Rudolf III. von Burgund einen Vertrag geſchloſſen, wonach das Land nach ſeinem Tode an ihn fallen ſolle. Dieſen Vertrag nahm Kunrad zum Nachtheil ſeines Stiefſohnes (ſeine Mutter Gieſela war eine Nichte von König Rudolf III.) für ſich aus perſönlichen Gründen in Anſpruch. Ernſt und drei andere, ebenfalls mit Rudolf III. verwandte Fürſten, Graf Odo von Champagne, Robert von Frankreich und Kunrad von Franken, der bei der Königswahl freiwillig zu Gunſten des jetzigen deutſchen Königs entſagt hatte, verbanden ſich mit den mächtigen Grafen des Landes gegen

*) Nach genaueſter Prüfung der Quellen kann man ſich nur für die Anſicht entſcheiden, die auch Ranke vertrat, daß der Kaiſer erſt, nachdem ſeine Gemahlin am 10. oder 17. in Mainz gekrönt worden, über Ingelheim nach Köln reiſte, wo ſie vom Erzbiſchofe im Dome als Kaiſerin geſegnet wurde. Vgl. die „Weſtdeutſche Zeitung für Geſchichte und Kunſt" VIII, 70—81.

Kunrads Anſprüche, die ſich eigentlich nur auf das frühere Lehnsverhältniß zwiſchen dem fränkiſchen Reich und Burgund ſtützten. Aber Kunrad behielt die Oberhand und Ernſt mußte ſich zu Augsburg vor dem Kaiſer demüthigen; nur den Bitten Giſelas und ihres Sohnes Heinrich gelang es, den Zorn des heftigen Königs zu beruhigen. Nachdem er ſeinen achtjährigen Sohn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und dem Biſchof von Augsburg zur Aufſicht übergeben hatte, trat Kunrad mit ſeiner Gemahlin den Römerzug an, auf welchem ihn Herzog Ernſt begleitete. Nach kurzem Dienſte ſandte er dieſen zurück, belehnte ihn aber vorher mit der Abtei Kempten, obgleich, wie Wipo mißbilligend bemerkt, es gegen Gebrauch und Recht war, einen freien Beſitz anders als frei zu verwalten, womit er darauf deutet, daß die Abtei einem Geiſtlichen gebührt hätte. Oſtern 1027 (am 26. März) wurde Kunrad zu Mailand die lombardiſche, dann zu Rom die Kaiſerkrone aufgeſetzt; erſt im Mai kehrte er nach Deutſchland zurück. Dort hatte der ſchwäbiſche Graf Welf, der in Fehde mit dem Biſchof von Augsburg ſtand, deſſen Stadt eingenommen; dieſen zwang Kunrad zur Unterwerfung mit Schadenerſatz, auch nahm er ihm ſeine Lehne und verbannte ihn. Aber auch Ernſt war wieder nach Wipos frommem Ausdruck „auf Antrieb des Teufels“ aufgeſtanden. Im Elſaß hatte er mehrere Burgen des Grafen Hugo von Egisheim zerſtört und nach einem vergeblichen Angriff auf die uralte zu Oberburgund gehörende Stadt Solothurn eine feſte Burg bei Zürich gebaut, von wo aus er das Kloſter Reichenau und die Abtei St. Gallen beunruhigte. Ernſt glaubte in ſeinem vollen Rechte zu ſein, und ſo folgte er ohne Bedenken der Ladung des Kaiſers nach dem auf Ende Juli ausgeſchriebenen Tage zu Ulm mit einer großen

Zahl seiner Lehnsleute, fest entschlossen, auf seinem Rechte zu bestehn. Aber als er diese zum Schutze aufforderte, indem er sich auf den Ruhm der Alemannen wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre Herrn berief und der Belohnungen gedachte, die ihnen nebst unvergänglicher Ehre zufallen würden, erklärten die Grafen Friedrich und Anshelm im Namen der übrigen, daß sie ihm nur gehorchen würden, wenn er etwas Ehrliches und Gerechtes von ihnen verlangte, woraus er sah, daß sie von Seiten des Kaisers gewonnen worden. So von den Seinen verlassen, unterwarf er sich dem Kaiser, der hart genug war, seinen Stiefsohn, gegen den er nicht redlich gehandelt, in das Staatsgefängniß der Felsenburg zu Giebichenstein an der Saale zu schicken, wo vorher Gottfried von Lothringen gesessen hatte. Ernst schadete es, daß der Kaiser sein Stiefvater war, der es am wenigsten dulden wollte, daß einer seiner Verwandtschaft Unruhen erregte: er wollte ihn mürbe machen. Die übrigen Aufständischen in Alemannien bewältigte er leicht. Ernsts treuen Lehnsmann, Wezelo, wie er noch im Volksbuch heißt (Graf und Vetter Wetzelo), während ihn die lateinischen Chroniken Wernerus nennen*), belagerte er drei Monate lang auf seiner Kirburg bei Zürich; diese ward endlich erstürmt, Wezelo entkam. Vor Basel empfing ihn König Rudolf, welcher sich unter kluger Vermittlung Giselas, die so das Erbrecht ihres Sohnes verletzte, dazu ver-

*) Wezelo ist Verkleinerungsform von Werner (Werinhari) mit Ausstoßung der wurzelhaften rn, wie Gozelo von Gottfried (Götz). Es sind hier die beiden Bildungen von Verkleinerungen (z und el) miteinander verbunden. Erstere findet sich in Fritz (Friedrich), Götz (Gottfried) Heinz, Hinz (Heinrich), Kunz (Konrad), Matz (Matthäus), letztere lebt noch in neuen Bildungen fort, wie Fränzel, Fritzel, Gustel.

stand, Kunrad Burgund unter noch günstigern Bedingungen als seinem Vorgänger zu vererben. Dann bekämpfte er seinen jüngern Vetter Kunrad von Franken, denselben, der bei der Kaiserwahl zu seinen Gunsten zurückgetreten war; denn auch dieser war gegen ihn aufgestanden. Aber er bestrafte ihn gelinder als seinen Sohn, mit freier Haft; zwar zerstörte er seine Befestigungen, aber er gab ihn frei und setzte ihn in seine ihm genommenen Würden wieder ein, ja als er bald darauf Adalbero, Herzog von Istrien und Kärnthen, überwunden und geächtet hatte, übergab er ihm dessen Herzogthum, wodurch er ihn sich dauernd verband.

Noch schmachtete sein Stiefsohn in der Gefangenschaft, als Kunrad seinen im elften Jahre stehenden Sohn Heinrich am 14. April 1028 in Aachen zum König krönen ließ. Ueberall stellte Kunrad den Landfrieden wieder her. Erst im folgenden Jahre gelang es der Fürsprache Giselas, die Freilassung ihres Sohnes Ernst zu erwirken, dessen fast zweijährige Gefangenschaft ihm wohl nicht bloß von der Mutter verdacht wurde; er wurde am 20. Mai 1029 der Gefangenschaft entlassen und ihm das eingezogene Herzogthum Baiern zugewiesen, da Kunrad ihm das seinem Sohne Heinrich unter der Vormundschaft des Bischofs Bruno von Augsburg überlassene Herzogthum Schwaben (Alemannien) wiederzugeben sich scheute, angeblich aus Furcht, dieser werde von da aus wieder sich mit den Grafen des diesem benachbarten Burgund verbinden. Ueber den Antritt des Herzogthums Baiern hören wir nichts, dagegen berichtet Wipo, Ernst habe 1030 zu Ingelheim, wo Kunrad diesmal das Osterfest feierte (am 29. März), sein ererbtes Herzogthum wieder erhalten sollen. Dort wurde ihm die verfängliche und eines edlen Mannes unwürdige Bedingung gestellt, eidlich sich zu verbinden, seinen treuen Dienstmann und

Herzensfreund Wezelo mit allen den Seinen als Reichsfeind zu verfolgen. Das war eine Grube, worein man Ernſt ſtürzen wollte, deſſen Edelmuth bekannt war. Und die Argliſt ſiegte. Der fromme Wipo, von dem man nicht verlangen darf, daß er auf einen rein menſchlichen Standpunkt ſich ſtelle, erzählt ganz trocken, als ob es nichts wäre: Ernſt, der den Eid verweigert, ſei deshalb für einen offenen Reichsfeind, ſeines Herzogthums für ewig verluſtig erklärt, dieſes ſeinem jüngern Bruder Hermann unter Obhut des Biſchofs Warmann von Konſtanz gegeben worden; nachdem dieſer mit wenigen weggezogen, habe der Kaiſer auf den Rath ſämmtlicher Reichsfürſten den Biſchöfen aufgetragen, Ernſt und alle, die dem Frieden widerſtrebten, in den Bann thun zu laſſen und ihr Hab und Gut eingezogen. Die Mutter Giſela habe gelobt, daß ſie gegen niemand Rache hegen wolle, der die Acht an ihm vollziehen werde; das ſei zwar ſchrecklich zu ſagen, aber für ſie rühmlich, daß ſie den unbeſonnenen Sohn ihrem werthen Gemahl nachgeſetzt habe. Dafür, daß eine ſo kluge Frau, wenn ſie ein Gemüth für ihren Sohn beſaß, es nicht durchgeſetzt hatte, von dieſem eine ſo ehrenſchänderiſche Bedingung abzuwenden, hat Wipo keinen Sinn; eine Giſela, die deſſen auf der Bühne fähig wäre, würde ausgeziſcht werden. Uhland konnte das Verſprechen nur in ganz anderer Weiſe verwenden.

Von Ernſt, der von ſeinem Stiefvater aus einem ſolchen Grunde für vogelfrei erklärt worden, berichtet Wipo weiter nur aus unzuverläſſigen Quellen. Nach manchen andern vergeblichen Plänen habe er ſich an Wezelo gewendet; mit dieſem und wenigen ſei er zu ſeinem Verwandten Odo im lateiniſchen Franken gegangen, aber, da dieſer ihm wenig Troſt gegeben, habe er ſich nach Alemannien zurückbegeben, wo er im Schwarzwald eine

Zeit lang jämmerlich ſein Leben vom Raube gefriſtet. Die Sage nannte hier Burg Falkenſtein bei Schramberg. Zuletzt habe ihn die Kriegsſchar des Kaiſers von allen Seiten eingeſchloſſen; da ſei er denn mit denen, die an ihm gehalten, aus dem Walde hervorgebrochen, weil er einen ehrenvollen Tod einem jämmerlichen Leben vorgezogen. Als ſie an den Abhängen des Waldgebirges nach Bar gekommen, fanden ſie ein Lager, das ihre Feinde in der letzten Nacht innegehabt; denn Graf Manegold, des Kaiſers Dienſtmann, der ein großes Lehen von der Abtei Reichenau inne hatte, war vom Kaiſer und vom Biſchof Warmann, dem Verwalter Alemanniens, beſtellt, auf das Treiben von Ernſt zu achten. Der Anblick des Lagers entflammte den Muth Ernſts und der Seinigen ſo ſehr, daß ſie ihre Gegner verfolgen wollten. Manegold hatte viel mehr Krieger als Ernſt, der ſich aber dadurch vom Angriffe nicht abhalten ließ. Das Gefecht erfolgte am 17. Auguſt. Zorn, Wuth und Tollkühnheit trieben den Herzog und die Seinen, wogegen die andern Ruhm und Belohnung erwarteten. Von der Seite des Herzogs fiel dieſer ſelbſt, der keinen ſchonte und von keinem geſchont wurde, der Graf Wezilo (ſo heißt er hier), die Edeln Adalbertus und Werin und viele andere, von den Kaiſerlichen unter manchen auch Graf Manegold. Dieſer wurde in Reichenau beſtattet, Ernſt, nachdem der Biſchof den Bann gelöſt hatte, zu Konſtanz in der Kirche der heiligen Maria.

Betrachten wir dieſes geſchichtliche Gerüſt, ſo erkennen wir ſofort, daß der Dichter in der dramatiſchen Handlung ſich einige Veränderungen in der Zeitfolge erlauben mußte. Am 14. April 1028 wurde Kunrads Sohn in Aachen zum König gekrönt, Ernſt erſt am 20. Mai 1029 ſeiner Haft entlaſſen; faſt zehn Monate

ſpäter, am 29. März 1030, ſollte Ernſt ſein Herzogthum zurückerhalten, wurde aber, da er auf die ſchmachvolle Bedingung nicht eingehn konnte, geächtet. Alles dies mußte dem Dichter auf einen Tag fallen, Giſela die Bitte um ihres Sohnes Entlaſſung an dem für ihren Sohn Heinrich und den König ſelbſt ſo bedeutenden Tage an ihren Gatten ſtellen, der aber ihrem Wunſche ſchon zuvorgekommen war. Dadurch wurde die Zeit der Handlung auf die Zeit vom 29. März bis zum 17. Auguſt 1030 beſchränkt. Auch mußte Uhland zu beſonderm Zwecke die Kunde von zwei Ereigniſſen an Ernſts Todestag eintreffen laſſen, die erſt ſpäter ſich ereigneten. Hugo ſollte dem Kaiſer das abgeſchlagene Haupt des Grafen Odo von Champagne bringen, der einſt mit Ernſt verbündet geweſen. Dieſer hatte ihm ſpäter Hülfe verſagt, war aber nach Ernſts Tode aufgeſtanden und beſiegt worden; im Jahre 1037 während Kunrad und ſein Heinrich in Italien waren, erhob er ſich wieder, wurde aber am 15. November von Gozelo, Herzog von Lothringen, und deſſen Sohn Gottfried von Bar überwunden. Dem von Pferden zertretenen Leichnam wurde das Haupt abgeſchlagen, dies mit Odos Fahne dem Kaiſer geſandt. Es geſchah dies alſo mehr als ſieben Jahre nach dem Tode von Ernſt. Uhland hat im fünften Aufzuge auch dieſen Odo, den er Udo nennt, ſchon den Kampf gegen den Kaiſer beginnen laſſen wollen, was aber erſt nach Rudolfs Tod 1032 geſchah, dann wiederholt 1037. Geringer iſt die Zeitverſchiebung, daß Hugo auch die Reichskleinodien von Burgund überbringt, die König Rudolf, als er ſtarb, ihm für den Kaiſer übergeben; denn Rudolf ſtarb erſt 1032, nachdem er Seliger, einem ſeiner Großen, die Sendung der burgundiſchen Krone und der Lanze des Märterers Mauritius (Maure, Moritz) an Kunrad

aufgetragen. Heinrich wurde freilich erſt 1038 als König von Burgund gekrönt. Aber auch ein anderes, bereits im vierten Aufzug eingeführtes Ereigniß fällt lange nach Ernſts Tode, und zwar in ganz anderer Weiſe. Uhland läßt Warin (den Namen entnahm er dem Berichte Wippos, bei Ernſts letztem Kampfe ſeien für ihn auch die Adligen Adalbertus und Werin (ſo!) gefallen), der mit einer Kriegerſchar auftritt, im Namen ſeines verſtorbenen Bruders Hermann (dem der Kaiſer ſtatt ihm den Oberbefehl in Italien übergeben hatte) das Banner Schwabens überbringen; dieſer ſei mit einem großen Theile ſeines Heeres an der Peſt geſtorben. Thatſächlich war Hermann wohlbehalten aus Italien zurückgekehrt, wo er erſt bei einem viel ſpätern Beſuche Italiens am 28. Juli 1038 an der Peſt ſtarb, nachdem er ſich mit Adelheiden, der Tochter der bei den Empörungen in Italien für den Kaiſer äußerſt thätigen Markgräfin Bertha von Suſa vermählt hatte. Hermanns Leiche mußte in Trieſt beſtattet werden. Der Dichter wollte Giſela die Kunde vom Tode ihrer beiden Söhne zweiter Ehe (der ſächſiſche Graf Lintolf, ihr Sohn erſter Ehe mit einem Grafen Bruno, ſtarb 1038) zu gleicher Zeit empfangen laſſen. Andere, nicht auf die Handlung einfließende Zeitverſchiebungen werden wir gelegentlich bemerken. Mit gleicher Freiheit verfährt Uhland auch bei den Perſonen: einzelne muß er erſt ſchaffen, die Beziehungen anderer frei umgeſtalten, wie wir letzteres ſchon eben bei Warin fanden. In Wipos Bericht wurde neben Warin noch Adalbertus genannt. Dieſen Adalbert machte Uhland zu einem Vaſallen Werners auf Falkenſtein; den Namen Falkenſtein nahm er aus der Ueberlieferung, daß von dort aus Ernſt ſeine Ausfälle gemacht. Aber dieſer iſt ihm auch der Ritter, der Giſelas zweiten Gatten auf

der Jagd getödtet und auch ſeine letzten Worte gehört hat. Weiter dichtete Uhland, daß Gewiſſensbiſſe ihn zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe getrieben, wo er lange Jahre verblieb, ohne ſeine Seelenruhe wiederzufinden; bei ſeiner Rückkehr habe er Hermann auf den Alpen, Ernſt in Werners Schooße ſchlafend gefunden. Als Pilger eilt er zu Giſela, die er dringend auffordert, der verbotenen Ehe zu entſagen und auf die Seite des Sohnes zu treten, deſſen Feind ihr jetziger Gatte geworden; da ſie dies nicht thun zu können erklärt, will er ſelbſt von jetzt an nur für ihren Ernſt leben. Aber nicht er allein wird für ihn wirken, auch ſeine Kinder ſollen für ihn kämpfen. So entſtanden die Geſtalten von Irwin und Hedwig, die im Kampfe für ihn fallen. Wie Schiller Wallenſteins Thekla ſchuf, um die düſtere politiſche Handlung durch das kurze Glück inniger Liebe zu erhellen, ſo durfte auch Uhlands Ernſt das Glück der Minne nicht entbehren. Der ritterliche, auf Treue als den edelſten Zug der Menſchheit haltende Mann ſollte ſchon früher von einer anmuthigen, warm und rein empfindenden Frauenſeele angezogen werden, aber ſein Mißgeſchick läßt ihn auch dieſe verlieren. Zu ihrem Vater macht er den Grafen Hugo von Egisheim im Elſaß, von dem die Ueberlieferung nur berichtete, Ernſt habe, während der Kaiſer in Italien war, mehrere ſeiner Burgen zerſtört, was Uhland im Drama ſelbſt benutzt. Ganz erfunden iſt deſſen Tochter Edelgard und was von dieſer erwähnt wird.*) Der Graf

*) Es muß auf Irrthum beruhen, wenn Keller berichtet, im Perſonenverzeichniß des Entwurfes werde auch Edelgard, die Tochter des Grafen Hugo von Champagne, aufgeführt; wahrſcheinlich ſollte es Udo heißen, aber dann muß noch ein anderes Verſehen Kellers untergelaufen ſein, er Edelgard erſt nach der Anführung des Udo ſtatt nach der des Hugo geleſen haben. Leider rächt ſich

Manegold heißt bei Uhland „Mangold von Veringen“; bedeutender iſt, daß er ihn zum Vetter des Biſchofs Warmann, des Hauptleiters der Feinde von Ernſt, macht.

Der Aufbau des erſten Entwurfs, der in der ſpätern Ausführung verändert wurde, iſt ganz einfach und folgerecht. Der erſte, in Folge der Beziehung verſchiedener Begebenheiten auf einen Tag, abweichend von der Ueberlieferung nicht in Ingelheim, ſondern in Aachen ſpielende Aufzug ſtellt den unerwarteten, wenn auch von Ernſts Gegnern gehofften Ausgang der Reichsverſammlung dar, die vom Kaiſer gewiſſenlos ausgeſprochene Aechtung ſeines durch ihn unglücklichen Stiefſohnes. Kunrad macht ſeinen vierzehnjährigen (im vierzehnten Jahre ſtehenden) Sohn auf die Wichtigkeit ſeiner heutigen Krönung aufmerkſam, indem er die Hoffnung ausſpricht, daß der Glanz ſeines ſaliſchen Hauſes im Steigen begriffen ſei. Erſt ſpäter nannte man die Kaiſer von Kunrad bis Heinrich V. von den ſaliſchen Franken die Salier. Giſela fleht als Gnade für den heutigen Freudentag um die Befreiung ihres ſeit zwei Jahren gefangenen Sohnes, dem jugendlicher Uebermuth und der Schein des Rechtes dieſe Strafe zugezogen. Der Kaiſer iſt ihrem Wunſche zuvorgekommen, hat zu Ernſt deſſen Bruder Hermann geſchickt; wenn dieſer ſich füge, werde heute die Verſöhnung erfolgen. Kunrad erörtert die Streitfrage wegen des burgundiſchen Erbes. Er wolle die Rechte des ſchwäbiſchen Hauſes nicht antaſten, aber auch keinen Eingriff in ſeine kaiſerlichen dulden.

---

auch hier Kellers ganz verkehrtes Verfahren, daß er nicht die urſprüngliche Faſſung gibt und erſt unter dem Texte die ſpäter gemachten Veränderungen anführt. Ein ähnliches Verleſen werden wir beim Perſonenverzeichniſſe zu „Konradin“ finden.

Digitized by Google

Hierin lag ſchon Grund genug zum Streite, aber Kunrad übergeht hinterliſtig, um Giſela zu fangen, die andere Bedingung, die er Ernſt ſtellen will. Hermann kommt mit der Meldung, das Austreten des Rheines habe ihre Ankunft verſpätet. Giſela erſchrickt, als ſie Ernſt ſieht; ſo ſehr iſt er gealtert. Verſöhnt begeben ſich alle zuſammen zur Krönung. Die zweite Szene iſt die Reichsverſammlung. Vorher geht dieſer in demſelben Saale ein Auftritt zwiſchen dem als Kriegsknecht verkleideten Werner und dem Hauptmann der Wache. Der letztere geſtattet ihm in eine Ecke zu treten, da er nur hören will, wer zum Feldherrn des italieniſchen Kriegszuges ernannt werde, weil er nicht unter jedem dienen wolle. Seine wirkliche Abſicht iſt wohl, über Ernſt etwas zu hören. Uhland wollte ihn ſogleich in die Handlung einführen, was zunächſt nicht verſtanden wird, da niemand weiß, wer der Kriegsknecht iſt, wenn er nicht vorher es mit einigen Worten den Zuhörern verrathen hat; am Ende der Szene ſollte er den vom Kaiſer hingeworfenen Handſchuh aufnehmen und ſich dadurch zu erkennen geben, was freilich der Entwurf nur dadurch andeutet, daß er zu den Worten: „vom Werner aber läßt er [Ernſt] nicht“ hinzufügt: „Noch der von ihm.“ Vor der Reichsverſammlung erklärt der mit der Kaiſerin, dem Sohne und den Stiefſöhnen von der Krönung zurückkehrende Kaiſer, er habe mit den Fürſten die Begnadigung von Ernſt beſchloſſen. Er läßt nun die Kaiſerin geloben, wenn ihr Sohn den Vertrag nicht halte, über das, was ihm dann widerfahre, an niemand Rache zu nehmen. Das Geloben iſt hier durchaus unnöthig, da dies gar keinen Einfluß auf die folgende Aechtung hat, die nur deshalb erfolgt, weil Ernſt von den Bedingungen, unter denen er mit dem Banner von Schwaben belehnt und als Heer-

führer nach Italien geſandt werden ſoll, bloß die eine beſchwören will, über welche der Kaiſer mit Giſela geſprochen hat, nicht die unwürdige, ſeinen beſten Freund Werner als Reichsfeind verfolgen zu wollen. Wenn der Kaiſer ſo vielen andern verziehen hat, warum nicht auch dieſem? warum wird Ernſt nicht aufgefordert, ihn dem Kaiſer zu gewinnen? Unwürdig iſt es, daß der Kaiſer weder ihm, noch ſeiner Mutter von dieſer Bedingung geſprochen hat, erſt in offener Reichsverſammlung davon die Wiedereinſetzung abhängig macht. Ernſts Erzählung von allem, was Werner für ihn gethan, und die Bitte der Mutter helfen nichts, der Kaiſer beharrt auf ſeiner unbilligen Forderung, an die er ſeine Gemahlin hinterliſtig gebunden hat. Daß Hermann nun mit dem ſchwäbiſchen Banner beliehen wird, was dieſer ſelbſt bitter empfindet (er erklärt, es bei eintretender Verſöhnung ihm gleich zurückzugeben) iſt nicht genug, der Kaiſer belegt ihn mit der Reichsacht, welcher der Bann der Kirche unmittelbar folgt. Dem dieſen ausſprechenden Biſchof Wahrmann (ſo ſchreibt der Entwurf) wird die Verwaltung des Herzogthums übergeben. Nur dies berichtet Wipo, nicht daß Hermann nach Italien ging. Den zum Zeichen der Verdammung vom Kaiſer weggeworfenen Handſchuh nimmt Werner auf, der ſich dadurch verräth, aber ſeltſam genug nicht gefaßt wird, wenn er nicht etwa die Worte leiſe ſpricht.

Der zweite Aufzug zeigt das Zurückweichen aller bisherigen Freunde des Geächteten, nur Werner hält in aller Treue an ihm feſt und geht mit dem Neuverbündeten in den Schwarzwald. Uhland durfte nicht darſtellen, wie Ernſt, nach der Ueberlieferung, an Udo (Odo), auch nicht, wie er ſich an den von ihm ſelbſt hinzugefügten Hugo wendet; er läßt beide nacheinander

ihm auf der Heerſtraße nach Baſel an einer Stelle begegnen, wo Gebüſch und eine vielbeſuchte Quelle ſich finden. Der Unglückliche erſcheint in gemeiner Kleidung, ſein Vetter Odo, der von Baſel kommt, hoch zu Roß. Als Ernſt ihn anhält und durch ſeine bittere Antwort, er wünſche von ihm die Krone von Burgund, ſich zu erkennen gegeben, ſchmäht Udo auf ihn, daß er durch ſein unkluges Benehmen ſich die Acht zugezogen, wodurch ihr ſchöner Plan zu nichte geworden, und er reitet mit Verachtung fort. Nach ihm kommt Graf Hugo mit ſeiner Ernſt einſt zur Braut beſtimmten Tochter Edelgard*) zur Quelle. Wenn es hier heißt: „Die todſingende Nachtigall", ſo ſollte wohl Edelgard durch den traurigen Geſang der Nachtigall, die ihren Sohn Itys betrauert, empfindſam geſtimmt ſein. Der Auftritt zwiſchen ihnen und Ernſt iſt ziemlich unbeſtimmt angedeutet: „Ernſt tritt hervor. Erinnerungen aus der Jugendzeit, wie Ernſt bei Hugo lebte und deſſen Tochter liebte, wie er im Krieg gegen ſeinen Stiefvater Hugos Burgen zerſtörte. Aengſtlichkeit Hugos, der mit ſeiner Tochter forteilt." Die Klage des Unglücklichen nach der Entfernung Hugos deuten die Worte an: „Der letzte Stern iſt hinab." Nun tritt Werner als Kriegsknecht auf. Ernſt hält ihn für ſeinen Verfolger, bis er ſich zu erkennen gibt. Von ihrem Geſpräche heißt es nur: „Entwicklung ſeiner (Werners) Grundſätze und Plane. Deutſchland, deutſche Freiheit, die Geſchlechter [er hatte bei der Wahl Kunrads auf

*) Nach einer Chronik wäre Ernſt mit Irmgard, einer Gräfin von Egisheim vermählt geweſen und hätte von ihr eine Tochter Ida gehabt. Uhland hat dieſe falſche Sage zu ſeinem Zwecke benutzt, Irmgard in Edelgard verändert und den erſten Theil des Namens bei Benennung eines Sohnes von Adalbert verwandt.

eine große deutſche Zeit gehofft, aber die einzelnen Geſchlechter ſuchen nur ihre Macht zu vermehren]. Ernſt richtet ſich auf, doch wenig hoffend. Erneuerter Freundſchaftsbund.“ Schließlich brechen ſie zuſammen nach dem Schwarzwald auf. Werner bemerkt, er habe den vom Kaiſer weggeworfenen Handſchuh von einem Kriegsknecht erhalten, was nicht zum Ende des erſten Aufzugs ſtimmt. Wie in jenem Ernſt, ſo ſollte hier Werner in ſeiner edlen Deutſchheit erſcheinen.

Im dritten Aufzuge tritt uns ein neuer bedeutender Freund von Ernſt in Adalbert entgegen, den Uhland zum Grafen von Falkenſtein macht. Dieſer wird gerade durch Giſelas Vorwurf, daß er ſo viele Jahre in nutzloſem Reueleben ſich verzehrt habe, dazu beſtimmt, jetzt einzig ſeinem unglücklichen Herrn zu leben. Der Kaiſer beauftragt Mangold, bei Uhland als Graf von Veringen bezeichnet (ein Mangold, Graf von Veringen ſtarb 1104), das Unternehmen gegen Ernſt und Werner zu leiten, von deren Umherirren und ihren Unruhen im Schwarzwalde er vernommen, und nur ja ſeinen Stiefſohn nicht zu ſchonen, gegen den er jetzt, nachdem er ihn in die äußerſte Verzweiflung gebracht hat, noch grimmiger geworden. Giſela ſollte hier in höchſtem Glanze als liebevolle Mutter, als werkthätige und weiſe Frau hervortreten, was freilich kaum gelingen konnte, wenn ſie auch Adalbert gegenüber ſich geſchickt zu vertheidigen weiß. Wohlthuend wirkt es, daß Edelgard, die wegen der Unruhen in Burgund bei Giſela bleiben ſoll, noch in herzlicher, ja begeiſterter Liebe Ernſts gedenkt. Der Aufzug beginnt mit einem Auftritt zwiſchen Giſela, Hugo und Edelgard. Erſtere wird durch die Aufforderung, bei Edelgard Mutterſtelle zu vertreten, an ihre früh verſtorbene Tochter erinnert. Es iſt ihre ältere Tochter Beatrix gemeint;

die jüngere ſtarb erſt im Sommer 1034. „Sie gibt Hugon geheimen Auftrag, den Schattenkönig Rudolf*), durch deſſen ängſtliche Unentſchloſſenheit alles Unheil herbeigeführt worden [vielmehr durch die Erbſchleicherei von Seiten Kunrads gegen den Stiefſohn], zur Entſcheidung für den Kaiſer zu beſtimmen, weil ſie nur dadurch noch ihren Sohn zu retten hofft [woran aber bei der grauſamen Erbitterung ihres Gatten gar nicht zu denken iſt]." Des zweiten großen Auftritts zwiſchen Adalbert, der in Pilgertracht kommt, und Giſela iſt ſchon gedacht. Kann auch Adalbert bei Giſela ſeinen Zweck nicht erreichen, ſie hat ihn zum Entſchluſſe beſtimmt, ſein Leben für den von ihrem Gatten dem Verderben geweihten Sohn einzuſetzen. Der dritte Auftritt bringt den Auftrag des Kaiſers an Mangold, ſchonungslos gegen Ernſt vorzugehn. Dabei ſind auch Hugo und Edelgard zugegen. Daß Mangold ſich von Edelgard verabſchiedet und des Preiſes, den er kürzlich im Turnier von ihrer Hand erhalten, im erſten Kampfe ſich würdiger zu machen hofft, ſoll uns deſſen ſteigenden Ehrgeiz zeigen. Im vierten Auftritt gibt Edelgard Adalbert, auf deſſen Rückkehr aus der Kapelle ſie gewartet, einen Ring, den er dem Geächteten geben möge, wo er dieſen finde, und als ihr Vater ſie vor ſolchen Aeußerungen warnt, wird ſie noch kühner; auch wenn er Ernſten treffe, hoch zu Roſſe vor einem muthigen Heere, ſein Recht zu erobern, kommend**), auch dann ſoll er ihm den Ring

*) Seltſam genug hat Keller nicht bemerkt, daß, wenn wirklich „den Schattenkönig Hugon" in der Handſchrift ſteht, es ein Schreibfehler ſtatt Rudolf iſt, ja S. 480 leſen wir die Vermuthung Hugo! Um den Unſinn zu bemerken, braucht man nicht einmal auf „Rudolf, den Schattenkönig von Burgund" in der Ausführung (V. 46) zu verweiſen.

**) So vermuthet Keller hier und gleich darauf IV, 1 richtig ſtatt „kommen".

überreichen. Das iſt denn doch eine Bravade, die wenig ſtimmt zu Edelgards Scheu beim erſten Wiederſehen Ernſts. Der Aufzug ſollte mit der Verzweiflung von Giſelas „Mutterherzen“ ſchließen. Wie ſehr hat ſie ihr Wunſch getäuſcht, ihrem Sohne eine Stütze in dem Gatten zu geben, der nur ſeinem hab- und herrſchſüchtigen Ehrgeize lebt!

Im vierten Aufzuge übergibt Werner ſeinen Freund dem Schutze des vom Hofe zurückgekehrten Adalbert, dagegen ſucht er vergebens ſeine Stammverwandten, die längſt auf des Königs Seite ſtehn, zur Treue gegen Ernſt zu beſtimmen. In dem erſten Auftritt kommen Adalberts Kinder Irwin und Hedwig eben von der Jagd zurück; bei einem ſteinernen Kreuze, welches hier in der Nähe des Schloſſes Falkenſtein in einem Gebüſch zum Andenken an den hier erſchoſſenen Vater von Ernſt errichtet iſt, halten ſie an. Sie machen ſich Vorwürfe, daß ſie das Verbot des lange Jahre abweſenden Vaters, der Jagd und weltlichen Vergnügen nachzugehn, ſeit dem Tode ihres alten Dieners nicht mehr beachtet, wobei es geſchehen iſt, daß Hedwig von dem benachbarten Grafen Mangold „halb verführt“ worden. Adalbert trifft ſie hier, erkennt ſeine während ſeiner Abweſenheit herangewachſenen Kinder, ereifert ſich über ihren Ungehorſam und zerbricht ihre Bogen. Das iſt alles wunderlich, nicht weniger, daß Adalbert, nachdem er ſich erkundigt, ob ſein Schloß Falkenſtein noch ſicher ſei, ins Horn ſtößt, Ernſt, Werner und ihr Anhang erſcheinen, Werner ſeinen unglücklichen Freund dem Schutze Adalberts übergibt, dieſer ihn in ſein Schloß aufnimmt, nachdem er am Kreuze niedergekniet und ſein Unglück beklagt hat, daß er beim Mörder ſeines Vaters Schutz ſuchen müſſe. Werner geht dann ab, um weitere Hülfe anzuwerben und zu kundſchaften.

Digitized by Google

Das alles ſchwebt in der Luft und gibt nichts Neues, da wir längſt wiſſen, daß Adalbert Ernſt ſein Leben zu widmen entſchloſſen iſt. Nicht glücklich iſt auch die zweite Szene, auf dem Schloſſe des Biſchofs Wahrmann, der, wie wir erſt hier hören, Mangolds Oheim iſt. Ihm theilt er den vom Kaiſer erhaltenen Auftrag mit, von dem wir eher annehmen müſſen, daß Wahrmann ihn veranlaßt, der, wie es der Entwurf ausſpricht, ſich an der Hoffnung labt, ſein Haus werde beim erſehnten Erlöſchen des ernſtiſchen Stammes durch Mangold zur herzoglichen Würde gelangen; denn auch Ernſts Bruder Hermann denkt er aus dem Wege zu ſchaffen, was freilich nicht ausgeſprochen iſt. Dadurch, daß er Mangold ſeinen Umgang mit Hedwig, einer bloßen Vaſallentochter, vorwirft, veranlaßt er ihn nicht nur, dieſe als leeres Spiel der Unterhaltung zu bezeichnen, ſondern auch ſeine Abſicht auf Edelgard, des Kaiſers Verwandte, Ernſts frühere Braut, zu erklären. Werners Auftreten unter ihnen als ſeinen Stammgenoſſen iſt höchſt auffallend, da er deren Geſinnung kennen muß, die ſchon längſt von ihm als dem vom Kaiſer verfolgten Aufrührer ſich abgewandt haben. Daß er nichts Gutes von ihnen befahre, deutet auch das Schwert an, das er unter dem Arme hält. Der Streit zwiſchen ihnen erſcheint um ſo wunderlicher, als die von den Verwandten geforderte Unterwürfigkeit unter den Kaiſer undenkbar iſt, da Kunrad nur ihn zu verderben trachtet, ihn noch bitterer als ſeinen Stiefſohn haßt. Daß er ſchließlich ſich von ſeinem Stamme losſagt*) und, mit dem Schwert drohend, „Auf Wiederſehen!“ ruft, iſt bei der Stellung, die dieſe längſt gegen ihn eingenommen, wirkungslos. Werner konnte keinen Gedanken

*) Keller hat das nach Stamme im Entwurfe ausgelaſſene los ergänzt.

haben, gerade ſie für Ernſt anzuwerben, und ſie mußten die Genoſſen des Geächteten, die ſelbſt geächtet waren, mit Abſcheu von ſich weiſen.

Der fünfte Aufzug ſtellt den heldenhaften Verzweiflungskampf in anderer Weiſe als Wipo dar. Schon vor dem zweiten Auftritt iſt die treue Schar zurückgeſchlagen, aber ſie wagt noch einen zweiten Verſuch, da ſie als Helden fallen wollen. Der erſte Auftritt beginnt in der Nacht auf Falkenſtein, wo Ernſt den Geiſt ſeines Vaters vorbedeutend (ſeinen Untergang verkündend) erſcheinen ſieht; er gedenkt ſeiner bedrängten Lage. Werner bringt die Kunde, daß Mangold den Wald umziehe. Seltſam iſt es, daß Werner daran denkt, ſie könnten ſich zu Udo durchſchlagen, den der Dichter bloß zu dieſem Zweck ſchon jetzt gegen den Kaiſer ſich erheben läßt. Wie wenig er von dieſem zu erwarten hat, wiſſen wir. Dann erfolgt die Rüſtung, wobei Ernſt einen Schild ſeines Hauſes erhält, auf dem das Wappen ſchon erblichen*) iſt, aber dieſer üblen Vorbedeutung achtet er nicht, er fühlt ſich wohl, wieder einmal als Ritter gerüſtet zu ſein. Adalbert erſcheint gleichfalls als Ritter, und führt ihm auch Sohn und Tochter gewaffnet zu; letztere bemerkt ſcherzend ihrem Vater, daß er jetzt nicht mehr zu bedauern brauche, daß ſeine Kinder das Waidwerk erlernt hätten. Durch Adalberts Bewaffnung ſeiner Kinder wird Werner, während er ſich bewaffnen läßt, zum Wunſche veranlaßt, er möchte Ernſt ſo viele ſeines Stammes ſtellen können, wie der Graf von Abensberg, aber zu ſeinem Bedauern ſtehe er allein, losgeriſſen von ſeinem Stamme. Daß wir in der unmittelbar ſich anſchließenden zweiten Szene „am Ausgange des Waldes“

*) Uhland „erbleicht“.

ſogleich im Geſpräch zwiſchen Mangold und dem Biſchof vernehmen, die Feinde ſeien zurückgeſchlagen, ſammelten ſich aber wieder, iſt dramatiſch ſtörend. Die Geſchlagenen erſcheinen nun. „Trotz der großen Uebermacht des Feindes, der den Weg durchs Thal ſperrt, und der Bedenklichkeiten Ernſts ordnet der ſchlachttrunkene Werner einen neuen, verzweifelten Angriff. Laokoon.“ Ernſt ſollte Werner mit Laokoon vergleichen, wie es in der ſpätern Ausführung Adalbert thut, als Werner allen Angriffen widerſteht. Ernſt, der düſter verſtimmt iſt, ſollte dann unmittelbar vor dem letzten Heldengange durch den Ring Edelgardens erfreut werden, den Adalbert bis auf dieſen Augenblick, freilich etwas ſonderbar, aufgeſpart hat. Alle ſtürmen in den Kampf, nur Hedwig muß in Folge ihrer Verwundung durch ihren Verehrer Mangold zurückbleiben. Als ſie geſtorben, kommen die wieder zurückgedrängten Anhänger von Ernſt. Nach dem hier nicht ganz deutlichen Entwurf bringt man den tödtlich verwundeten Werner. Ernſt iſt tief erſchüttert durch den drohenden Verluſt ſeines theuerſten Freundes. Adalbert kommt, wohl mit der Leiche ſeines erſchlagenen Sohnes, um hier die Tochter todt zu finden. Nach Werners Tod will man Ernſt zur Flucht bewegen, aber er kann nicht von der Leiche ſcheiden, bei der „ſeines Lebens Ziel“ iſt. Mangold erſcheint und fordert ihn auf ſich zu ergeben; Ernſt weigert ſich. Es kommt zum Gefecht, deſſen Ausgang uns entzogen wird, da der hintere Vorhang der ganz geöffneten Bühne fällt, und durch das Niederlaſſen eines Zwiſchenvorhangs werden wir in ein Zimmer im biſchöflichen Schloſſe verſetzt, wo die Entſcheidung erfolgt. Schon hier findet ſich die Zeitverſchiebung von Hermanns Tod und der Beſiegung Udos. Kaiſer und Kaiſerin nebſt Edelgard ſind beim Biſchof. Die Kaiſerin iſt in ängſtlicher Er-

wartung des Ausgangs, der nur ihrem jetzt voll erwachten liebenden Mutterherzen noch einen Schimmer von Hoffnung zeigen kann. Aber nicht bloß den Tod von Ernſts ſoll ſie erfahren, ſondern ſchon iſt der Hauptmann mit dem ſchwäbiſchen Banner und der Nachricht angekommen, daß Hermann an der Peſt geſtorben. Nachdem ſie die Trauerkunde empfangen, erſcheint Adalbert, der jetzt nichts mehr zu verlieren hat, mit Ernſts zerbrochenem Schilde, auf dem das Wappen längſt erblichen war. Mangold hat Ernſt, Adalbert, der einzig von ſeinen Freunden übrig geblieben, Mangold erſchlagen, den Verräther ſeines Herzogs. Da bleibt denn Edelgarden nichts anders übrig als ins Kloſter zu gehn.*) Acht und Bann werden von Ernſt genommen. Aber der Acht war hier gar nicht zu gedenken, des Kaiſers Befehl, die Leiche zu beſtatten, den wir vorausſetzen müſſen, hat die einzig mögliche Folge der Acht nach dem Tode ihm erlaſſen. Auch Hugo erſcheint mit Udos Haupt und mit den burgundiſchen Reichsinſignien, wodurch des Kaiſers Herrlichkeit vollendet iſt.***) Aber die Kaiſerin hat ihre beiden Söhne verloren: das hat ſie dem Gatten zu danken. Die Reichsinſignien fallen dem Sohne ihrer Ehe mit Kunrad zu. Den Schlußſpruch, „man werde viel ſagen von Kaiſer Konrads Macht und Ruhm, aber rühren werde manches Menſchen Herz die Kunde von der Treue Werners und Herzog

*) Keller hat überſehen, daß in den Worten: „Bertha entſagt der Welt", durch Verſehen Bertha, die gar nicht unter den Perſonen vorkommt, für Edelgard geſetzt.

**) Auch hier hat Keller ſich wieder arg verſehen. Er ſagt uns in den Worten: „Zuletzt erſcheint Hugo", habe es früher Udo geheißen; es entging ihm, daß Hugo hier geradezu unſinnig iſt, da Hugo nicht, wie es weiter heißt, „mit dem Haupt des erſchlagenen Hugo" erſcheinen kann. Hat Uhland hier wirklich Hugo geändert, ſo war es ein offenbarer Irrthum.

Ernſts", fällt Adalbert zu, nicht, wie ſpäter, der Kaiſerin, die im Entwurfe hier überhaupt zu ſehr zurücktritt.

Wenn die beiden erſten Aufzüge des Entwurfs nicht mißlungen waren, ſo finden wir den dritten und beſonders die folgenden verfehlt; die beiden letzten ſcheinen übereilt, wohl am 7. Juni, hinzugefügt. Die erſten Verſe zur Ausführung wurden am 19. September geſchrieben, aber dann zogen Balladen und vaterländiſche Gedichte Uhland von dem Drama ab, zu deſſen Vollendung ihm die Zeit fehlte; auch fühlte er wohl, daß manches im Entwurf noch nicht recht ſei, wie es ſein ſollte. So kam es denn, daß die erſte Szene am 20. December bloß zum Theil vollendet war; vielleicht fehlte nur der Schluß. Wahrſcheinlich wird Uhland den Entwurf noch mehrmal durchgeſehen, einige Zuſätze gemacht, auch kleinere Stellen in Verſen hingeworfen haben. Davon zeugen die Bemerkungen, die nach Kellers Angabe mehrfach am Rande ſtehn. Keller iſt darauf nicht näher eingegangen, mehrere Randbemerkungen hat er irrig bezogen. Einzelne Ausführungen in Verſen finden ſich nur in den beiden erſten Aufzügen, auch einmal ein Vers zu Ende von V, 1: „Der innre Muth ſei unſre Feldmuſik", den Uhland ſpäter (1736), wenn auch nicht vollſtändig, benutzt hat. Keller hat ihn irrig bezogen; er war zu den Worten: „Sie ziehen ab", gedacht, und er ſollte Werner beim Abzuge in den Mund gelegt werden. Die erſte ſachliche Randbemerkung: „Warmann [ſo ſteht hier bei Keller, nicht, wie ſonſt, Wahrmann] und Mangold", deutet auf eine neue Szene, die an die Stelle der urſprünglichen zwiſchen dem verkleideten Werner und dem Hauptmann treten ſollte, welche deshalb auch im Entwurf durch Parentheſezeichen als auszuſcheidend bezeichnet ward. Der zweite Zu[illegible] derſelben Szene: „Er erinnert den

Kaiſer, wie dieſer des polniſchen Fürſten Verrath zurückgewieſen. Treue ſeie die Ehre des deutſchen Volks", war zu derſelben Stelle gedacht, wo ſie in der Ausführung ſteht (436—450). Die zum Schluſſe des erſten Aufzugs am Rande bemerkten Stellen:

Und alſo werf' ich dieſen Handſchuh weg,
Wie du verworfen und geächtet biſt.
So biſt du ausgelöſchet und verflucht.

Ernſt.

Von hinnen eil' ich, ein verworfner Mann,
An meine Ferſen heftet ſich der Tod,
Mein Nacken krachet von der Flüche Laſt,
Vom Werner laſſ' ich nicht.

Die Verſe ſind jetzt 512 ff. 541—543 verwandt. Die folgenden Worte „Noch ich von dir" konnte doch nur der verkleidete Werner ſprechen, wonach ſie früher geſchrieben ſind, als die Randbemerkung: „Warmann und Mangold", die auf den Wegfall der Szene mit dem verkleideten Kriegsknecht deutet. In der Szene mit Udo II, 1 (jetzt 604—608) waren die am Rande ſtehenden Verſe verſucht:

Ungeſtümer Bettler,
Was bettelſt du? — Die Krone von Burgund. —
Biſt du der Herzog Ernſt, biſt du ſein Geiſt? —
Sein Schatten bin ich, ſeine Spukgeſtalt,
Sein Leichnam, ſein Geripp, vor dem der Gaul
Zurück ſich bäumet und die Nüſtern bläſt. —
Sag' dein Begehr! — Du warſt mir blutsverwandt,
Als einſt noch Blut durch dieſe Adern floß. —
Biſt du wahnwitzig? — Dürft' ein Menſch ſich wundern,
Wenn ich es wäre? Doch ich bin es nicht,
Und werd' es künftighin . . .

Digitized by Google

Im weitern Verlauf der Szene fand ſich die von Keller wieder irrig bezogene, zu den „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ (Z. 14 f.) gehörende Bemerkung: „Er erinnert ſie [Hugo und Edelgard] an die Vergangenheit; denn für die Zukunft iſt ja jedes Band zwiſchen ihnen abgeſchnitten.“ Worauf die Bemerkung: „Wie der Kuß des Geächteten verpeſtet“, ſich beziehen ſollte, läßt ſich nicht beſtimmt ſagen, jedenfalls muß man ſtaunen, daß Keller ſie mit Ernſts „Krieg gegen ſeinen Stiefvater“ in Verbindung bringen konnte; am nächſten liegt es ſie Ernſt zuzuſchreiben nach der Entfernung Hugos und Edelgards. Auf Werners „Entwicklung ſeiner Grundſätze und Plane“ bezieht Keller mit Recht die Bemerkung: „Konrads Erwählung zum Kaiſer. | Ein Anblick wars dem tapfern Vater, | Ein Anblick, drob manch altem Helden | Die Thräne tropft' in ſeinen grauen Bart.“ Vgl. die Ausführung 841 f. Nur muß es Vaterland heißen ſtatt Vater, wenn Uhland nicht etwa abbrach, weil ihm dieſe Faſſung nicht genügte und er gleich in der folgenden Zeile eine andere verſuchte. Zum Schluſſe des zweiten Aufzugs gehört die Randbemerkung:

„Wir ſtehn hier einſam in der weiten Welt,
Auf einem Kahne . . .*)

Wernern hat das Unglück gekräftigt.“ Ernſt ſollte dies äußern, wie er jetzt 750 f. ſagt: „Höher, kräftiger | Erſcheinſt du mir, als ich dich je gekannt.“ Zum dritten Aufzug findet ſich nur die auf das Geſpräch zwiſchen Giſela und Adalbert berechnete Wendung: „Sie lebt für ihren Sohn, Adalbert will für ihn ſterben.“ Die

*) Keller gibt Punkt nach Kahne, aber die Rede war hier ohne Zweifel abgebrochen, eine weitere Ausführung vorbehalten.

beſtimmte Stelle für dieſen Gegenſatz ſchwebte noch nicht vor. In IV, 2 bezieht Keller die Bemerkung: „Fürſtendienerei jetziger Zeit“, auf die Worte: „Er [Mangold] hat jetzt ein höheres Ziel.“ Mir ſcheint es näher zu liegen, ſie mit des Biſchofs Andeutung der Hoffnungen zu ſteigendem Glanz ſeines Hauſes in Verbindung zu bringen, ſo daß dieſer die Grundſätze andeutete, wie man durch die Gunſt der Fürſten ſich emporbringen könne. In der letzten Szene wird ein „Selbſtgeſpräch Adalberts über Ernſts zerbrochenem Schilde [zerbrochenen Schild]“ angeführt: aber im biſchöflichen Schloſſe, in Gegenwart der Kaiſerin, des Kaiſers u. a., kann ein ſolches Selbſtgeſpräch nicht Raum finden. Dies ſetzt ſchon die jetzige Faſſung voraus, daß Kaiſer und Kaiſerin mit dem Biſchof das Schlachtfeld beſuchen; vor dieſem Beſuche konnte das Selbſtgeſpräch Adalberts erfolgen. Auch die letzte Randbemerkung zeigt eine auffallende Namensverwechslung; denn daß „Edelgard ſchließt: Mich ſchauerts, Vater, unter dieſer Krone“, iſt rein unmöglich, und es zeugt nur von Kellers Unachtſamkeit, wenn ihm dies, wie ſo vieles andere, entging. Heinrich allein konnte die Worte ſprechen, wie er es wirklich in der Ausführung thut (1962), mit bloßer Veränderung des letzten Wortes. Keller hat ſie ganz irrig auf den Schluß des Entwurfs bezogen, ſtatt auf den Schluß des vorigen Abſatzes: „und die nun dem jungen Heinrich zufallen.“ Die Zeit, in welcher die einzelnen Zuſätze am Rande gemacht worden, läßt ſich wenigſtens nach dem Abdrucke bei Keller nicht genau beſtimmen, ja es wäre möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß einer oder der andere bald nach der Abfaſſung gemacht worden. Das Perſonenverzeichniß wurde ſpäter inſofern nach der neuen Ausführung geändert, daß die in dieſer nicht auftretenden Perſonen geſtrichen wurden, ſelbſt

Digitized by Google

Adalberts jetzt nebenſächlich und ohne Namen auftretender Sohn, auch der Hauptmann von I, 2, dagegen Marie hinzukam.

Mit der Ausführung des Entwurfs ging es langſam, da der Dichter wenig Zeit hatte, der Anfang beſonders ſchwierig war und der zweite Theil des Stückes, den er übereilt entworfen hatte, ganz umgeändert werden mußte. Am 15. Februar 1817 war der erſte Akt vollendet, doch mit Ausnahme der „Zwiſchenſzenen". Unter dieſen können nur der Schluß der erſten Szene (vom Auftreten der drei Brüder an) und der Anfang der zweiten (das Geſpräch zwiſchen Warmann und Mangold) verſtanden werden. Erſt als am 5. Juni die Auflöſung der Kammer ihm eine Zeit größerer Ruhe gab, hielt er ſich ernſtlich an die Vollendung des Stückes, worin Ernſt gewiſſermaßen ein ſtärkendes Vorbild ſeiner eigenen Beharrlichkeit war, da er ſich nicht entſchließen konnte, eine Stelle unter einem Könige anzunehmen, der die alte Verfaſſung gebrochen hatte. Der zweite Aufzug ward am 29. Juni vollendet, der dritte, äußerſt ſchwierige, den er aber, wie auch die beiden folgenden, wohl längſt in Gedanken neu entworfen hatte, am 5. Juli, der vierte am 12., der letzte zwei Tage ſpäter. Mit dieſen Angaben Hollands ſteht es nicht in Widerſpruch, wenn Uhlands Wittwe meldet, Mitte Auguſt ſei er mit dem Stücke ins Reine gekommen; denn darin gab es wohl noch manches nachzuarbeiten. Auf der Reiſe nach Heidelberg, wo er Jean Paul, Tieck und Boiſſerée kennen lernte, las er dem dortigen Verlagsbuchhändler Winter, bei dem er mit ſeinem Freund Schott wohnte, das Stück mit Beifall vor. Winter übernahm den Verlag gegen ein Honorar von 400 Fl. Noch drei andere Buchhändler, die vom Stücke gehört hatten, boten ſich dazu an. Der Druck war im December beendigt; ſchon am 17. dankte

der Vater für die geſandten Abdrücke, die ihn nicht ſo ſehr erfreuten, wie ihn die Weigerung des Sohnes betrübte, unter der verfaſſungsloſen Regierung eine Stelle anzunehmen. Das Trauerſpiel von Herzog Ernſt wurde am 3. und wiederholt am 10. Mai 1819 zu Hamburg mit Beifall aufgeführt, zu Stuttgart am 7. und 16. Mai mit Mevius als Herzog Ernſt, Frau Breda als Giſela, Eßlair als Werner. Zur Feier der endlich am 24. September zu Stande gekommenen Verfaſſung beſchloß man das ſchwäbiſche Trauerſpiel des in edelſter, aufopfernder Vaterlandsliebe bewährten ſchwäbiſchen Dichters am 29. Oktober auf dem ſtuttgarter Hof- und Nationaltheater aufzuführen. Uhland ſchrieb dazu einen von Herzen gehenden Prolog, worin er den Untergang zweier ſo edlen, biedern, frommen und kühnen Männer, die treu und feſt bis in den Tod aneinander gehalten, als Fluch eines Landes bezeichnet, „wo Freiheit und Geſetz darnieder liegt“; war ja auch dieſer deutſche König nichts weniger als der ſtrenge Hort des Rechtes. Der Prolog ſteht in den „Gedichten“.

Wie ſehr das Stück auch in der Anlage durch die Ausführung gewonnen habe, wird ſich aus unſerer Entwicklung und Erläuterung ergeben. Der erſte Aufzug iſt nach der in der Ausführung erhaltenen Ergänzung ein Muſter ſeiner dramatiſchen Begründung geworden. Er zeigt uns, wie unredlich der Kaiſer, der als Giſelas Gemahl verpflichtet war, für das Wohl ihrer Söhne erſter Ehe zu ſorgen, gegen dieſe verfährt, die für ſie ſprechende Stimme des Mutterherzens bei aller ſcheinbaren Rückſicht auf ſie als Gattin ſo zurückgeſcheucht hat, daß ſie ſich nicht offen zu äußern wagt und er bei der Gnade, die er ihrem Ernſt nach einer ſo langen Gefangenſchaft (drei Jahre nennt Giſela 48) zu Theil werden läßt, weder Neigung noch Zutrauen verräth, ſondern noch

Digitized by Google

immer das Schlimmſte von ihm fürchtet, ja durch ſein hinterliſtiges Benehmen gegen ihn und ſeine Mutter beide zu Grunde richtet. Als Kaiſer, ja noch mehr als Stiefvater, mußte er dieſem deutlich die Bedingungen mittheilen, unter denen er ihn befreien und herſtellen wolle; ſchon daß er auf die Erbſchaft von Burgund verzichten ſolle, war eine ungerechte Zumuthung, da Rudolfs Vertrag mit Heinrich II. durch deſſen Tod hinfällig geworden; ihm gar eine Bedingung zu ſtellen, die ſeine Mannesehre ſchändete, war grauſam und ſchmachvoll für den Kaiſer ſelbſt, dieſe Bedingung nicht bloß ihm, ſondern auch Giſela vorzuenthalten, als er ſie, was der Gatte ſeiner Gattin gar nicht zumuthen ſollte, zu einem Eide zwang, den ſie nicht geſchworen haben würde, hätte ſie jene gewußt. Sein Verfahren gegen Ernſt konnte nicht ſchlimmer ſein, wenn er ſein Verderben wollte. Fürchtete er Werners böſen Einfluß, warum vergab er dieſem nicht, wie ſo vielen andern, und ſuchte durch Ernſt ihn für ſich zu gewinnen? Ein Mann von Kunrads Stolz mußte wiſſen, daß dieſer nicht Werners Treue mit ſchmachvollem Undank lohnen könne, wie mürbe er auch geworden, und Biſchof Warmann, der bei der Krankheit des Kanzlers (234), unter dem man ſich etwa Wipo denken kann, deſſen das Stück gar nicht gedenkt*), den „Gnadenbrief“ angefertigt hat, ſcheint es zu ahnen, wenn er es auch ſeinem Neffen nicht vertraut.

*) Der Umſtand, daß Wipo häufig ſeines Unwohlſeins gedenkt, kann nicht dafür zeugen. Doch da der Biſchof von Augsburg das beſondere Zutrauen des Kaiſers beſaß, aber Uhland dieſen in unſerm Aufzuge neben Warmann nicht brauchen konnte, ſo möchte man eben an dieſen denken, der ein Jahr nach der Krönung ſtarb. Mit Abſicht hat Uhland den Namen übergangen, der mehr beläſtigt als aufgehellt hätte.

Der Gang der Handlung iſt hier vortrefflich, da ſie uns ungezwungen in die Verhältniſſe einführt und die Charaktere und Abſichten der Perſonen deutlich bezeichnet. Beginnen wir mit der erſten Szene, ſo hören wir ſogleich, daß wir uns in der Krönungsſtadt Aachen befinden, wo heute der junge Sohn des Kaiſers als König gekrönt werden ſoll. Der Tag wird nicht näher beſtimmt, obgleich Uhland das Oſterfeſt hätte nennen können, an welchem zu Ingelheim die Schauerſzene mit Ernſt ſpielte, während die Krönung zwei Jahre früher am 14. April erfolgte. Kunrad ſelbſt verräth ſeinen Stolz, ein neues Herrſcherhaus in Deutſchland gegründet zu haben, und aus dem Munde des treuherzigen Knaben, der als zwölfjährig im Perſonenverzeichniß bezeichnet iſt, was auf das Jahr 1028, aber nicht auf 1030 paßt, in welches die Handlung nach demſelben Perſonenverzeichniſſe fällt, vernehmen wir, daß ſein Lehrer und Erzieher Biſchof Braun (von Augsburg), unter deſſen Obhut Kunrad ihn 1026 geſtellt, ihn gelehrt hatte, daß Gott ihr Haus gewählt, Karls des Großen Reich aufzurichten. Treffend wird das Herankommen der Kaiſerin vom Knaben bemerkt, der ſie, wohl durch eine der Hallen, wie man ſich die beiden „Eingänge“ zur Seite zu denken hat, traurig einherwandeln ſieht. In ſehr gewählte, auf die Erregung von Mitleid berechnete Worte, die davon zeugen, daß kein herzliches Verhältniß zwiſchen dem Kaiſerpaare beſteht, ſpricht ſie ihren Mutterſchmerz aus, daß der älteſte Sohn noch immer eingekerkert ſei.**) Die Zwiſchenrede Heinrichs deutet nicht

*) 11. Deutung, nach älterm Gebrauch für Bedeutung.

**) Mit beſonderm Nachdruck tritt 25 „und der Unglücklichen“ erſt nach „viel“ ein, da ſie an ſich ſelbſt denkt. — 26. Hilfflehend. Wipo berichtet von den vielen Bittflehenden, denen Kunrad auf dem Wege zur Krönung ſich wohlthätig

allein auf ſein gutes Herz, ſondern auch auf den Mißmuth, den die Härte des Kaiſers bei vielen erregte. Die Darlegung der Berechtigung ihres Ernſt auf Burgund, wie anſpruchslos auch vorgetragen *), trifft Kunrad, und beſonders muß es die Schilderung des „Schattenkönigs“ Rudolf thun, auf deſſen Schwäche der Vertrag mit Heinrich II. und die erſt nach Ernſts erſtem Abfall erfolgte Vereinbarung mit Kunrad beruhte. Sehr ſchwach ſoll die Vertheidigung ſein, er habe, nachdem er Kaiſer geworden, ſich entſchieden, daß Burgund dem Reiche angehöre, ohne irgend Ernſts nicht zu leugnenden Erbanſpruch auf das Land zu berückſichtigen, ja er nimmt es faſt als Großmuth in Anſpruch, daß er Schwaben nicht eingezogen, ſondern es als unerledigt dem jüngern Bruder vorbehalten, nur die Statthalterſchaft dem „klugen Biſchof Warmann“ (von Konſtanz) übertragen habe. Giſela getraut ſich nicht weiter für Ernſt einzutreten, ja zieht ſich hinter die Vorliebe der Mutter ängſtlich zurück.**) Kunrad geht mit einem geſchickten Lobe Giſelas als kluger Vermittlerin (in Wahrheit hatte ſie auch den ihren Söhnen nachtheiligen neuen Vertrag mit Burgund vermittelt) auf den zweiten ſogenannten Aufſtand ein,

---

erwieſen habe. Uhland braucht, wie Schiller, immer Hilfe, Goethe Hülfe. — Solchem Freudentag (27), wo der Kaiſer Gnaden ausſpendet. Vgl. Goethes Fauſt II, 5999—6002. — 33 iſt als hervorhebend die Wortſtellung von je gebeten nach nichts ſtatt nach Giſela zu bemerken. — 39. Ringet, noch immer. — 50. Entlang ſchlägt kräftig nach im Sinne von vorbeifließend, im Gegenſatz zu dem gefangen Gehaltenen.

*) Die Wärme, womit ſie ſich Ernſts annimmt, ſpricht ſich in der Bezeichnung Rudolfs als Schattenkönig (63) und feig (85) aus, auch in dem kräftig 89 wiederholten ergriff.

**) Vogt (107), Verwalter (aus vocatus), wovon bevogten 1221. — 121. Der Kinder Fehle. Auch des Wohllautes wegen iſt das ältere Fehl ſtatt Fehler gewählt.

wobei er dieſen in allerſchlimmſter Weiſe darſtellt*), und bitter ſagt er, mit Beziehung auf Giſelas Entſchuldigung durch jugendliche Haſt und Aufregung von ſchlimmen Freunden, ohne ſeines von ihm arg verletzten Erbrechtes zu gedenken, im einſamen Verlies (unterirdiſchem Gefängniß der Burg) habe er ihm Zeit zur Beſinnung gegönnt. Von dieſem Dolchſtoß auf das Herz der Mutter ſpringt er zur Frage über, ob ſie etwa den Sohn auch dann noch rechtfertigen würde, wenn er befreit zum zweitenmal ihm trotzte.**) Die Mutter hört daraus nur die Möglichkeit ſeiner Befreiung heraus, und meint, ihr Flehen habe des Gatten Herz gerührt, während er wirklich ſich gedacht, Giſela werde mit dieſer Bitte an dem Krönungstage nicht zurückhalten, und darauf hin ſeinen Plan gefaßt hatte, unter dem Scheine der Verzeihung Ernſt für immer unſchädlich zu machen. Aber ſtatt man denken ſollte, es handle ſich nur um einen neuen Aufſtand, ſoll Ernſt die Reichsacht treffen, wenn er „den nötigen Bedingungen, die ihm das Reich vorſchreibt, ſich widerſetzt“, und Giſela ſoll ſchwören, in dieſem Falle nicht mehr für ihn bitten zu wollen. Das war eine Grube, in welche Kunrad Giſela fallen ließ, die in der Freude ihres Herzens gar nicht ahnte, daß dieſer Schlimmes im Sinne habe; ſie konnte nicht denken, er werde ihm eine ſchmähliche Bedingung ſtellen, die ſie für eine Ent-

*) Richtig iſt, daß er Ernſt mit ſeinem Herzogsbanner mit nach Oberitalien nahm und ihm die Abtei Kempten ſchenkte, aber er entließ ihn bald. Freilich verübelten ihm die Geiſtlichen, daß er die Abtei keinem der Ihrigen gab (vgl. S. 126), aber er liebte es, auch dieſen gegenüber ſich freiherrlich zu zeigen, und gegen Ernſt hätte er ſich in anderer Weiſe wohlwollend erweiſen können, ihn ſo früh zurückzuſchicken war kein Grund.

**) Jetzo (147) braucht Uhland ganz gleich mit jetzt (82), wo der Vers es fordert.

würdigung halten mußte, ſo daß, hätte Kunrad ſie ihr nicht verheimlicht, ſie nie zu dem vom Gatten geforderten Eide ſich verſtanden haben würde. Gleißneriſch überraſcht er ſie mit der Nachricht, daß Ernſt ſchon dieſe Nacht unter Hermanns Geleit angekommen ſei, und er ſchickt Heinrich ab, ſeine Brüder zu bringen. Mit wohlgeſetzten Worten bringt die Gattin ihren in Thränen ſprechenden Herzensdank dar, ohne zu ahnen, wie ſehr ſie hintergangen ſei, daß die Befreiung zur Aechtung führen werde, weil Kunrad nicht, falls Ernſt den Vertrag verweigere, die frühere Strafe wieder eintreten laſſen, ſondern ihn ins ſchrecklichſte Unglück ſtürzen will, wozu er nicht das geringſte Recht hat.

Die Szene des Wiederſehens von Mutter und Sohn iſt nicht genauer ausgeführt. Giſela entſetzt ſich über die fürchterliche Entſtellung ihres Sohnes durch die lange Haft. Auch Heinrich, der ihn mit den wenig und dadurch viel ſagenden Worten: „Hier iſt er", bringt, iſt davon ergriffen. Hermann möchte wenigſtens das wirre Ausſehen auf die Nachtreiſe ſchieben, was aber Ernſt die Aeußerung erpreßt, eine ſehr lange kalte Nacht habe er durchlebt, deren Reif ſeine braune Locken halb grau gemacht, aber bei der Morgenluft der Mutterliebe thaue er wieder auf.*) Die Mutter tröſtet ihn mit der Hoffnung, freie, reine Luft werde ihn herſtellen. Der Kaiſer hat für ihn kein gutes Wort, redet ihn nicht einmal an; er will nur, daß die trübe Vergangenheit

*) Dir (190) in freier Verbindung, wofür in Proſa vor dir ſtehn müßte. Aehnlich iſt erſeufzen euerm (vor) Drang (478), wo erſeufzen das tiefe Aufſeufzen bezeichnet, wie erathmen das tiefe Athmen. Auch ſtatt anderer Präpoſitionen ſteht der bloße Dativ, wie aufgethan (zu) ſo ſeligem Empfang (1015 f.), breitet (über) uns (730 f.), wanken dem (im) Vertrag (981). Weismann erklärt „zugleich durch dich und für dich".

ſolle vergeſſen ſein über der heitern Zukunft, und er gedenkt der Krönung und der daran ſich ſchließenden Reichsverſammlung, worin Ernſt mit Schwaben neu belehnt werden ſolle. Durch Hermann muß Ernſt davon gehört haben, aber nichts von Bedingungen. Er dankt deshalb dem Kaiſer für dieſe Huld, die er (ſein Sohn) ihm (durch ſein Verhalten) lohnen werde, und er bittet ſeine Brüder, ſich ſein Unglück, das ihn früh gealtert habe, zum Beiſpiel zu nehmen, daß ſie nur zum Guten ihre Jugend verwendeten. Man fühlt, daß er mürb geworden und nur nach Ruhe und Frieden ſich ſehnt. Giſela freut ſich dieſer Einigkeit ihrer Söhne. Kunrad redet noch immer Ernſt nicht an, nur daß er ihn „unſern“ nennt; er drängt zum Gehen, und es behagt ihm der Gedanke, das Volk werde ſich freuen, wenn es ſein Königshaus ſo ſchön verbunden ſehe. Die beiden letzten Verſe (225 f.) würde man ihm gern erlaſſen, da der Kaiſer den übeln Eindruck, den der blaſſe und abgemagerte Gefangene machen muß, vorausſehen kann, und ihn die Stimme des Volks wenig kümmert, das Ernſt längſt bedauert hat.

Zweite Szene. Das ſie beginnende, im Entwurf noch fehlende Geſpräch zwiſchen dem Biſchof Warmann und dem Grafen Mangold zeigt uns, wie dieſes edle Verwandtenpaar auf den Untergang des Hauſes des ſchwäbiſchen Herzogs lauert, durch den es in die Höhe zu kommen hofft. Mangold war unter den Lehnsleuten, die auf dem ulmer Tage von Herzog Ernſt abfielen (vgl. S. 127) und dieſen nöthigten, ſich Kunrad zu unterwerfen. Dazu war er durch ſeinen biſchöflichen Oheim beſtimmt worden, der es auch bewirkte, daß vor kurzem der Kaiſer ihn nach der Beſiegung Adalberos von Iſtrien und Kärnthen zum Ritter ſchlug und ihm manche Lehne gab. Das iſt Uhlands Erfindung, nur

Kunrads Sieg über Adalbero geſchichtlich. Vgl. 918 f. Mangold iſt außer ſich gerathen, als er im Krönungszuge Ernſt ſchaute, deſſen hohles Auge, obgleich der ganz zum Frieden Geneigte nicht vorwurfsvoll ausſah, ihn ſo ſchrecklich getroffen, daß er erſtarrte und er in äußerſter Aufregung zu ſeinem Oheim gerannt kommt, den er etwas ſeltſam im Saal der Reichsverſammlung ſucht und findet, da wir dieſen eher im Krönungszuge oder im Dome denken: freilich wird dies, etwas ſonderbar, dadurch begründet, daß er den neuen Lehnsbrief für Ernſt anzufertigen gehabt, den er dem Kaiſer hierher bringen ſollte. Seine Furcht, jetzt, wo Ernſt wieder zu Gnaden gekommen, ſei er verloren, weiß der ſchlaue, auf den ſteigenden Glanz ſeines Hauſes ſicher rechnende Biſchof zu beruhigen und ihn dadurch von dem verzweifelten Entſchluß abzubringen, ſich der beſchloſſenen Heerfahrt nach Italien anzuſchließen. Dadurch, daß Herzog Ernſt wieder eingeſetzt ſei (er ſelbſt habe den neuen Lehnsbrief geſchrieben), ſei noch nichts verloren, wie er bei ſeiner Unkenntniß des Laufes der Welt wähne. Es gebe Augenblicke, wo plötzlich Friedensſtille eintrete, wie ſie der Herr nach Jeſaias auf ſeinem ganzen heiligen Berge verkündet. Der Biſchof iſt außer mit der Bibel auch mit den alten Klaſſikern vertraut.*) Der klarſte Tag bringe oft ſchwere Gewitter; die jetzige Beruhigung werde nicht

*) „Der Wolf hat ſich zum Lamme hingeſtreckt" nahm er aus des Jeſaias (65, 25): „Wolf und Lamm ſollen weiden zugleich", daß „der Geier niſtet mit der frommen Taube", aus Horaz epod. 16, 32: Adulteretur et columba miluo. Daß die Schlange, die „vom Apfelbaume lauſcht", in das Gezweige ſcheu zurückſchlüpft und in der alten Unſchuld der Menſch aus dem Gebüſch tritt, worin er ſich verſteckt hat(?), ſpielt auf den Fall von Adam und Eva an. Bei Jeſaias ſoll die Schlange Erde freſſen und nicht ſchaden. Mit Goethes Beſchreibung der goldenen Zeit in Goethes „Taſſo" (II, 1), auf welche Weismann

ewig dauern. Ernſt könne Burgund nicht verſchmerzen*), auch werde er ſich an ſeine lange Gefangenſchaft immer erinnern. Weiter bemerkt er, der Zwiſt zwiſchen des Kaiſers Herrſchaft und dem Trotz ſeiner Stände würde zur Zeit wieder ausbrechen; auf die Unverträglichkeit beider ſei ſicher zu rechnen: ſie müßten ſich nur bereit halten, wenn der König ihrer bedürfe, gleich einzugreifen.

Auffallend ſcheint Mangolds Verwunderung, daß die Belehnung im großen Saale ſtattfinde. Sein Zweifel, ob er bleiben, die Ankunft von Ernſt und deſſen Belehnung abwarten ſoll, wird von Warmann keiner Antwort gewürdigt; er zeigt ihm den von ihm ausgefertigten neuen Lehnsbrief.**) Wenn er des Neffen Muth durch die Bemerkung hebt, es könne ſich daraus noch ſo manches entfalten, was er nicht erwarte, ja er ſelber bei der Ausfertigung kaum geahnt, ſo ſchwebt ihm dabei ohne Zweifel die Gewißheit vor, Ernſt werde auf die eine der geſtellten Bedingungen nicht eingehn, da ſie ihn als Ritter entehrte, was er freilich dem Neffen nicht verräth, ſelbſt nur als Möglichkeit ſich denkt.

Bei der ſich anſchließenden Reichsverſammlung iſt Uhland dem gangbaren Gebrauche gefolgt. Zur Rechten laſſen ſich die geiſtlichen, zur Linken die weltlichen Fürſten nieder, aber wo

---

verweiſt, hat die Stelle gar nichts zu thun, auch nicht mit Goethes Quelle, Taſſos, „Amynta“.

*) Dem Herzog wurmt es um (299), eigenthümliche Verbindung, gebildet nach ſich grämen, kümmern, quälen um, ſtatt eines folgenden Satzes mit daß.

**) Pergamen (322), ältere Form, die auch Goethe in einer ſeiner älteſten Szenen des „Fauſt“ hat, in einer ſpätern Pergament. Schon im Altdeutſchen findet ſich pergement, permint neben pergamin, aber auch noch im achtzehnten Jahrhundert erhielt ſich in der gemeinen Sprache Pergamen neben der andern Form.

Ernſt und ſein Bruder ihren Sitz nehmen, iſt nicht geſagt, doch wohl neben ihrer Mutter. Nachdem der Kaiſer den Ständen für ihre Anweſenheit gedankt und ſie zur Treue gegen ſeinen Sohn, den eben gekrönten König, aufgefordert, theilt er ihnen in ſein gewundenener, aber die Wahrheit verleugnender Rede mit: auf vielfaches Erſuchen der Kaiſerin und des Königs, mit Bewilligung der Stände, am meiſten aber aus eigenem Drange, habe er beſchloſſen, ſeinem Stiefſohn Ernſt das Herzogthum Schwaben wiederzugeben, da der Anlaß der frühern Mißhelligkeit durch ſeinen Vertrag mit dem König von Burgund weggefallen, auch Ernſt durch förmlichen, beſiegelten Vertrag auf Burgund verzichtet habe.**) Nach dem Entwurf wurde dieſer Verzicht erſt in der Reichsverſammlung verlangt und von Ernſt, da er ſich nur nach Ruhe ſehnte, angenommen. Wann dieſer Verzicht nach der jetzigen Anordnung geſchehen, iſt völlig unklar, und würden wir hier die frühere Faſſung für beſſer halten, mit völliger Uebergehung der Frage, ob dieſer Vertrag, der das Erbrecht verletzt, gültig ſei. Am Schluſſe wird Ernſt aufgefordert, jetzt die feierliche Handlung durch die vorſchriftsmäßige Bitte um Belehnung zu beginnen**), worauf ihm der Kaiſer die beiden Punkte

*) Die Stände werden erlaucht (lateiniſch illustres) angeredet; erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert heißen die Kurfürſten durchlauchtig (serenissimi). — Seidbedankt, mit Gen. nach älterm Gebrauch ſtatt „habt Dank für".

**) Befrieden (343), in Frieden ſetzen, verſöhnen. — Auserkieſt (346), auserkoren. — Fahnenlehn (347). Jedes der ſechs Herzogthümer hatte eine beſondere Fahne, Schwaben, das im deutſchen Heere immer das Vordertreffen führte (368 ff.), die Reichsſturmfahne, die der Kaiſer gern mit ſich nach Italien nahm. — Abkommniß (356), Vergleich, wie der Kaiſer ſehr willkürlich die Beſtätigung des Vertrages mit Heinrich II. zu Gunſten von deſſen Nachfolger nennt, obgleich jener rein perſönlich geweſen war.

mittheilen will, die er außer der Lehnstreue auf das Banner zu ſchwören habe „nach unſerm und geſammter Fürſten Schluß“.*) Daß ſich der Kaiſer deshalb mit den Ständen berathen habe, iſt auffallend, jedenfalls wird er, was Ernſt beſchwören ſolle, ihnen vorgetragen, dieſe ſich damit einverſtanden erklärt haben. Im Entwurf bezog die eine Bedingung ſich auf Burgund; hier ſoll er ſchwören, ſich an keinem ſeiner Gegner zu rächen, insbeſondere nicht an denen, durch deren Zurücktreten in Ulm er zur Unterwerfung genöthigt worden. Wenn Ernſt dieſen Schwur aus voller Seele leiſten kann**), da er nichts als Ruhe ſucht, was man dem ganz gebrochenen Manne glauben muß, ſo iſt die Forderung, ſeinen treueſten Freund und deſſen Genoſſen, zu denen er ſelbſt gehört, nicht in ſeinem Herzogthum zu dulden, ſondern ihn, wenn er ſich dort finde, auszuliefern, ein ſolcher Greuel, daß ihre Erfüllung einen Mann von Ehre ſchänden würde. Der Vorwurf, Werner habe ſich noch nicht unterworfen, will gar nichts ſagen, da dieſer vom Kaiſer, der ſeine Burg grimmig zerſtört hat, noch viel Schlimmeres als Ernſt zu erwarten hätte. Wenn Kunrad ſich ſtellt, als ob er eine ſolche Weigerung unbegreiflich finde („Du zögerſt?“), ſo zeigt Giſelas natürlich leiſe zu ſprechende Klage: „Gott, es geht mir furchtbar auf“, daß ſie

*) Zugehörden (373), nach älterer Redeweiſe. Gangbar war Zugehör von allem, was zu einem Beſitzthum gehört. — Ein Gedoppeltes (377), nur des Verſes wegen für ein Doppeltes. Gedoppelt deutet eigentlich auf eine Verdoppelung deſſelben Gegenſtandes, aber Uhland braucht das Wort ganz gleich doppelt. — Schluß, wie auch bei Goethe für „Beſchluß“.

**) Zu einem halten (380) ſteht ſo, wo von Parteien die Rede iſt; anders an einem halten 423. — Von dir getreten (383), wie das gewöhnliche von einem weichen 258. Gangbar iſt der Gegenſatz zu einem treten vom Parteinehmen.

empfindet, wie argliſtig ſie von ihrem Gatten getäuſcht worden, da ſie eine ſolche Forderung für unmöglich halten mußte. Ernſt führt mit der überzeugenden Sprache der Wahrheit aus, es wäre der ſchmählichſte Verrath, wollte er darauf eingehn. Daß er beim Tage zu Ulm*), nach Wipos Bericht, der Grafen Ans-helm und Friedrich gedenkt (die Umſtellung der Namen forderte der Vers), dürfte nicht ganz paſſend ſein, weil wir nach dem Plane unſeres Dramas einen Hauptantheil Mangold zuſchreiben müſſen. Auch war hier kein genaueres Eingehen darauf ge-fordert. Bezeichnend nennt er Werner ſeiner Jugend Freund und Führer. Dieſer hatte ſich an den hoffnungsvollen Fürſten angeſchloſſen, um mit ſeiner edlen Begeiſterung für Recht, Wahr-heit und Ritterlichkeit auf ihn zu wirken. Wie Ernſts Weigerung mit „Nein, erlaßt mir das!“, ſo ſchließt ſeine Begründung mit „Nein, verlangt es nicht!“, das dieſe Forderung als ein Unrecht abweiſt. Vergebens ſucht Kunrad Werner zu verdächtigen, Ernſt kennt ihn beſſer, als der ihn als freien Mann haſſende, nur ſeinen eigenen Willen anerkennende König; er weiß, daß er nicht mit gefährlichen Entwürfen umgeht, ſondern für die Idee eines großen, würdigen Kaiſerthums ſchwärmt und an ihm mit Red-lichkeit und Treue hängt: aber der Haß des Kaiſers will ihn tiefer durchſchauen, er ſieht in deſſen Vertheidigung völlige Ver-blendung, die den verlangten Schwur um ſo nöthiger mache. Da beruft ſich denn Ernſt auf die Treue als höchſte Tugend der Deutſchen und führt des Kaiſers eigenen Abſcheu gegen Verrath an, wie er ihn geäußert, als der Böhmenherzog Adelrich (Udalrich) die Gunſt des Kaiſers dadurch wieder zu erlangen

*) 403 iſt auf mit ſicher zu verbinden; freilich ſollte ich eigentlich erſt nach ſicher folgen.

ſuchte, daß er den zu ihm geflüchteten Polenfürſten Miſiko (Mieczislaw) ihm ausliefern wollte. Die Sache iſt geſchichtlich überliefert, fällt aber erſt nach dem Tode von Ernſt in das Jahr 1032.*) Entſchieden erklärt er, Kunrad könne Verrath, den er vom Feinde, von einem Nichtdeutſchen, verſchmäht (Kunrad hatte erklärt, er werde den Feind nicht vom Feinde kaufen), nicht vom eigenen Sohne, nicht von einem deutſchen Fürſten verlangen. Die ſchlagende Wahrheit der Aeußerung, Kunrad könne dies unmöglich verlangen, erbittert dieſen noch mehr, er weiß ſich aber nicht anders zu helfen, als daß er das Verlangte als doppelte Pflicht von Ernſt bezeichnet (er hält ſich an deſſen Bezeichnung eigenen Sohn und deutſchen Fürſten) und will darin keinen Verrath finden. Um das Wort mag Ernſt nicht ſtreiten, jedenfalls wäre es unedel und Undank. Der Kaiſer verhehlt ſeinen durch dieſe Wahrheit geſteigerten Zorn und fragt in ſonderbarer Ruhe, ob er ſchwören wolle oder nicht, ja er wagt es, ihm mit der Reichsacht und zugleich mit dem Banne zu drohen, die er beide mühſam auf dem Tage von Ulm von ihm abgewandt habe. So war alſo die Entlaſſung eine arge Liſt; im ſtrengſten Falle durfte er nur, wenn Ernſt die Bedingung nicht erfüllte, woran er ſeine Herſtellung als Herzog knüpfte, dieſen in ſein Gefängniß zurückſchicken, nicht die damals abgewandte Strafe eintreten laſſen, wenn er lieber auf ſein Herzogthum und ſeine Freiheit verzichtete als unehrenhaft und undankbar handelte. Solche reine Willkür erſcheint in vollem Lichte durch die Behauptung, jetzt hänge die Acht unabwendbar über ihm. Da bricht Giſelas Mutterherz,

*) 446. Sühnen, ſtärker als beſänftigen, da der Verſöhnte den Zorn ganz fahren läßt. — Anerbot, ſtatt des gangbaren anbot.

das zugleich die gegen ſie geübte Argliſt fühlt, laut in die Bitte aus: „Erbarmen meinem Sohn!“ Aber Kunrads Felſenherz läßt ſich nicht erweichen! er iſt grauſam genug, ſie an ihren erſchlichenen Schwur zu erinnern. Und nun tritt auch der Vertreter der Kirche, der ſich freut, daß die Sache ſo gekommen, da er vorausſieht, Ernſt werde bei ſeiner Weigerung beharren, mit dem ſchon vom Kaiſer angedeuteten Bann hervor, der früher, weil er an geiſtlichem Gut, St. Gallen und Reichenau, ſich vergriffen, (nach der Ueberlieferung), über ihn habe verhängt werden ſollen. Sein Schluß: „Des*) warnet Euch die Kirche mütterlich“, erpreßt Giſela die tief den geiſtlichen Unfug treffenden Worte: „Warnt eine Mutter ſo?“ Aber Kunrad, ungeduldig, der Sache ein Ende zu machen, fragt Ernſt kurz, ob er die Bedingung beſchwöre oder nicht. Gefaßt erklärt dieſer, ſo weit ſei ſein Weſen durch die Gefangenſchaft noch nicht zerſtört, daß er den Treueſten verrathen könne.***)

Feierlich kalt, als ob er nur das heiligſte Recht übe, ſpricht der Stiefvater dem jüngern Bruder das Herzogthum Schwaben zu und überträgt ihm den Oberbefehl über das nach Italien

*) Erhobet. In den Balladen hat Uhland regelmäßig die ältere, auch von Goethe und Schiller früher gebrauchte Form hub, nur im Ver sacrum (1829) hob, im „Märchen“ (1811) hob neben erhuben. Auch im Drama finden ſich dieſe beiden Formen nebeneinander; ſo im „Herzog Ernſt“ mit o hier, 1232 und 1713, mit u 812. 855. Uhland ſcheint hier die neuere Form haben geben zu wollen, die gewohnte ältere ihm aber zuweilen untergelaufen zu ſein.

**) Des, vor dem, nach älterm Gebrauche, wie der Genetiv noch bei Luther häufig mit manchen Zeitwörtern verbunden wird, wo der heutige Sprachgebrauch die Verbindung mit einer Präpoſition fordert, wie bei fürchten, freuen, achten, verklagen u. a.

***) Gehaucht (486), dichteriſch für geathmet. — Zernichten (490) braucht auch Goethe noch für vernichten.

ziehende Heer, vernichtet dagegen Ernſt durch die Reichsacht. Uhland bedient ſich der gangbaren, wenig wechſelnden Formel derſelben, worin es heißt: „Wir ſetzen dich in alles Unrecht, deine Lehen theile ich hin, woher ſie rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleiſch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fiſchen in den Waſſern, erlaube dich auch männiglich (jedermann) auf allen Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleit (Sicherheit) hat, da ſollt du keins haben, und wir weiſen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels.“ Vgl. die Erl. zu Goethes „Götz“ (III, 4) S. 105. Gewöhnlich verlas ein Protonotarius im Beiſein der Richter unter freiem Himmel die Acht, zerriß das Schriftſtück und warf es auf die Erde, oder es wurde ein Handſchuh hingeſchleudert zum Zeichen, daß der Schuldige, der ſchon im Mittelhochdeutſchen Aechter hieß, verworfen ſei. Auch die Bannformel iſt, freilich etwas freier, nach den gangbaren ausgeführt. Es heißt in ihnen: „Verflucht ſeien ſie im Hauſe, flüchtig, wenn ſie über Feld gehen, verflucht, wenn ſie ſchlafen und wachen, verflucht, wenn ſie faſten und wenn ſie eſſen und trinken, verflucht vom Wirbel des Hauptes bis zu den Sohlen der Füße, verflucht im Haupt, im Gehirn, in der Bruſt und im Herzen u. ſ. w.“ Am Schluſſe heißt es: „Und wie dieſe Lichter, von unſern Händen auf die Erde geworfen, heute ausgelöſcht werden, ſo ſeien ihre Lebenslichter für ewig ausgelöſcht.“ Götz von Berlichingen erzählt, in einigen Städten hätten Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach ihm geſchoſſen. Auch der Ausſchluß (hier Verbannung) von dem Mutterſchoße der Kirche und die Verfluchung zu ewiger Verdammniß ſtammen aus der Bannformel. Zu größerer

Wirkung wird der Schlußvers des Bannes von allen Biſchöfen, wie vorher der der Reichsacht von ſämmtlichen Fürſten wiederholt. Unmöglich kann Giſela das fürchterliche Strafgericht ertragen, ſie muß dabei ohnmächtig hinſinken, was freilich Uhland anzudeuten unterlaſſen hat. Notter bemerkt, daß dem ſtummen Spiele der Giſela eine ſchwere Aufgabe anheim gegeben ſei, aber daß ſie bei der Reichsacht nicht zuſammenbrach, ſcheint uns unmöglich. Wir denken uns, daß ſie weggeführt wird von ihren Frauen oder von Hermann. Ernſt ſcheidet mit dem Bekenntniß, trotz aller Flüche an Werner feſtzuhalten.*) So ſchließt der Aufzug mit einem gewaltigen Eindruck, bei dem es faſt zweifelhaft, ob das Bedauern des edlen Herzogs oder die Abſcheu über einen ſolchen Mißbrauch der Kaiſer- und Kirchengewalt im Zuſchauer überwiege.

Aber hiermit iſt leider auch der eigentliche dramatiſche Kampf zu Ende, Ernſt iſt dem Verderben verfallen, und erhebt er ſich auch augenblicklich noch einmal durch Werners ritterliche Theilnahme, ja tritt zuletzt als herzoglicher Held auf, er muß ausſichtslos dulden, kann nur mit ſeinen Treuen fallen, wogegen Werner für ihn handeln muß. Dies ſcheint uns ein unüberwindlicher Fehler des Stoffes, trotz der Theilnahme, die wir dem Unglücklichen ſchenken und der Sühne am Schluſſe, wo der Geächtete über den ſtolzen Kaiſer, der ihn ſeinem Stolze geopfert, den geiſtigen Sieg davon trägt.

*) 541. Hin fahr' ich, ich gehe dahin, nach älterm Gebrauche von fahren, Fahrt. — 542. An meine Ferſen heftet ſich der Tod, ich bin dem Tode verfallen, da er, wie es in der Acht hieß, dem Freund verboten und dem Feind (oder „jedermänniglich") erlaubt, vogelfrei iſt.

Zweiter Aufzug.

Von den Freunden, an die er ſich wenden kann, verlaſſen, findet Ernſt einzig Troſt und Hülfe in Werner, der nicht geruht hat, bis er ihn gefunden. Die Leitung der Handlung iſt vortrefflich erfunden, gegen den Entwurf glücklich geändert. Sie ſpielt, wie ſchon in jenem, an der Heerſtraße nahe bei Baſel, aber Odo und Hugo kommen nicht nacheinander, ſondern zuſammen und unterhalten ſich über die baſeler Verſammlung. Edelgard begleitet Hugo nicht, ſondern ſie iſt nach Ernſts Unglück ins Kloſter gegangen, was uns die Innigkeit ihrer Liebe in rührendſter, für Ernſts edles Weſen ſprechender Weiſe zeigt. In ihr hat er den letzten Halt ſeines Lebens verloren. An Werner, von dem er gar nichts wußte, hat er nicht gedacht, aber dieſer hat kaum von einem Kriegsknechte, der bei Ernſts Aechtung zugegen war und den Handſchuh aufgehoben hat, von ſeinem Unglück Kunde erhalten, ſo iſt er aus Frankreich als Kriegsknecht nach Deutſchland zurückgeeilt, wo er Ernſt glücklich bei dem burgundiſchen Baſel trifft.

Vor Baſel, das der Geächtete nicht betreten darf, an einem Kreuzweg, wo der Weg nach Deutſchland und Frankreich ſich ſcheidet, ſieht er zwei Herrn vom Pferde ſteigen*), in denen er ſofort Odo und Hugo erkennt. Odo war nach Baſel mit vielen burgundiſchen Großen gekommen, die, als ſie von Ernſts Befreiung hörten, gegen Kunrads Vertrag Odo und Ernſt in ihren

*) Zween (553). Uhland braucht regelmäßig die ältern unterſcheidenden Formen der drei Geſchlechter zween, zwo, zwei, doch hat er auch zwei bei männlichem Geſchlecht Ballade 15.

Erbanſprüchen zu unterſtützen gedachten, aber nach der Aechtung ſich für jenen erklärten. Odo iſt darüber ergrimmt, beſonders über Ernſt, der ſo einfältig geweſen, eines geſtürzten Freundes wegen ſein Herzogthum in die Schanze zu ſchießen. Der alte Hugo, der den entſchiedenſten Gegenſatz zu dem ſtürmiſchen Odo bildet, räth ihm wohlwollend, allen gefährlichen, das Land ſelbſt ſchädigenden Plänen auf Burgund zu entſagen, da er nichts gegen Kunrad ausrichten, nur ſich ſelber zu Grunde richten werde. Sehr glücklich iſt es gedacht, daß in dem Augenblick, wo Odo dem ältern Freunde die Hand darauf geben ſoll, daß er allen Gedanken an Burgund entſage, von der andern Seite Ernſt, den er für einen Bettler halten muß, ihn am Mantel faßt, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Unwillig fertigt Odo den Bettler ab, der ſich kurz gefaßt durch die Antwort zu erkennen gibt, er wolle von ihm ſein Erbe von Burgund haben. Der Geächtete bietet ſich jetzt in Verzweiflung ihm als Verbündeten dar. Dieſer aber, der ihn an der Stimme erkennt, wirft ihm ſchnöde ſeine Bettlerſchaft vor*) und weiſt ihn mit einem derben Spott an Hugo, auf deſſen Rath er mit keinem Wort erwidert. Ernſt empfindet es bitter, daß der Geächtete die von Odo ihm zugefügte Beleidigung nicht mit dem Schwert rächen könne.

Hugo fühlt mit dem Armen Mitleid, der, wie ſchrecklich ſeine Lage iſt**), doch wiſſen möchte, ob Edelgard ſeiner noch einmal

---

*) Anziehend iſt es V. 603—612 mit der urſprünglichen, zum Theil ausführlichern Ausführung in Verſen (vgl. S. 146) zu vergleichen.

**) Geächtete meidet man wie Peſtkranke, deren Athem und die Berührung ihres Gewandes anſteckt. Vor Gebannten kreuzen ſich alle frommen Chriſten, wie vor dem Böſen ſelbſt.

von ferne gedacht habe.*) Dieſe hat, als ſie ſeine Gefangenſchaft vernommen, mildthätig gleich frommen Wittwen ſich gezeigt, beſonders ſich der Kranken, der Pilger und Gefangenen angenommen. Das letztere beſonders muß Ernſt mit ihrer Theilnahme an ihm in Verbindung bringen, und nun hört er gar, daß ſie nach der entſetzlichen über ihn verhängten Reichsacht im elſaſſiſchen Kloſter auf dem Ottilienberg (Odilienberg) den Schleier genommen, weil alles Erdenglück ihr erſtorben ſei.**) Des Ottilienberges, der Heiligen, ihres für kranke Augen heilkräftigen Brunnens bei ihrer Kapelle und der Wallfahrt dorthin, aber nicht des dortigen Frauenkloſters Hohenburg hatte Goethe im dritten Bande ſeines Lebens (1814) in anmuthiger Weiſe gedacht.**) Die ſchöne, ruhig gehaltene Beſchreibung iſt nicht ganz klar und richtig. 683 wird der Pforte des Kloſters gedacht, darauf des Kreiſes der Mauer, welche das ganze Stift einſchließt, und der Quelle im Hofe. Die Odilienquelle liegt am Wege nach Niedermünſter. Der Quelle mußte zuerſt gedacht werden, aber 693—700 ſcheinen als nachträgliche Erinnerung gedacht, die Hugo dem Unglücklichen nicht vorenthalten will, wodurch ſich auch die ſonſt anſtößige Verbindung mit und (693) erklärt. Nach der Erzählung geht Hugo ohne ein weiteres Wort weg, da Ernſt in tiefſte Rührung verſunken iſt. Aus dieſer erwachend fühlt er,

*) Die weite Ausführung 645—667 erklärt ſich aus ſeiner ſchmerzlichen Aufregung. Auch iſt der eingehende Bericht des geſchwätzigen, durch die Erinnerung an ſeine Tochter und ihr Unglück gerührten Alten nicht mit Notter zu tadeln, unbegründet der Vorwurf, daß derſelbe den Gang des Stückes zu ſehr aufhalte. Der Dramatiker muß ſeine Perſonen lebendig charakteriſiren, beſonders das Bild der perſönlich nicht auftretenden Edelgard uns näher bringen und uns die Wirkung der vernommenen Kunde auf den Unglücklichen empfinden laſſen.

**) Mit dieſem (692), mit dieſen Worten, iſt doch etwas ſtörend.

Digitized by Google

daß mit Edelgard das ſüßte Glück ſeines Lebens dahin ſei, wie ſehr ihn auch das offenbare Bekenntniß ihrer Liebe erfreut. Sonderbar iſt es, wie Notter überſehn konnte, daß der Ausdruck der tief ſehnſüchtigen Liebe, die Ernſt auch im Gefängniſſe gehabt hatte, zu ſeiner Charakteriſtik durchaus nöthig war und ſich aus der Handlung nothwendig ergab. Freilich iſt die Hoffnung, ſie hätte ihn wohl einmal noch freundlich aufgenommen (711—714), nur als ſchwärmeriſcher Traum ſeiner Seele zu faſſen.

Jetzt, wo der einſt Verbündete ſich höhnend von ihm gewandt, der Liebe Stern untergegangen, auch der gutmütige Alte ihn ohne ein Wort des Abſchieds verlaſſen, rettet ihn Werner von der äußerſten Verzweiflung. Dramatiſch vortrefflich iſt es, daß er dieſen, der als Kriegsknecht verkleidet ihm entgegentritt, für einen Verfolger des Geächteten hält. Doch will Ernſt ſich ritterlich gegen ihn ſeines Lebens wehren*), da er, wenn auch nicht mit dem Schwerte ſeine beleidigte Ehre gegen Unbeſcholtene (631 f.), doch gegen Mörder ſich zu vertheidigen berechtigt iſt. Ganz ähnlich, wie Ernſt oben durch ein überraſchendes Wort ſich Hugo zu erkennen gab, ſo Werner durch ſein mit dem vollen Tone ſeiner Stimme geſprochenes: „Stoß zu! Triff dieſes Herz!“ Als er das aus tiefſter Seele gefloſſene Wort ſeiner ewigen Angehörigkeit vernommen hat, fühlt der Verzweifelnde ſich auf einmal aus aller Noth, er erkennt, daß die Menſchen, aber nicht Gott ihn verlaſſen. Werners Dank für ſeine ſo glänzend bewährte Treue will er nicht gelten laſſen; dieſer habe es ihm durch ſo vieles, was er für ihn gethan, im voraus vergolten. Der

*) Heb' dich hinweg, gleich dem einfachen hinweg von mir, nach Luthers Gebrauch (Matth. 4, 10).

Freund beſteht darauf, daß, was Ernſt für ihn gethan, das Höchſte ſei, was nur der Treue möglich. Nach dieſem rührenden Wettſtreite, wer von ihnen der Treueſte ſei, fühlt der von ſeiner langen, entbehrungsvollen Wanderung ermüdete Ernſt das Bedürfniß, ſich auszuruhen. Daß ſie ſich hier unter einer Eiche lagern, fällt auf, da nur von einem Gebüſch die Rede geweſen. Die Eiche iſt der deutſche Baum, unter dem auch Thereſe in Goethes „Lehrjahren" VII, 6 die „Geſchichte eines deutſchen Mädchens" erzählt, der Baum, den Körner als Sinnbild des deutſchen Volkes gefeiert hat. Eine ähnliche Andeutung fehlt hier. Uhlands Lieblingsbaum war die Linde. Die ſzenariſche Bemerkung, daß ſie nach 741 ſich ſetzen, fehlt. Da erinnert ſich denn Ernſt, deſſen Seele ſich auf einmal von allem Drucke befreit fühlt, wie ſie zur Zeit, wo er noch Herzog geweſen, oft auf der Falkenjagd ſo im Freien mittags ſich im Schatten niedergelaſſen.*) Der Entwurf hatte das Geſpräch mit Werner nur kurz angedeutet, aber ſchon die Entwicklung von Werners Grundſätzen in Bezug auf Deutſchland bezeichnet. Natürlich muß Ernſt zunächſt zu wiſſen verlangen, wie es dem Freunde während der langen Zeit, wo ſie ſich nicht geſehen, ergangen ſei. Doch dieſer erwähnt nur kurz, daß er in Frankreich geweſen**) und, ſobald er Kunde erhalten von dem, was in Aachen geſchehen, raſch, als

*) Zu Mittag ſoll hier keineswegs heißen „zum Mittagsmahl". Der Gedanke, daß ſie damals ſich mit Speiſe und Trank geſtärkt, liegt hier durchaus fern.

**) Der König (738) war Robert, der 1031 ſtarb. Aber dieſer war ein ſehr ſchwacher Mann, wenig fähig, „ſeine Fürſten (Kronvaſallen) zu zähmen", wie in Deutſchland Kunrad that. Der Mächtigſte in Frankreich war damals der Herzog von der Normandie, Robert II., das fränkiſche Königthum faſt auf das Herzogthum von Paris beſchränkt.

Digitized by Google

Kriegsknecht verkleidet, um ihn zu ſuchen, nach Deutſchland gegangen.

Ernſt wundert ſich nur, wie feſt und kräftig Werner trotz Acht und Bann ſich erhalten habe, aber gerade das Wetterleuchten (Wetterſchein kühn gebildet nach Sonnenſchein), das ihn zu vernichten drohte, hat ſeinen Muth geſtärkt, wie die Saat bei Gewitterluft gedeiht. Daß die Treue ſo wohlthätig gewirkt habe, kann er nicht glauben, da er ſieht, wie arg das Schickſal den Treueſten der Treuen zugerichtet. Der Glaube an die deutſche Freiheit hat ihn bei aller Noth aufrecht erhalten; dieſer ſoll auch ihnen jetzt in der äußerſten Bedrängniß erhebend zur Seite ſtehn, wie ein Gnadenbild den Frommen.*) Ernſt fühlt, daß, wenn etwas ihn erhalten kann, es Werners Wort iſt, ſeine hohen Gedanken, denen er ſo gern immer gehorcht, in ſeiner verzweifelten Lage ihn zu erheben vermögen. Dieſer beginnt mit dem Satze, oft gebe ein Tag dem Geiſte des Menſchen ſeinen vollen Gehalt, dem Leben ſeine unablenkbare Richtung.**) Ein ſolcher Tag ſei für ihn die Wahl Kunrads geweſen, wo er das ganze deutſche Volk in ſeinen Vertretern ſo ſchön vereinigt geſehen und die

*) Weismann ſieht in 766 eine Anſpielung auf die mittelalterliche Sitte, Muttergottesbilder oder Kreuze in Waldungen aufzuſtellen, aber hier iſt von einem wunderthätigen Bilde die Rede. Seine Anſchauung der deutſchen Freiheit, des auf Recht und Treue gegründeten deutſchen Reiches, will er hier unter dieſem hohen, uralten Baume vor ihm entfalten, daß auch er Troſt daraus gewinne. Dieſe iſt ſein wunderthätig Bild, ſein aus den Stürmen des Lebens gerettetes Heiligthum (763).

**) Der Sterne Wechſelſtand, der immer wechſelnde Stand der Planeten, das Horoskop, das in Schillers Wallenſtein ſo bedeutend hervortritt, an deſſen berühmtes Selbſtgeſpräch: „Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“ unſere Stelle nicht gerade angenehm erinnert. — Noch (774) kann nur heißen ſollen „auch jetzt noch“. — Oft, bei manchen.

Hoffnung ihn erleuchtet habe, unter einem Recht und Freiheit ſtark ſchützenden Kaiſer werde das Reich mächtig emporblühen. Die prächtige Schilderung jenes Tags iſt nach Wipos ausführlichem, begeiſtertem Bericht frei gegeben. Notter meint, das epiſche Element trete hier in einer Gedehntheit auf, die auch den für dramatiſche Entfaltung minder entwickelten Sinn verletze. Aber daß ſolche längere Erzählungen, wenn ſie, wie hier, von lebendigſter Anſchauung belebt ſind und zur Charakterzeichnung der Perſonen oder zur Auffaſſung des Zeitbildes weſentlich gehören und gerade dadurch den Hörer mächtig anziehen, dem Dramatiker zuſtehn, weiß jeder aus ſeinem Shakeſpeare, und auch bei Schiller, um von Goethe nicht zu ſprechen, finden ſich ſolche und werden als weitleuchtende Glanzpunkte ſeiner Dramen bewundert. Höchſtens könnte man wünſchen, die mehr als hundert Verſe lange Erzählung würde durch eine Zwiſchenrede unterbrochen, aber Ernſt lauſcht mit voller Seele dem begeiſtert jenen Tag ſchildernden Freunde. Er ſelbſt hatte der Wahl beigewohnt, blieb aber von der eigentlichen Wahlhandlung fern und war bei ſeiner Jugend nicht im Stande, ſie ſo tiefernſt zu empfinden. Der Bericht beginnt mit der Botſchaft, der Berufung aller Fürſten und Männer zu der mit höchſter Spannung erwarteten Wahlhandlung durch den Erzbiſchof von Mainz. Am 13. Juli 1024 war Heinrich II., deſſen Frömmigkeit man pries, geſtorben. Der auf den 4. September ausgeſchriebenen Wahl gingen Verhandlungen zwiſchen den Fürſten und Großen vorher, damit die Wahl in möglichſter Einigkeit zum allgemeinen Beſten erfolge. Von allen deutſchen Landen kamen freie Männer zur Wahlſtätte, ja mancher verſtieg ſich zu dem Gedanken, daß auch er einſt zu ſolcher hohen Würde berufen werden könne; es galt etwas anders

als zu Hauſe, wo man bloß über Gemeindeangelegenheiten verhandelt.*) Die Wahlſtätte (Maienfeld ſtatt des gangbaren Maifeld, wie ſeit Pipin die allgemeinen Volksverſammlungen hießen) war zwiſchen Mainz und Worms, nach Wipo eine weite Ebene, die mit ihren verſteckten Inſeln zu beſondern Beſprechungen beſonders ſicher und geeignet ſchien. Die Beſchreibung, wie die einzelnen Völker ſich gelagert (805—808), ſtammt aus Wipo, der nur die Oſtfranken vor den Norikern (Baiern) und Alemannen (Schwaben) nennt, dann die Franken, Ripuarier und Lothringer, welche Uhland mit den ſpätern Namen bezeichnet. 810—819 ſind vom Dichter frei hinzugethan.**) Für 820—825 heißt es bei Wipo: „Indem man in ſolcher Weiſe [mit größtem Eifer] lange darum ſtritt, wer herrſchen ſollte, und den einen das zu jugendliche, den andern das allzu vorgerückte Alter, dieſen der Mangel an erprobter Tüchtigkeit, andere offenkundiger Hochmuth ausſchloß, wurden aus vielen wenige gewählt und von den wenigen zuletzt vorzüglich zwei ausgeſondert.“***) — 826—828. Wipo: „Zwei Kuno waren es, von denen der eine wegen ſeines höhern Alters der ältere, der andere der jüngere genannt wurde, beide zu den edelſten

---

*) Hub- und Haingericht, Gericht über Acker (Hub) und Hain (Wald). — Markgeding, Verhandlung der gemeinſchaftlichen Eigenthümer eines Forſtes. — Eſch, ein mit Eſchen beſetztes Grundſtück. — Holztheil, Theilung des Holzes. — Sprache hält, alter gerichtlicher Ausdruck für verhandelt.

**) Erhub (812). Vgl. S. 163*. — Austauſch (814), wegen der Wahl. — Bei Wipo heißt es: „Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend erforſchten hier die Verwandten miteinander, dort die Befreundeten unter ſich gegenſeitig ihre Wünſche.“

***) Inſelbuchten (822), nach Wipos „verſteckten Inſeln“. — Mählich, nach älterm Gebrauch für allmählich, dagegen allbeide (826) volksthümlich für beide.

im deutſchen Franken gehörend, von zwei Brüdern gezeugt." — 829—835 gehören Uhland, beſonders daß ſie auf eines Hügels Saum geſtanden. — 836 f. Bei Wipo heißt es (nach den angeführten Worten „zwei ausgeſondert"): „bei welchen endlich das Zünglein der Wage, von den angeſehenſten Männern mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit gehalten, im Gleichgewicht ruhte." — 838—842 gehören Uhland an. Ueber die Randbemerkung des Entwurfs vgl. S. 147. — 843—854. Abweichend von Wipo: „Zwiſchen beiden ſchwankten lange ſämmtliche Fürſten, und obgleich bei ſorgfältiger Berathung faſt alle den ältern Kuno wegen ſeiner Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit mit eifrigem Verlangen zu wählen wünſchten, verbarg doch jeder angelegentlich ſeine Geſinnung wegen der Macht des jüngern, damit nicht etwa der Ehrgeiz die beiden entzweite. Zuletzt aber fügte es die göttliche Vorſicht, daß die beiden ſelbſt ein Uebereinkommen trafen, das jeden Zweifel befriedigend löſte: wen von ihnen nämlich der größere Theil des Volks erhebe, dem ſolle der andere unverzüglich weichen." Leider bedurfte es dazu noch einer Verſicherung. Erſt nachdem die beiden Auserwählten öffentlich geſprochen, heißt es dann vom ältern, er habe ſich zu ſeinem Vetter geneigt und ihn geküßt, wodurch es allen klar geworden, daß ſie ſich verſtändigt hatten; da ſeien denn die Fürſten zur Wahl zuſammengetreten, unzählige Scharen des Volks hätten ſich rings umher geſtellt. — 856—863. Auch hier hat Uhland zweckmäßig, wenn auch nicht ganz nach der Wahrheit, geändert und gekürzt. Wipo läßt den Erzbiſchof von Mainz, der als erſter der geiſtlichen Fürſten zuerſt ſeine Stimme abgegeben hatte, aus der Fülle ſeines Herzens auf die Frage des Volks den ältern Kuno wählen. „Dieſer Entſcheidung ſtimmten die übrigen Erzbiſchöfe und Geiſtliche ohne

Zaudern bei. Der jüngere Kuno aber, nachdem er in kurzer Zwieſprache die Lothringer [Gozelo und Friedrich, die für ihn ſtimmen wollten] zur Beiſtimmung zu bewegen geſucht hatte, kehrte augenblicklich zurück und wählte mit freudigſter Bereitwilligkeit jenen zum Herrn und König, und der König faßte ſeine Hand und ließ ihn neben ſich niederſitzen. Darauf wählten ihn die einzelnen Vertreter der verſchiedenen Länder mit denſelben ſich oft wiederkehrenden Worten; das Volk jauchzte der Wahl zu." — 865 ff. Wipo: „Die Kaiſerin Kunigunde reichte glückwünſchend die königlichen Inſignien*), welche Kaiſer Heinrich ihr zur Verwahrung überlaſſen hatte, und ermuthigte, ſoweit dies ein Weib vermag, den Gewählten zu ſeiner Regierung." — 868—873. Ganz nach Wipo, der ſchon vorher bemerkt hat, man habe verlangt, daß unverzüglich die Königsweihe ſtattfinde. — 874 ff. Wipo: „In Mainz eingezogen, wurde er mit ſchuldiger Ehrerbietung empfangen, und er harrte dort mit Ergebenheit der von allen erſehnten Weihe", worauf es heißt, der mainzer Erzbiſchof und die geſammte Geiſtlichkeit hätten feierlich am Tage der Geburt Mariä die Weihe vollzogen. — 877 f. Aus der Rede des Erzbiſchofs, die bei Wipo ausführlich mitgetheilt wird. — 879 ff. Wipo: „Nachdem der Gottesdienſt und die Salbung des Königs in angemeſſener Weiſe vollbracht waren, zog der König hinaus. Und wie man von König Saul lieſt, daß er mit der Schulter alle andern überragt, ſo erſchien er wie umgewandelt, in noch nicht an ihm bemerkter Haltung**), als er im Geleite

*) Kleinode, die echte deutſche Form zur Bezeichnung des kleinen Schmuckes, in der lateiniſchen Kanzleiſprache clenodia, clinodia, woraus Kleinodien wurde.

**) Als kaum zuvor (880). Das beſchränkende und dadurch ſchwächende kaum ſtatt des entſchiedenen je fällt auf.

der Prieſter mit heiterm Antlitz und ehrwürdigem Gang in den Palaſt zurückging.“ Werner beſchließt ſeine voll Begeiſterung geſprochene Erzählung mit der Aeußerung, die Erinnerung an dieſen Tag, der Glanz, in welchem ihm damals das deutſche Reich in ſeiner Freiheit und Macht und ſein würdiger Kaiſer erſchienen, ſein dort geſchautes Ideal habe ihn in den ſchrecklichſten Nöthen aufrecht gehalten, da er ſich an dieſem doch endlich einmal, wie er glaubte, in die Wirklichkeit getretenen Bilde erfreut habe.

Eine glückliche Erfindung Uhlands war es, daß er damals Ernſt das erſte Glück der Minne genießen läßt; er war zum großen Tage nach Mainz gekommen, um als Herzog von Schwaben zu wählen, obgleich der zwölfjährige Knabe noch unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Erzbiſchofs Poppo von Trier, ſtand. Werner, der ihn damals zuerſt ſah, entwirft von der Ankunft des fürſtlichen Knaben ein reizendes Bild. Auf einer reich geſchmückten Jacht kam er an, in welche er den ſeinem Hauſe befreundeten Grafen von Egisheim und ſeine ſchöne Tochter aufgenommen. Seine Seele war damals noch nicht auf das Reich gerichtet, ſondern auf Jugendluſt. Sein bitteres Gefühl, wie ſein damaliges Glück unwiederbringlich dahin ſei, ſchließt ſich an das Bild ſeiner ſchönen Fahrt rheinabwärts bis Mainz; es bietet Werner den Uebergang zu dem Verſchwinden ſeines eigenen Ideals von einem großen deutſchen Reiche. Der Kunrad, der, wie ſein Mitbewerber, demüthig und beſchämt da geſtanden (638), iſt vom Geiſte des Hochmuths erfüllt (Wipo hob hervor, daß man von

*) Damals war Werner in Begleitung des Grafen Welf von Altorf und anderer ſchwäbiſchen Herrn. Es iſt derſelbe Welf, den Kunrad drei Jahre ſpäter wegen ſeiner Fehde gegen den Biſchof von Augsburg niederwarf und ſeiner Lehne entſetzte (917).

Digitized by Google

andern Abſtand genommen, weil man ihren Hochmuth gefürchtet), will unbeſchränkt herrſchen und ſinnt, um eine Königsfamilie in Deutſchland zu gründen, ſeine Hausmacht auf jede Weiſe zu vermehren. Dieſer Widerwille Werners gegen das eigenſüchtige Gebaren des Königs zeigt ihn uns als wahren Freund eines großen, auf Recht und Freiheit gegründeten deutſchen Reiches im ſchönſten Lichte. Kunrad war weit entfernt Gerechtigkeit zu üben, er wollte das freie Fehderecht, das damals noch nicht aufgehoben war (nur der Gottesfriede, nicht der Landfriede, drang allmählich durch), nicht anerkennen, ſondern mit Verletzung beſtehender Rechte überall ſeinen Willen durchſetzen, um dabei fremde Beſitzungen für ſein Haus und ſeine Angehörigen zu gewinnen. Der Gedanke eines großen einigen Reiches, worüber ein Haus zu herrſchen berufen ſei, lag dem Idealiſten fern, die Wahlfreiheit war ein Recht, deſſen Werth er mit begeiſterter Seele empfand, und ihre Bedeutung hatte er bei der letzten Wahl empfunden. Um ſo bitterer war ſein Unwille über die arge Täuſchung des auf Kunrad geſetzten Vertrauens. Das, was Werner von ſeiner Gewaltthätigkeit anführt (915—919), iſt geſchichtlich, wenn auch nicht in der Folge, wie es hier aufeinander folgt: er beginnt mit dem Verfahren gegen ſeinen Vetter Kunrad, der von der Mitbewerbung ſo rückſichtsvoll zurückgetreten war, gedenkt dann der frühern Bekämpfung Welfs, weiter der Vertreibung Adalberos von Kärnten, um mit dem Schrecklichſten zu enden; die drei frühern Beiſpiele ſtellen gleichſam die Geſchichte mit Ernſt in ihr rechtes Licht. Der Dichter war zu dieſer Annahme berechtigt, ſelbſt wäre auch Kunrad wirklich von der Abſicht geleitet worden, die Macht des Reichs zu wahren. Jedenfalls war er nicht eine milde, mitleidige, rückſichtsvolle Natur, wie er ſich vor ſeiner Wahl ſtellte und wie ihn

Wipo verklärt hat. Werner hat erkannt, daß er ein falſches Spiel getrieben und ſeinen Stiefſohn von Anbeginn verfolgt hat, indem er ſeine Hände nach Burgund ausſtreckte. Auch iſt es nicht übertrieben, was Ernſt ſagt, daß Kunrad den Werner noch grimmiger haſſe als ihn ſelbſt, doch dieſer Haß hatte ſich, wie es Werner ausſpricht, jetzt in grauſamer Weiſe gegen Ernſt gewandt.*) Tief rührend iſt es, wie Werner ſeinen Freund bedauert, daß er beim lebhafteſten Bedürfniß von Ruhe und Frieden in die ſchrecklichſte Verlaſſenheit geſtürzt worden, während er ſelbſt an jenem Ideal ſich ſtärkt, das er am Wahltage Kunrads ſich gebildet.**) Und für alle Treue, fügt er zuletzt mit bitterer Ironie hinzu, habe er von ihm ſo wenig Dank, daß er an ſeinem Elend ſich freue, weil ſein gutmüthiges Vertrauen auf Kunrad ihn ſo arg getäuſcht, ſo daß er, wie er mit einer überraſchenden Wendung ſchließt, nun ſein einziger Lehensmann ſei, der die Ehre habe, bis zu ſeinem letzten Hauche ihm zu dienen. Werners Rede iſt freilich etwas dunkel, die Gedanken wie ineinander gekeilt, da die gewaltige Erregung ſeiner feurigen Natur ihn nicht zu einfach klarer Darſtellung gelangen läßt. Ernſt wird von dieſer Charaktergröße ſo hingeriſſen, daß er ſich gegen ihn für nichts hält, unwerth, daß er zu ſeinem Dienſt ſich neige, aber gerade durch ſein Unglück, daß er um ſeiner Treue und männlichen Ehre wegen die Herzogswürde in die Schanze geſchlagen,

---

*) 931. Verwirkt (931) verdient, mir zugezogen.

**) 933. Nicht ich bin elend, wie du, mit Beziehung auf die vorangehende Anrede „Unglücklicher". — Die Glut darf nicht vom Haſſe verſtanden werden, da an jenem Tage kein ſolcher in ihm erregt worden war. — 934. Geſaugt, ſtatt des gangbaren geſogen. — 936. Friedlos, ſchutzlos, in Unfrieden. Vgl. 503. 511.

erſcheint er Werner in einem Glanze, den die Fürſtenwürde ihm nicht zu geben vermochte.*) Unſere Stelle gehört bei aller Schlichtheit der Darſtellung zu den großartigſten Gebilden; beide Charaktere erſcheinen hier gleich bedeutend.

Aber Werner kann ſich nicht mit Worten begnügen, er muß dem Freunde auch wenigſtens die Möglichkeit einer Rettung aus dem Abgrunde zeigen. So weiſt er ihn denn auf ſein Herzogthum hin, wo er noch nicht ganz vergeſſen ſein könne, und räth ihm, da ſie ſonſt keine Stätte haben, mit ihm ſich im Schwarzwald zu verbergen. Ernſt, deſſen Muth ſich freilich noch nicht beleben kann, folgt ihm, da er auf ſeine felſenfeſte Treue baut. Und zum Zeichen derſelben zieht Werner den bei der Reichsacht zu Aachen vom Kaiſer hingeſchleuderten Handſchuh hervor**), den er von jenem Kriegsknecht zugleich mit deſſen Kleidung erhalten hatte. Vortrefflich iſt dieſer Schluß des Aufzuges auch als ſtärkſter Gegenſatz zu dem des erſten.

Dritter Aufzug.

Dieſer, der, wie der erſte, in Aachen ſpielt, ſchließt inſofern an den zweiten an, als Hugo ſich hier befindet, eben bereit, nach Burgund zu gehn, um beruhigend auf die widerſpenſtigen Großen zu wirken. Seit dem Schluſſe des zweiten Aufzugs iſt einige Zeit verſtrichen, ſo daß Mangold ſchon Nachricht von den Streife-

*) 947. Herrlich, erlaucht, eigentlich zur Bezeichnung der Fürſtenwürde Vgl. 328 und den Titel Herrlichkeit.

) 962. Koller iſt die Halsbekleidung, ein Theil der Rüſtung. Vgl. die Erl. zu Schillers Wallenſtein S. 222.

reien Ernſts und Werners im Schwarzwald nach Aachen bringt. Die Szenen mit Edelgard, die ſich im Entwurf fanden, mußten ausfallen, dagegen wird ihrer als Nonne gedacht. Sonſt iſt weſentlich nur der Inhalt des Entwurfs weiter ausgeführt. Mangold wird vom Kaiſer beauftragt, den Aufſtand in Schwaben zu unterdrücken. Giſela darf keine Bitte zu Ernſts Gunſten wagen, ihr Schmerz kann nur in einem Gebete ſich ergießen. Adalberts Auftreten macht eine weite Ausführung ſeiner Perſon und ſeines Pilgerlebens nöthig. Er iſt gekommen, um Giſela Vorwürfe zu machen, daß ſie ihre Wittwenſchaft nicht nach dem Willen ihres Gatten bewahrt, ſondern ſich mit dem Kaiſer verbunden, der ihren älteſten Sohn jetzt geächtet, aber durch ihre ſtrenge Mißbilligung ſeines unwürdigen Pilgerlebens bringt ſie ihn zum Entſchluſſe, für Ernſt ſein Leben einzuſetzen, wodurch dieſer zunächſt einen feſten Haltpunkt erhält. So ſchreitet die Haupthandlung auch im dritten Aufzug fort, obgleich wir vom Erfolge der Geächteten nur aus Mangolds Erzählung vernehmen. Adalberts Erſcheinung bei Giſela iſt freilich eine etwas bedenkliche Erfindung und die Ausführung des ganzen, nur einen Auftritt bildenden Aufzugs, bei manchen großen Schönheiten, am wenigſten befriedigend.

Gegen den bei der Rückreiſe nach Baſel ſich beurlaubenden Grafen Hugo erklärt Giſela, ſie ſei keineswegs wider den vom Kaiſer ihm gegebenen Auftrag, in Burgund alles zur Beruhigung beizutragen, bitte ihn vielmehr, den ſchwachen König am Vertrage mit Kunrad feſtzuhalten, die Großen zur Ruhe zu beſtimmen, beſonders auf den zum Kriege bereiten Odo zu wirken und zu verhüten, daß ihr Sohn dort Anhang finde.*) Ueber die dortigen

*) Wanke dem Vertrag (981). Der Dativ für die Verbindung mit in,

Verhältniſſe hat uns der Anfang des zweiten Aufzugs unterrichtet. Hugo erkennt, weshalb Giſela dies wünſche, daß ſie hoffe, der Kaiſer werde noch einmal die Acht von Ernſt nehmen, wenn Burgund ganz beruhigt ſei: aber wir begreifen nicht, wie Giſela und Hugo irgend hoffen können, daß der durchaus mittelloſe, von allen als geächtet gemiedene Ernſt ſich am Leben erhalten könne, wenn er nicht etwas unternimmt, das natürlich Kunrad gegen ihn weiter treiben muß. Schließlich bittet ſie den Vater, daß er ſeine Edelgard im Ottilienſtifte grüße, wobei ſie ihren Schmerz nicht verbergen kann, daß die Verbindung mit Ernſt nicht zu Stande gekommen.*)

Kaum hat Hugo ſich entfernt, als ihre ſchwache Hoffnung auf Ernſts Rettung vernichtet wird; denn Kunrad bringt ihr Mangold**), der ihr von Ernſts und Werners Umtrieben in Schwaben berichtet, wodurch mancher, der ſchon bereit geweſen, dem Kaiſer gegen die Ungarn zu folgen, zurückgehalten werde. Wenn Giſela dies auffallend findet, da Acht und Bann alle von der Verbindung mit ihm abhalten müßten, ſo ſtimmt dies nicht wohl zu ihrer eben gegen Hugo geäußerten Beſorgniß. Seltſam

---

wie in „Ludwig der Baier" 1683: „Der Ehre wank' ich nicht". Vgl. S. 155*. — Sänftigen (983), dichteriſch für beſänftigen. — Hüten (986), ſtatt verhüten, mit beſonderer Freiheit.

*) Ihre ältere Tochter Beatrix war geſtorben, erſt 1031 wurde im Friedensvertrage ihre vierjährige Tochter Mathilde mit König Heinrich I. von Frankreich verlobt; doch dieſe ſtarb ſchon im Sommer 1736.

**) Seine Bitte zu bleiben, „wenn nicht zu ſehr dich anderen Berufes Eile drängt", iſt abſichtlich geziert, wie denn Kunrad gegen ſie nicht die Sprache des Herzens redet; daß ſein ſchlimmen Verdacht gegen ſie ausſprechendes, „wenn ſie anders dir ſo unerwünſcht wie mir zu hören iſt" (1022 f.) zu dieſer übertriebenen Höflichkeit nicht ſtimmt, kümmert den wirklich rückſichtsloſen Gatten nicht.

ſcheint es uns mit Notter, und nur aus Uhlands Liebe zur Volksſage und aus der ſich leicht darbietenden Beziehung jener wunderbaren Geſchichten auf Ernſts wirkliches Unglück begreiflich, wenn Mangold zur Erklärung, wie dieſer noch Anhänger habe finden können, die Sagen des Volksbuches von deſſen wunderbaren Reiſen bis Indien ſchon in die damalige Zeit verſetzt. Dieſer Schein des Wunderbaren, bemerkt er, ziehe leichtgläubige Gemüther an, niemand wolle glauben, er ſei ſo lang eingekerkert geweſen, da dieſes doch allgemein bekannt und durch die öffentlich verkündigte Reichsacht beſtätigt war. Beſonders hebt Mangold ſein Ergrauen hervor, das man der ungeheuren Hitze fremder Gegenden zuſchreibe, obgleich die lange traurige Gefangenſchaft vollkommen zur Erklärung hinreichte. Giſela ſpricht nur hier davon, daß ſie es nie habe faſſen können, wie man noch „ſo jung und ſo lebensfroh“*) modern könne, wovon ſie zu der hier ſehr unzeitigen Bemerkung überſpringt, noch immer ſehe ſie ihn im Traume ſo (jung und lebensfroh). In Bezug auf die Abenteuer, die Ernſt „in Indien und ganz Morgenland“ beſtanden (1062—1070), bemerken wir, daß er mit ſeinen Rittern nach der Eilfahrt vom Lande der Kranichleute auf das magnetiſche Meer gerieth, wo der Magnetenberg das Schiff ſo mächtig anzog, daß es in Stücken ging.**) Sodann ließ er mit Wetzelo ſich in zwei Ochſenhäute nähen, damit der Greif ſie über das Meer trage; darauf fuhr er mit ſeinen Dienern auf einem Floß durch einen

*) Lebensfroh (1055) ſoll das blühende Leben, nicht die Heiterkeit bezeichnen, die ja gerade dem in der Gefangenſchaft von aller Lebensfreude Geſchiedenen das Daſein um ſo ſchrecklicher macht, da er ſie nicht befriedigen kann. — Statt ſei und könne (1056 f.) erwartete man war und konnte.

**) Vgl. auch Goethes Werther im Briefe vom 26. Juni 1771.

hohlen, himmelhohen Berg, kam dann in das Arimaspenland, von da nach Indien zu den Pygmäen, wo er deren Gegner, die Kraniche, beſiegte. Giſela bezieht in derſelben Folge das von den Abenteuern ihres Ernſt im Morgenland Geſagte auf deſſen wirkliches Unglück, ja ſie fürchtet zuletzt, daß ihm die Menſchen als Mißgeſtalten erſcheinen werden, gleich jenen Arimaspen und Kranichleuten. Kunrad überhört nicht den Vorwurf, der in Giſelas Worten liegt, aber dieſer kümmert ihn nicht, da er ſeine Gattin durch einen erſchlichenen Eid gebunden hat; er verſichert Mangold ſeines vollen Vertrauens (daß er ſeinem Oheim „die Leitung der Staatsgeſchäfte anvertraut", bezieht ſich auf die Verwaltung des Herzogthums Schwaben), und iſt hart genug, in der Gattin Gegenwart Mangold den Auftrag zu geben*), mit aller Gewalt den Aufſtand in Schwaben zu unterdrücken, ja, um ihn zum raſcheſten Vorgehn zu beſtimmen, will er ſelbſt nächſtens in Schwaben ſich von der Erfüllung deſſelben überzeugen. Nachdem Mangold lebhaft für dieſe Sendung gedankt, weiſt er ihn an, ſeine Vollmacht beim Kanzler abzuholen**), den wir uns in Aachen ſelbſt zu denken haben, die Gattin aber mahnt er, ehe er ſie mit Mangold allein läßt, wieder an ihren Eid, damit ſie ja nicht wage, ein Wort für Ernſt zu ſprechen. Ihre ganze Hülfloſigkeit verräth ſich darin, daß ſie von Mangold ſich ſein Schwert geben läßt, um über deſſen Spitze ein Gebet an Maria, die Mutter der Schmerzen***), zu ſprechen. Daß ſie dies

*) 1085. Das Umhängen des Schwertes war ſchon in Kärnten geſchehen. Vgl. 262 ff.

**) Ablangen, wie abnehmen, abholen..

***) Der ein Schwert das Herz durchdrang (1115 f.), wie es im Kirchenlied Stabat mater heißt: Cuius animam pertransivit gladius. So wird Maria auch bildlich dargeſtellt.

Gebet verrichtet in Mangolds Gegenwart und ihm das Schwert wiedergibt, ohne ein Wort zu ſagen, worauf dieſer ſtumm ſcheidet, ſcheint doch ſehr bedenklich. Dagegen ſehen wir keinen Grund zu Notters Meinung, das rührende Gebet hätte der Erwähnung jener Volksſagen vorangehn müſſen. Doch die ganze Erkundigung nach dem, was man im Volke von Ernſt ſpreche, und daß ſie überhaupt ſich mit dem Bringer der böſen Kunde einläßt, ſcheint uns nicht recht angebracht, und die Annahme, Giſela thue dies, um die innere Bewegung vor ihrem Gemahl zu verbergen, kann dem Uebel nicht abhelfen. Wir glauben, daß der Dichter zu der Erwähnung der Volksſagen und dem Gebet nur durch die Abſicht beſtimmt worden, eine Verbindung zwiſchen Mangolds Meldung und dem Auftreten Adalberts zu gewinnen, die ihm aber nicht nach Wunſch gelungen iſt.

Giſela hat im Säulengange, wohl an der rechten Seite, nicht, wie V. 19, an der linken einen Pilger bemerkt, der, als ſie die Hände faltete, dies gleichfalls gethan zu haben ſcheint, da er noch jetzt ſie gefaltet hält. Beſonders dadurch gerührt, daß er ihr Flehen unterſtützt habe, ruft ſie ihn heran, da ihr Haus jedem Hülfeſuchenden geöffnet ſei. Aber Wort und Blick verrathen, daß ein ſchwerer Kummer dieſen zur Wallfahrt getrieben. Nach dem Geſtändniſſe, daß er einer grauſen That ſchuldig ſei, erzählt er dieſe auf Giſelas Verlangen. Er bekennt ſich der Erſchießung ſeines Herzogs auf der Jagd ſchuldig, obgleich er, wie die geſchichtliche Erzählung lautet, mehr aus Verſehen als aus Vorſatz ihn mit einem Pfeile getödtet, der für die Hirſchkuh beſtimmt war. Seltſam meint Notter, man könne annehmen, Adalbert habe Ernſt nur verwunden, nicht tödten wollen, um den erſten Schuß zu gewinnen; das wäre ja geradezu

toll. Sein Speer (richtiger ſollte es 1151 Pfeil heißen; denn daß ſie mit Pfeilen ſchoſſen, wie auch 1141 ſteht, ergibt ſich aus der Erwähnung der Sehne (1149), da beide ſich derſelben Jagdwaffe bedient haben werden*)) war auf das Thier gerichtet, aber aus Gier, dem Herzoge zuvorzukommen, ſchoß er ſo unvorſichtig nach dieſer Seite hin, daß er jenen, der eben mit dem Pferde eine kurze Strecke voraus war, traf.**) Giſela, die ſchon eben geahnt, daß der Pilger der Mörder ihres zweiten Gatten ſei, fährt nach Beendigung der Erzählung bitter auf ihn los, weil er es gewagt, jetzt vor der am Schickſal ihres Sohnes ſchwer Leidenden zu erſcheinen; wollte er als Pilger ſie beſuchen, ſo hätte er ſie nicht an ſeine Schuld erinnern ſollen, ſondern als Unbekannter, da das Alter und die Reue über ſeine Schuld ihn unkenntlich gemacht.***) Aber Adalbert iſt gekommen, um ihr vorzuwerfen, daß ſie den Willen ihres ſterbenden Gemahls, Wittwe zu bleiben, nicht erfüllt, ſondern ihren Kindern zum Nachtheil ſich von Kunrad hatte freien laſſen. In der Erzählung 1165—1176 folgt Uhland treu dem Bericht Wipos, nur ſtirbt der Herzog nicht in den Armen des Mörders und vergibt ihm, ſondern Adalbert iſt geflohen und ein anderer der Jagdgenoſſen nimmt ſeine Beichte ab, den er bittet, den Schuldigen zu ſchonen, allen

) Aber auch 1287 ſteht Speer, ſogar mit fällen. Aehnlich hat Uhland Spieße für Pfeile Ballade 65 (Erl. S. 250).

**) 1135 f. Das Thier, das er auf die Hirſchkuh hetzt, kann nur das Pferd ſein. Vgl. 1147 f. — Hindin, Hirſchkuh, wie auch Hinde ſteht. — 1138. Bethränten Auges, wie Schiller im Alpenjäger von der Gemſe ſagt, „mit des Jammers ſtummen Blicken". — 1139. Dem heiligen Hubert, einem wilden Jägersmanne, als er in den Ardennen am Karfreitag jagte. — Auf des Hirſches Haupt, zwiſchen goldenem Geweih.

***) Leid, unlieb, ſo daß du als Mörder gekannt ſein willſt.

Gläubigen zu empfehlen, für ſeine ſündige Seele zu beten, und ſeine Wittwe zu mahnen, ihre Ehre zu wahren und ſeiner nicht zu vergeſſen. Adalbert erzählt weiter, was auf Uhlands Erfindung beruht, der ſeiner jahrelangen Entfernung von der Heimat bedurfte, wie Gewiſſensbiſſe ihn wegen des Mordes gefoltert und er den Entſchluß gefaßt, ſein Söhnchen in das nahe Kloſter zu tragen, damit es in ſtrenger geiſtlicher Zucht aufwachſe und nicht dem wilden Jagdgelüſt ſich hingebe, das ihn zur Ermordung ſeines Herrn gebracht; denn Uhland denkt ihn als Vaſallen des Herzogs, was hier zuerſt beſtimmt hervorgehoben wird. Weiter hören wir, wie er am heiligen Grabe als bußfertiger Sünder lange vergebens Ruhe zu erflehn geſucht, dann in Sklaverei gerathen, nach zehn Jahren befreit worden und nun, ohne ſeine Seele beruhigt zu fühlen, nach Deutſchland zurückgekehrt ſei. Alles iſt hier kurz gefaßt, weder geſagt, weshalb er nicht im Morgenland geblieben, noch eines Verſuches gedacht, wie ſo viele ſchwere Sünder, vom Papſt Vergebung zu erflehn. Auch wird nicht geſagt, daß es ihn nach ſeiner ſchwäbiſchen Heimath gezogen, er ſich im Schwarzwald als Klausner habe niederlaſſen wollen. Uhland ſcheint die ausführliche Erzählung abſichtlich vermieden zu haben. Nach dem Entwurfe ſollte Adalbert zuerſt nach Schwaben zurückgekehrt ſein, und dort Ernſt in Werners Schooß ſchlafend gefunden haben: hier treibt es ihn gleich zu Giſela, die er in einem Kloſter oder in einer Einſiedelei (Siedelei) ſich dachte. Etwas ſeltſam iſt die Erzählung, wie er ihr nachgefragt und endlich vor das Kaiſerſchloß gewieſen worden (1199—1207): er brauchte wohl in Deutſchland nicht lange zu fragen, wo die Wittwe des Schwabenherzogs weile, um zu erfahren, daß Giſela jetzt Kaiſerin ſei. Nun glaubt er, der Todte beunruhige ihn

immerfort, und werde nicht von ihm laſſen, bis jene ſeinen Willen erfülle, als Wittwe dem Andenken des Gatten zu leben. Die Rechtfertigung Giſelas kann ihn nicht beruhigen; wirklich iſt ſie äußerſt ſchwach. Die edle Frau, von uraltem Adel, hatte als Vormünderin ihrer beiden Söhne (nur des älteſten wird hier gedacht) und als Regentin des Herzogthums nichts zu fürchten, und daß die Vaſallen*) ihr den fränkiſchen Grafen dazu empfohlen, iſt eben ſo unwahrſcheinlich**), wie, daß ihre Räthe dieſen ihr gerühmt hätten, wenig an der Stelle. Und nun gar die loſe Blümelei von der launigen Entführung (1228—1235). Ich verſtehe nicht, wie Weismann darin eine Benutzung der von Gottfried von Viterbo berichteten Sage „in ſehr zarter Weiſe" ſehn konnte. Solche Verletzung aller Sitte konnte nicht von den Vaſallen und dem Volke bejubelt werden; es war und blieb ein Raub beim offenen Tage, dem Giſela ſich widerſetzen mußte, wenn auch ähnliches bei der traurigen Geſchichte der Maria Stuart vorgekommen iſt. Am wenigſten durfte ſie in dem Augenblicke, wo ſie das Unglück, welches dieſer Bund ihr und beſonders ihrem Ernſt gebracht, ihrer „ſeltſamen Entführung" als eines Entſchuldigungsgrundes gedenken. Adalbert hält ſich daran, daß ſie den Wunſch des Sterbenden hätte erfüllen müſſen, und wie wenig die Heirat ihrem Ernſt zum Glück gediehen, wie ſie viel-

*) „Herrn des Landes" heißen ſie 1217, „Landesherren" 1233, wogegen 1225 „Vaſallen" ſteht.

**) Freilich im Volksbuch liegen die Ritter und Herren Ernſt an, er möge ſeiner Mutter rathen, ſich zu verändern, und ſie thun es ſelbſt, aber lange dauert es, ehe ſie ihnen gelobte, „ſo etwas wäre, das ihrem Geſchlecht und Stand geziemt, ſo wollte ſie ſich willig darein ergeben", aber das Volksbuch iſt eben um eine ſachliche Begründung unbekümmert.

Digitized by Google

mehr dieſes grauſam vernichtet, liegt offen vor. Die Mutter hatte ſich zwiſchen die Sorge für den Sohn und den Gehorſam gegen den Gatten getheilt und nicht als Mutter gehandelt, ſondern war von ihrem Gatten wie eine Stiefmutter durch einen erſchlichenen Eid gebunden, was ſie dieſem nie hätte verzeihen ſollen.

Giſela weiß dagegen nichts anders vorzubringen, als daß er ihren Gatten ihr geraubt, was ihre Schuld nicht verringert. Adalbert kämpft mit beſſerer Waffe; er erinnert daran, daß ſie in verbotener Ehe lebt, gegen die ſchon der vorige Kaiſer Einſpruch erhoben, derentwegen ſich der Erzbiſchof von Mainz geweigert, ſie zu krönen, und fordert im Namen ihres ſterbenden Gemahls, der ihm ſelbſt vergeben habe, daß ſie die Ehe auflöſe und ihren Kindern wieder eine Mutter ſei. Dieſer letzte Vorwurf trifft ſie als ein Unrecht, da ſie ſich bewußt iſt, ihre Kinder zu lieben. Sie fühlt ſich bitter in ihrer weiblichen Ehre angegriffen, gekränkt in der Mutterliebe, die ſelbſt in den wilden Thieren lebe*), verletzt in den tiefſten Gefühlen der Natur. Aber leugnen kann ſie nicht, daß ihre Ehe dem Sohne Verderben gebracht, daß ſie ſich zu einem unvorſichtigen Eide zum Nachtheile ihres Sohnes habe verleiten laſſen, daß ſie hätte Wittwe bleiben, nicht dem ritterlichen Bräutigam folgen ſollen. Dagegen beruft ſie ſich auf ihr Leben als Kaiſerin, und hebt ſich ſelbſt aus der Erniedrigung, in die Adalberts Vorwürfe ſie verſetzt haben, durch das Bewußtſein, daß ſie als Kaiſerin durch ihre treue Pflege des Hauſes, ihre Wohlthätigkeit und Fürbitte für ihre Kinder und das Volk allgemein geehrt ſei, wobei freilich

*) Die Wuth, mit welcher eine Löwin ihre Jungen gegen den Jäger ſchützt oder nach dem heimlichen Räuber ſucht, wird ſchon von Homer zu Vergleichen benutzt.

die Erwähnung ihrer Kinder angeſichts des ſchnöden ihr abgelisteten Eides wenig angebracht iſt. Dieſem ihrem wohlthätigen Wirken gegenüber hat ſie freilich vollkommen Recht, Adalberts fruchtloſe, ihn jedem männlichen Wirken entziehende Reue zu verſpotten, was aber für jene Zeit, wo die ſtrengſten Büßungen als religiöſe Pflicht für alle Stände galten (vgl. die Erl. zu den Balladen S. 196 ff.), als Anachronismus erſcheint, doch hier zu Giſelas Gunſten wirkt. Und da ſie ihn durch die Erinnerung an das friſche Leben in den deutſchen Landen bewegt ſieht (die Beziehung, daß ihm des Jagdhorns Klänge wohlbekannt ſeien (1293), iſt doch etwas boshaft, und die dadurch veranlaßte Unterbrechung ihrer Rede nicht gerade nöthig), dringt ſie immer ſchärfer auf ihn ein*), fordert ihn auf, nicht ſo leblos durch das Leben zu gehn, ſondern als Rittersmann ſeine Pflicht zu thun. Notter meint, eine ſolche Mahnung zieme einem Manne, aber nicht einem Weibe: aber wohl derjenigen, die nicht allein Adalbert ihre Beleidigung vergelten will, ſondern auch darauf bedacht iſt, dieſen zu mahnen an ſeine Pflicht gegen Ernſt, der noch ohne Burg ſei. Freilich wagt ſie nicht, ihn ihrem Eide zuwider aufzufordern, Ernſt beizuſtehn**), aber thut ſie es nicht ausdrücklich, ſo weiſt

*) Im Entwurfe war dies ganz anders. Giſela erklärte, ſie dürfe nicht in ein Kloſter gehn, nicht ihrem Gemahl entgegentreten, an den ſie durch ſo heilige Bande geknüpft ſei; Adalbert äußerte aus eigener Bewegung, er wolle nur noch für Ernſt leben (ſpäter hieß es „für ihn ſterben").

**) Läge nicht der Eid vor meinem Mund, nach dem ſprichwörtlichen „einem ein Schloß vor den Mund legen". Vgl. Uhlands Lied eines deutſchen Sängers 2, 6. „Wirf an den Mund ein Schloß." Sie hatte geſchworen, wenn Ernſt dem Kaiſer trotze, ihm nicht helfen zu wollen. — Die mit „Wär' nicht" beginnenden Verſe 1310 f. beziehen ſich beide auf ihre Liebe, die nicht wirken kann, wie ſie möchte.

ſie ihn doch auf ſeine Pflicht hin, umgeht den hinterliſtig ihr abgepreßten Schwur, und erklärt ſchließlich in etwas dunkeln, aber nicht mißzuverſtehenden Worten, wenn ſie es dürfte, würde ſie nicht ruhen, bis ſie Adalberts finſtern Geiſt beſchworen, ſein todtes Herz ergriffen, ſein ſtarres Eis geſchmolzen habe. So ſchön die Worte ſind, mit denen Giſela abgeht, um ſo gezwungener und phraſenhafter ſcheinen uns die, mit welchen Adalbert die in ihm vorgegangene Verwandlung und ſeinen jetzigen Entſchluß ausſpricht. Was alle durch den Heiland geweihten Orte in Jeruſalem nicht vermocht, hat dieſe Frau wie mit einem verwandelnden Zauberſtabe gethan, ihn wie in einen Wunderquell getaucht; er fühlt ſich von aller Schuld frei, da das Bewußtſein ſeiner Pflicht in ihm erwacht iſt. Auch die letzten ſechs Verſe ſcheinen mir nicht gelungen, beſonders: „Soll ich gegeißelt werden, ſei's für ihn", anſtößig, die Erinnerung, daß ſein Geſchlecht noch bis in fernſte Zeit blühen könne, ganz unangebracht. Wir wünſchten einen Schluß, der einfach die Wirkung der letzten Worte Giſelas ausſpräche, daß ſie wirklich ſeinen finſtern Geiſt überwunden habe, und er eilen müſſe, ſeine heilige Pflicht gegen Ernſt zu erfüllen.

Vierter Aufzug.

Der im Entwurf völlig ungenügende Aufzug iſt durch ganz neue Ausbildung und Ausſcheidung der Tochter Adalberts zu einem ſchönen in ſich abgerundeten Ganzen geworden; alle von Notter gegen ihn erhobenen Ausſtellungen ergeben ſich als ungegründet. Durch Adalbert gewinnt Ernſt eine Burg als Stütz-

Digitized by Google

punkt, dann bringt ihm der früher ganz fehlende Edle Warin die Fahne von Schwaben: dieſe ſende ihm ſein Bruder Hermann, der mit einem großen Theile ſeines Heers an der Peſt geſtorben. Andererſeits verſucht Werner vergebens den ihm verwandten Mangold für Ernſt zu gewinnen; treibt dieſen ja nicht bloß Treue gegen den Kaiſer, ſondern auch die Hoffnung, von dieſem mit dem jetzt erledigten Herzogthum Schwaben belehnt zu werden. Mangolds Scharen haben ſich vermehrt, und jetzt iſt Ernſts Burg ganz umzingelt, aber alle zu Ernſt getretenen Treuen ſind feſt entſchloſſen, eine Schlacht mit den überlegenen Feinden zu wagen. Ernſt, Werner und Adalbert erſcheinen als Ritter gewappnet. Ernſt freut ſich eine ſo treu ergebene Schar zu führen, deren kein Herzog ſich je habe rühmen dürfen, und im vollen Gefühl ſeiner Würde läßt er ſich mit dem Purpur bekleiden und ergreift den Herzogsſchild.

Erſte Szene. Im Schwarzwald lagern die Krieger, die ſich um Ernſt geſchart haben, im Vordergrund Werner, in deſſen Schooß Ernſt ſchläft.*) Werner kann ſich des rührenden Gedankens nicht entſchlagen, daß ſeine Bekanntſchaft Ernſt in die arge Noth gebracht, aber dieſer nie ihm einen Vorwurf gemacht, wie es jetzt die Bläſſe ſeines Angeſichts und der unwillkürliche Schmerzenszug des Schlafenden thuen. Sein Herz wünſcht ihn in ein glückliches Land zaubern zu können. Da tritt der von Aachen kommende Adalbert auf, den es ergreift, daß Ernſt ſeinem von ihm getödteten, in ſeinen Armen geſtorbenen Vater ſo ganz ähnlich ſieht. Seine Bitte, ihm die Wacht zu laſſen, und das doch wohl zu geſpitzte Wort, er habe ein altes Recht, Herzoge im Arm zu

*) Uebergangen iſt im Szenarium, daß hier ein ſteinernes Kreuz ſteht, was der Entwurf nicht vergeſſen hatte.

halten, machen Werner aufmerkſam, und bei genauerer Betrachtung erkennt er den vor fünfzehn Jahren (die Anzahl der Jahre iſt richtig) verſchwundenen Adalbert, wie dieſem ſogleich Werners Geſichtszüge einfallen.*) Die Mittheilung, daß ihn Acht und Bann getroffen, ſchreckt den vom ſchlimmern Fluch des eigenen Gewiſſens ſo lange Verfolgten nicht, vielmehr hofft er durch deſſen Aufnahme in ſeine Burg, wo man bisher ihnen den Einlaß verweigert, ſich von ſeinem Fluche zu befreien.**) Als der Herzog erwacht, kann Werner dieſen mit der Nachricht erfreuen, daß der Fremde ihnen die Burg erſchließe, was der erſte heutige Sieg ſei, deſſen Wichtigkeit er freudig hervorhebt***). Treffend erfunden iſt es, daß Adalbert, gleichſam zur letzten Strafe ſeiner Schuld, ſich dem Sohne als Mörder zu erkennen geben muß und nur dann ſein Haus betreten will, wenn dieſer ihn begleitet; dies nur werde ſeine Seele von ihrer Qual befreien, ſie von Verzweiflung retten. Dagegen muß es Ernſt erſchrecken, ſich ſo weit gebracht zu ſehn, daß er dem Mörder ſeines Vaters, deſſen Grabſtein er eben umſchlingt, in ſeine Burg folgen muß, ſtatt ſich an ihm zu rächen.†)

*) 1365. „Wenn du die Locken von der Stirne ſtreichſt." Die Haare hängen ihm wirr über der Stirn in Folge mangelnder Pflege des heimatlos Umherziehenden.

**) 1373. „Den ſichern Horſt (Neſt), der dort vom Felſen trotzt", ſoll bezeichnen, daß er dort wohl geborgen ſein werde. — Kann man es auch für einen bedeutſamen Zug halten, daß der Burgvogt ſie abgewieſen, die Antwort, daß er nach ſeinem Befehl gehandelt (1376 ff.), könnte man wohl entbehren.

***) 1386. Die oberdeutſche urſprüngliche Form Schluft für das gangbare Schlucht (wie Niſte für Nichte). Vgl. des Bergwalds Schluchten in Uhlands „Welf" (Keller S. 405).

†) 1405 f. Der Aberglaube, daß der Getödtete zu Mitternacht um den Grabſtein klagend ſchwebe, bis er am Mörder gerochen ſei, dient hier zur Erhöhung der Rührung: aber der getödtete Herzog hatte dem Mörder vergeben.

Ein Hornſignal*) läßt Werner einen Anfall beſorgen, weshalb er alle zum Schutze des Herzogs aufruft, aber zur Ueberraſchung, auch der Zuſchauer, kommt ein Trauerzug mit der von Warin getragenen Fahne Schwabens.**) Notter findet Warins Rede wieder zu lang, obgleich ſie nur das Nöthige enthält, um das traurige Ereigniß und den Auftrag, den er zu melden hat, in entſprechender Weiſe vorzutragen. Die alten und neuen Dramatiker laſſen die Boten das melden, was ſie zu ſagen haben und was den Zuſchauer keineswegs ermüdet. Ebenſo ungegründet iſt der Anſtoß, Warin erwähne den Tod Hermanns zu ſpät. Daß die Schwabenfahne umflort, ohne den zurückkehrt, der ſie nach Italien geführt, deutet entſchieden auf den Verluſt, auch ohne einſt 1418. Warin berichtet Ernſt, dem er die Fahne zu übergeben hat, wie es den Schwaben ergangen, wobei der Widerwille, daß Ernſt der ihm zuſtehenden Führung beraubt worden, und Hermanns eigene Aeußerung, nur für ihn habe er die Fahne getragen, von großer Bedeutung ſind.***) Sogleich möge Ernſt, ſchließt er, ſie in

---

Im Entwurfe zeigte ſich der Geiſt des Vaters dem Sohne vorbedeutend in der letzten Nacht.

*) Erdröhnt. In Uhlands Ballade „Das „Schifflein" ſteht neben „Flötentönen" des Hornes „Dröhnen". Vgl. „Das Glück von Edenhall" 6, 4, „Katharina" 2, 1.

**) Im Entwurf erſchien der Hauptmann mit dem ſchwäbiſchen Banner erſt V, 3; nicht dort, aber ſchon im Perſonenverzeichniß hat er den Namen Warin und wird mit Adalbert als ſchwäbiſcher Edler bezeichnet.

***) Wars auf der Stirn ein häßlich Mal (1422 f.), es ſchien uns ihn zu ſchänden. — Hinauf gen Suſa (1427). Vgl. oben S. 132. — Böſer Thau (1428), wie Mehlthau. — In Schwaben (1434), in ganzen Reihen, wie die Sichel die Aehren mäht. Vgl. „Fortunat" I, 23, 1 „in vollen Schwaben". — Beſchämt (1444), da ſie ihm Unrecht gethan hatten (1422 f.) — 1449. Gezehntet. Zehnten (decimare), was ſonſt Strafe von verrätheriſchen oder feigen Regimentern (legiones) iſt.

den Kampf führen, da ja manche von ihnen ſchon den Keim der Peſt in ſich tragen könnten, und es beſſer ſei, ehrenvoll in der Schlacht zu fallen als jener ſchrecklichen Seuche zu erliegen. Dies veranlaßt denn Ernſt, in ergreifendſtem Schmerze der entſetzlichen Weiſe zu gedenken, wie er das vom Bruder ihm hinterlaſſene Herzogthum antrete. Des Vaters Mörder biete ihm ſeine Burg, der Leichenzug des Bruders ſei ſein Gefolge: aber das ſei einmal ſein Schickſal. Zu dieſem entſetzlichen Einzug in Adalberts Burg, der doch zugleich ein doppeltes ganz unerwartetes Glück für ihn iſt, bildet der Schluß unſeres Aufzuges, wo er im vollen Gefühle ſeiner fürſtlichen Wünſche, ſtolz auf ſeine Getreuen, in den verzweifelten Kampf gehn will, einen ſchönen Gegenſatz.

Zweite Szene. Mangold hat raſch ein Heer geſammelt, ohne den Oheim zu beſuchen, der ihn im Lager aufſucht, um ihn durch die Nachricht von Hermanns Tod noch mehr zur Vernichtung von Ernſt zu reizen. Dagegen macht Werner einen letzten verzweifelten Verſuch, ihn der Sache der Freiheit und des Rechts zu gewinnen, und fordert ihn bei der Ehre ihrer Familie (hier erſt erſcheint er als Verwandter Mangolds) dringend auf, vom Verrath ſeines Herzogs abzuſtehn. Hier wirkt der Gegenſatz wieder hebend. Auch fehlt der Anſtoß, den wir im Entwurf fanden, wo Werner das Schloß des Biſchofs betritt. Merkwürdig iſt, wie Notter behaupten konnte, das Gefühl der Dürftigkeit der Handlung, die er ſich einbildet, werde durch dieſe Szene noch verſtärkt.

Des Biſchofs Beſuch iſt treffend dramatiſch begründet.*) Er bringt ihm die Kunde von Hermanns Tod, der das, was man

*) Dein Schloß vorübergehen, bezeichnender als die Verbindung mit vor, an oder der bloße Dativ, zur Bezeichnung, daß er daran vorübergeht.

nur in weiteſter Ferne habe ahnen können, in nächſte Nähe rücke.*) Der Kaiſer könne das erledigte Herzogthum nur Mangold geben, da ſein Ahn vor Ernſt Herzog geweſen und er durch ſeinen Abfall von dieſem ſich verdient gemacht. Mangold hatte früher, hören wir hier, ſich auf ſeine Verwandtſchaft mit Burkhard viel zu gute gethan, was der Oheim damals ihm verdachte, jetzt erinnert er ſelbſt ihn daran.**) Noch nicht hat Warmann ſeine Hinweiſung vollendet, daß das Herzogthum ihm nicht entgehn könne, als ein fremder Kriegsmann gemeldet wird, dem Mangold als tapferer Ritter Zutritt und ſicheres Geleit nicht verſagt. Daß Werner vor ihm zu erſcheinen wagt, muß Mangold wundern, dieſer aber wirft ihm vor, ſein Verrath ſchände die Ehre des Geſchlechts; durch ſeine Verwandtſchaft fühle er ſich verpflichtet, ihn von der verkehrten Bahn abzumahnen. Mangold vergilt ihn den Vorwurf damit, daß der Geächtete ein Auswurf ihres Stammes ſei. Aber Werner hat beobachtet, daß ſein Vorwurf des Verraths deſſen Wange mit Scham geröthet, und ſo dringt der Unerſchrockene mit der vollen Beredtſamkeit ſeiner heiligen Ueberzeugung auf ihn ein.***) Der höchſte Dienſt, dem

*) Zur Aeußerung, durch Regenſchauer und Sonnenſchein ſei ihm das Glück gereift, vgl. 752. Das Sprichwort ſagt: „Nach Regen kommt Sonnenſchein.“ Warmann hatte ihn 274 f. gemahnt, Sieg und Ehre nicht nach dem augenblicklichen wechſelnden Erfolg zu meſſen.

**) Burkhard hatte ſich unter Konrad I. zum Herzog gemacht, war aber erſt nach ſeiner Unterwerfung unter Heinrich I. im Jahre 919 anerkannt worden, doch ſchon 926 in Italien durch Meuchelmord gefallen. Seine Gattin war die Tochter Eberhards I. Grafen in Zürichau, des Stammvaters der mit den Grafen von Beringen verwandten Grafen von Nellenburg. Dieſe weitläufige Verwandtſchaft hatte Uhland zu ſeinem Zwecke aufgeſpürt.

***) 1533. Lehn hat Uhland nach älterm Gebrauche neben Lehen auch für die Mehrheit, ſelbſt am Schluſſe des Verſes, wo der Vers Lehen nicht ausſchloß.

ihre Väter, dem er ſelbſt ſich geweiht, der ihn trotz allem, was er dabei gelitten, nie gereut, ſei der der Freiheit, dem kein Mann von Ehre ſich entziehe. Seine Rede hat ſo unverkennbar auf Mangold gewirkt, daß der Biſchof ſeine Einmiſchung für nöthig hält. Aber Werner ſpottet der von ihm betonten Treue der Scharen des Kaiſers, die bloße Söldner ſeien, wie Goethes Götz die Reichstruppen als Miethlinge verachtet, und er will mit dem Mönche, dem todten Sprößling ihres Stammes, nichts zu thun haben. Da wendet ſich denn der auf Mangold ſo viel vermögende Biſchof an dieſen, als kaiſerlichen Feldhauptmann, mit der ſcharfen Mahnung, den Geächteten fortzuweiſen. Dies wirkt, aber ſeine Aeußerung, Werner komme zu ſpät, er ſelbſt ſei nur das Werkzeug des Kaiſers, dem er ſich verpflichtet, deſſen Kriegsmacht ſie bald vernichten werde, zeigt deutlich, daß er den Vorwurf des Verraths fühlt. Werner ſchließt mit der ſchneidenden Aeußerung, ihm bleibe jetzt von Seiten ſeines Stammes nur *eine* Pflicht, die den Verräther (er deutet auf Mangold) zu tödten, wenn er ihm im Kampf begegne. Der Adler tödtet das ihm herabgefallene Junge, da er es nicht retten kann, wie Werner nur ſo die Schande des Geſchlechts am Verräther zu tilgen vermag.

Dritte Szene. Im Entwurf begann unſere freilich in mancher Beziehung abweichende, mit dem Abzug zum Kampf ſchließende Szene den fünften Akt. Ernſt ſchaut abends in Erwartung von Werners Rückkehr aus dem Saalfenſter der Felsburg, wo er nur das Waſſer durch Felstrümmer und Kiefern herabtoſen und die im Sommer welken Tannenwälder ſieht. Dies erinnert ihn, daß es jetzt Erntezeit iſt, aber für ihn gibt es keine fröhliche Erntezeit mehr, nur die Schlacht, die ſchon der homeriſche Odyſſeus als eine ſchlimme Ernte bezeichnet, und er muß voraus-

ſehn, daß er, der durch Leiden und Noth herabgekommene Herzog, die falbe Aehre ſei. Da der Thürmer bläſt, hofft er, Werner kehre zurück. Freilich konnte ſeine Liebe, da es ſchon Abend wird, für ihn fürchten, aber an ſeiner laut durch die Burg erſchallenden Stimme*) erkennt er ihn. Schwärmeriſch iſt Ernſts hier ausbrechender Glaube, man könne dieſen edlen Geiſt der Freiheit nicht binden. Werner verſammelt darauf, ohne Ernſt vorher zu begrüßen, als Führer alle Kriegsleute in dem Saale, um ihnen, was er erkundet hat (ſeine Kundſchaft), mitzutheilen, daß ſie von allen Seiten umzingelt ſind. Die Zahl der Feinde ſteige immer mehr, während ſie hier keinen Zuwachs erhalten können; deshalb ſei ihre einzige Rettung auszubrechen. Noch hat der Unbezwingliche die Hoffnung des Sieges nicht ganz aufgegeben, der ſie ins Land bringen werde, wo manche Anhänger des Herzogs ſeiner warteten. Als auch Warin zum Kampfe drängt und alle andern ihm beiſtimmen, geſtattet Ernſt es jedem, den eine Pflicht ſonſt binde, zur Rettung ſeines Lebens ſich zu entfernen. Keiner tritt zurück, und ſo ſetzt Ernſt den Ausbruch auf den früheſten Morgen feſt: jeder möge ſich rüſten, ſo gut er könne, wozu der Beſitzer der Burg, der nicht anweſend iſt, die umherhängenden Waffen ihnen gern geſtatte. Dies erinnert Werner daran, daß Ernſt ſelbſt noch nicht ritterlich gewappnet ſei. Freilich dieſem genügte ſchon ein Waffenſtück, das ihn von vorn ſchütze, aber Werner bewaffnet ihn vollſtändig, mit dem Bruſtharniſch (Brünne, ſchon in den Nibelungen lichte brüneje 67, 3, ein brünne von golde 407, 4), dem Kettenpanzer (Wâfenhemde Nibel. 408, 1) und dem Helm (Sturmhut d. i. Kampfhut), der unten mit dem

*) Leider fehlt hier jede ſzenariſche Bemerkung, auch ſein „Er iſt's" (1588) klärt uns darüber nicht auf.

Helmband gebunden wird, und er hängt ihm das Schwert in den Gurt. Die Ringe, die ſo feſt ſein ſollen, wie ihr Bund, ſind die des Kettenpanzers (Nibel. 213, 4. 2009, 2). Nun aber erſcheint auch Adalbert gewappnet, und er führt Ernſt einen friſchen Jüngling zu, der auch für ihn zu kämpfen bereit iſt, ſeinen einzigen Sohn. Wir hören, daß dieſer ſich dem Kloſterzwang entriſſen und im Waffenwerk ſich geübt hat. Freilich hätte man eine etwas genauere Angabe gewünſcht, doch der Dichter hat ſich darüber hinweggeſetzt, weil ſie zu umſtändlich hätte ſein müſſen. Aber weniger Anſtoß nähme man, wenn die drei Verſe 1641 ff. wegfielen, ja auch 1644 f. würde man gern entbehren. Nachdem Ernſt ihn mit freundlichem Wunſch angenommen, tritt auch Werner gewappnet ihm zur Seite, wobei man freilich daran Anſtoß nehmen könnte, daß von ſeiner Wappnung kein Wort geſagt worden, und die Zeit von Adalberts Rede zu derſelben kaum hinreicht. Zweckmäßiger war dies im Entwurf, wo Werner den Schwank erzählt, während er ſich wappnen läßt, und es wäre viel wirkſamer geweſen, wenn dieſer, eben gewappnet, ſich Ernſt in die Arme ſtürzte. Er muß es bedauern, daß er nur ſich allein Ernſt anbieten kann, wogegen Adalbert wenigſtens ihm auch einen Sohn zuführt. Jetzt fühlt er ſich ſo guter Laune, daß er, da ſie nichts anders zu thun haben, ihm einen luſtigen Schwank erzählt. Notter findet freilich, dieſe Erzählung mache den Eindruck von etwas Fremdem, Abliegendem, einer ungeſchickten Raumausfüllung, da man ſo ſchon das Vorwärtsſchreiten und die Energie der Handlung vermiſſe. So ſehr verkennt er, daß hier alles bewegte Handlung iſt, und der luſtige Schwank nur die herrlichen tief rührenden Worte einleitet, mit denen Werner ſich ihm in die Arme wirft. Die Geſchichte vom erſten Grafen

von Abensberg hat Uhland getreu erzählt, wie ſie im Munde des Volkes ging*); der Kaiſer war Heinrich II., der häufig von Regensburg aus zur Jagd ausritt; nur daß der Graf ſeine Söhne alle dem Kaiſer ſchenkt, iſt Zugabe des Dichters, um den Uebergang zu Werners warmer Hingabe ſeines ganzen Weſens zu gewinnen. Einen andern Anſtoß hat Notter darin gefunden, daß man nicht ſehe, wie es komme, daß ſeine Getreuen jetzt Ernſt unbedenklich folgen: aber ſeine Getreuen ſind theils die von Warin zugeführten, von ſeinem Bruder geſandten Krieger, die ihm dienſtlich gehören, theils ſolche, die ſich um ihren alten Herzog geſammelt hatten, als er noch im Schwarzwald umherſchweifte, auch einige wenige, die erſt jetzt geworben ſind: die Treue derſelben war ſo ſelbſtverſtändlich, daß niemand fragen wird, warum dieſe treuer ſind als früher die Vaſallen, die ihre Lehne nicht durch einen Aufſtand verlieren wollen. Wie Ernſt zuletzt, erfreut über eine ſo ſeltene Treue, von Adalbert mit dem herzoglichen Scharlachmantel bekleidet wird und den herzoglichen Schild getroſt ergreift, da er vom Erfolg der morgigen Schlacht ſein Schickſal erwartet, iſt prunklos, aber kräftig dargeſtellt.

Fünfter Aufzug.

Der Ausbruch erfolgt. Die blutige Entſcheidung rafft Werner und Ernſt, aber auch Mangold hin. Der ſtolze Kaiſer hat ſeinen Zweck erreicht, aber er ſelbſt, der gewiſſenloſe Anſtifter, iſt er=

*) Goethe hat eine ähnliche Sage von einem böhmiſchen Ritter Waldſtein 1819 in dem Gedichte „Die Feier des 28. Auguſts dankbar zu erwidern“ (Kürſchners Ausgabe III, 1, 112 f.) geſchickt benutzt.

ſchüttert, auch der auf dem Schlachtfeld ihn erreichende Beweis, daß Odo gefallen iſt, und der Empfang der Reichskleinoden von Burgund, die der letzte König vor ſeinem Tode ihm geſandt, ergreifen ihn unheimlich, und Giſela, die in Zukunft nur der Erinnerung an ihren Ernſt lebt, ſpricht es ergreifend aus, wie hoch im Tode bewährte Treue über einer durch Blut und Härte erlangten Ausdehnung kaiſerlicher Gewalt ſtehe.

Wenn im Entwurf Ernſt mit den Seinigen zweimal nacheinander zurückgeſchlagen wurde, ſo haben wir hier nur eine einmalige, aber eingehender dargeſtellte Schlacht. Der ganze Aufzug ſpielt in Mangolds Zelt, den die nahe Ankunft des Kaiſers in Verlegenheit ſetzt, wogegen Warmann deſſen Streben, überall gegenwärtig zu ſein, nur preiſen kann, und die Nothwendigkeit hervorhebt, daß der Aufſtand von Ernſt bald unterdrückt werde, da jetzt auch Odo in Burgund ſich erhoben habe, wie hier angenommen wird.*) Aber Mangold hält es für gefährlich, die Felsburg zu erſtürmen, wo die Aufrührer ſich keinen Monat halten können. Da iſt es ihm denn höchſt willkommen, daß ſie einen Ueberfall gemacht. Um ſie deſto ſicherer zu vernichten, läßt er zum Rückzug blaſen und gibt das Zelt preis; am „Schlunde", in der Tiefe des Thales, ſollen die Truppen ſich ſammeln, um hier den toll Anſtürmenden eine feſte Mauer entgegenzuſtellen. Mangold iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er durch ſeinen Oheim dem Kaiſer ſagen läßt, ſein Auftrag ſei vollzogen. Dieſer Uebermuth des Verräthers ſoll ſich rächen.

Die Ausgefallenen kommen mit gezogenen Schwertern, nach-

*) Geſchichtlich iſt, daß Odo ſich ſieben Jahre ſpäter wieder erhob und damals der abtrünnige Erzbiſchof Aribert von Mailand ihm die lombardiſche Krone anbot. Vgl. S. 131.

dem Flüchtlinge vorübergeeilt ſind. Werner iſt mehr als je „ſchlachttrunken", da Muth und Verzweiflung alle treibt.*) Aber Ernſt weiſt auf die Stelle im Thale hin, wo eine ſechsfache Reihe wie eine gewaltige Felswand den Weg ſperrt. Werner, der ſich freut, daß man einer ſo ſtarken Macht gegen ſie zu bedürfen glaubt, fordert die Seinen zu der Heldenthat**) auf, die Reihen zu durchbrechen. Da Adalbert, der auf einem Hügel ſteht, Gefahr im Rücken fürchtet, ſo fordert er, daß man hier einen Poſten zurücklaſſe: Ernſt trägt ihm ſelbſt dieſen Poſten auf, da er bei ſeiner Kenntniß der Gegend am beſten jede Gefahr erkennen und warnen könne. So hat der Dichter einen Hügel gewonnen, von wo ſpäter der Gang der Schlacht beobachtet werden kann; eines ſolchen höher gelegenen Punktes mußte er ſich bedienen, wie es Shakeſpeare, Goethe und Schiller gethan und er zu dieſem Zwecke unentbehrlich war. Bedauert Adalbert, daß er unthätig auf der Warte ſtehn ſoll, um ſo lebendiger muß er wünſchen, daß ſein Sohn bei dieſem erſten Strauß***) ſich wacker halten werde. Wenn er ſchließt: „Triff unſre Feinde, triff den Herzog nicht!" ſo ſcheint uns doch dieſe Hindeutung auf die Ermordung des Vaters des Herzogs hier etwas gewaltſam. Warin mahnt die Seinen, daß ſie hier Heilung von der Peſt finden werden, und reißt den Trauerflor von der Fahne, da es jetzt von neuem zum Kampf gehe, „zum luſtgen Hochzeitreihn".

*) Der Saft ſteht oder ſaften ſagt man von den Bäumen, wenn im Frühling der Saft in ihnen ſteigt und ſie friſch belebt. Hier wird im Saft ſtehn von den Schwertern geſagt, die glühen, ihre Kraft zu bewähren.

**) Heldenwerk (1738), nach mittelalterlichem Gebrauch, wie in „Ludwig der Baier" 205.

***) Im Sinne von Kampf, wie auch in „Ludwig der Baier" 843. Vgl. die Erl. zu Goethes „Götz" S. 111.

Auch hier iſt Uhland faſt zur Grenze des Erlaubten gegangen. Ernſt aber muß, ehe er ſich ins Schlachtgewühl ſtürzt, ſeiner leider ihm und dem Leben verlorenen Edelgard gedenken. Ergreifend wirkt das Gebet des jede leere Formel verachtenden Werner, der, im vollen Glauben an Gottes Allmacht und die Gerechtigkeit ihrer Sache, den Gott des Friedens und des Zorns um ein Wunder bittet, damit ihnen das Unmögliche gelinge. Seinem Rufe: „Hinein! für Herzog Ernſt!“ folgen alle Mannen, die ſeine letzten Worte wiederholen.

Adalbert, der mit einigen Kriegern zurückbleibt, bebt bei dem Gedanken, daß dieſe Tapfern in den Tod rennen: im Geiſt ſieht er ſchon Raubvögel ſich ſammeln, ſchon hört er der Wölfe Geheul. Aus den Reden der drei Kriegsleute und Adalberts, der meiſt mit mehrverſigen Reden zwiſchentritt, vernehmen wir den Gang der Schlacht. Die erſte Reihe iſt bald vom gewaltigen Anprallen gebrochen*), worauf die zweite vorrückt. Auch dieſe kann vor Werners Kriegsmuth nicht Stand haben. Einer der Krieger bewundert den Angriff Werners, welchen Adalbert als einen zu ihrem Heile ihnen geſandten Todesengel bezeichnet, deſſen Schwert alle niederwerfe.**) Aber wir hören weiter, daß er auch ſeine Drohung gegen Mangold ausgeführt, ihn niedergeworfen und ſeinen Schild gebrochen (zerſpellt), doch hatte dieſer noch die Kraft, ſich wieder zu erheben. Daß der Gefallene Mangold

*) „Ha! ſind das Männer? Sind das Wellen, die des Schwimmers Arm zerwirft?“ Die gedachte Antwort iſt: „Nein, es ſind keine Männer. Es ſind Wellen, die ſich leicht zerſprengen laſſen.“

**) In Klopſtocks „Meſſias“ finden wir eigentliche Todesengel, von denen einer Obaddon iſt. — Den einzeln Mann (1790), wie Leſſing noch im Nathan hat den albern Mönch, den ledern Gurt.

ſei, bemerkt Adalbert. Als Mangold nun die dritte Reihe vorrücken läßt, fühlen ſich Ernſts noch nicht erlegene Getreuen müde, doch ſammeln die wenigen ſich wieder zum Angriff, Werner vor allen iſt wieder kampfbereit, und bricht los.*) Aber ihre Kraft reicht nicht mehr aus. Nachdem ein Krieger ſeine geſpannte Erwartung zu erkennen gegeben („Jetzt gilt's"), bemerkt ein anderer, ſie ſeien den Feinden nicht mehr gewachſen („Jetzt iſt ihr Letztes"). Da muß denn Adalbert wünſchen unter ihnen zu ſein, um durch ſeinen Tod ſich von ſeiner ſchweren Schuld (der Bürde, die ihn drückt) zu befreien. Bald iſt die tapfere Schar überall eingeſchloſſen (umflügelt), ſo daß Adalbert kaum noch des Herzogs Scharlachmantel erkennt und das von Warin getragene Banner, das bereits ſchwankt, wie der Schiffsmaſt im Sturm. Als man wieder durchblicken kann, ſieht man nur einen nicht zu unterſcheidenden Knaul; endlich gewahrt man Werner, der ſich gewaltſam entgegenſtemmt. Den hier gebrauchten, ſchon im Entwurf aber in anderer Weiſe vorgeſehenen Vergleich mit dem berühmten Standbilde des Laokoon (dies, nicht die Virgiliſche Stelle ſchwebt vor) halte auch ich für unpaſſend, nicht weil er zu gelehrt iſt, wie Notter meint (eine beſtimmte Bezeichnung auf das Kunſtwerk findet ſich nicht), ſondern weil ein der Natur entnommenes Bild nicht durch etwas Zufälliges ſo ausgedehnt werden darf, wie hier durch den Umſtand, daß die Schlange den Vater und ſeine Söhne umſchlungen hält. Ein Mann genügte vollkommen,

*) Neu iſt die Vergleichung mit einem ſeine Jungen im Neſte gegen einen fremden Vogel vertheidigenden Adler. Unter dem fremden Vogel kann kaum ein anderer Adler verſtanden werden, und ich wüßte nicht, welche ſonſtige Raubvögel des Adlers Horſt beunruhigen, wenn man nicht an den fabelhaften Greif denken will.

wie es auch bei Homer in Vergleichungen ſich findet. Von neuem werden ſie von den Feinden eingeſchloſſen, dann kämpfen ſich einige wieder heraus, nur Werner ſieht man nicht mehr, doch endlich erſcheint er, aber verwundet. Adalbert bemerkt, daß er in Ernſts Armen hängt; der Kopf iſt auf deſſen Schulter geſunken. Die wenigen noch Geretteten werden von den zahlreichen Feinden verfolgt. Die Schilderung der aus der Ferne geſehenen Schlacht iſt vortrefflich. Wie Notter ſie für zu lang erklären konnte, begreift man ſchwer.

Auf den Grabſtein des Vaters muß Ernſt, deſſen Kraft durch die Anſtrengung, noch mehr durch den Schmerz um den Freund gebrochen iſt, dieſen, der immer ſchwerer in ſeinem Arme laſtet, endlich niederlaſſen. Die Bitterkeit ſeiner verzweifelten Seele ſpricht ſich in ſeiner Härte gegen Adalbert aus. Schonungslos ſagt er ihm, für die Rettung ſeines Sohnes brauche er nicht mehr zu ſorgen, da dieſer längſt erſchlagen ſei, und bei dem Verlangen, er möge ſeinen Freund retten, erinnert er ihn wieder daran, daß er ihm den Vater geraubt. Wie gern wollte dieſer ſeinen Wunſch erfüllen, wäre er nicht gegen die tödtlichen Wunden ganz machtlos.*) Werner fürchtet nur gefangen zu werden; deshalb wünſcht er, daß er im Augenblicke ſterbe.**) Sie ſollen ihn todtſtechen, da ſein tödtlich verletztes Leben ihm zu lange dauert. Da vernimmt er aus der Ferne das Anſtürmen der Feinde. Dringend bittet er Ernſt, den er erſt jetzt anredet, ihm den Schädel einzuſchlagen. Doch ſchon fühlt er, daß es gleich mit ihm zu Ende ſei (es „reißt“ in ihm; es iſt der Krampf des ſcheidenden Lebens), und ſo dankt er Gott, daß er frei ſterbe.

*) Qualm (1838), mundartlich von einer überſchwemmenden Flut.

**) Gar (1835), mundartlich für „zu Ende“, wie auch all, aus ſtehn.

Sonſt hat er nur den einen Wunſch, daß Ernſt ſich retten möge. Als ſeine Augen ſich ſchließen, kann Ernſt es gar nicht faſſen, daß er Werner verlieren ſolle; den Gedanken, daß ſein Tod deſſen eigener Wunſch iſt und ſein muß, läßt der ihn ganz bewältigende Schmerz nicht aufkommen. „Wie iſt es möglich, daß die Natur noch ihren Gang geht, wenn Werner dahin iſt?“ Adalbert muß Ernſt erinnern, daß der Wunſch des Geſtorbenen erfüllt iſt, er ſelbſt dagegen jetzt für ſeine Rettung ſorgen müſſe, da die Sieger nahen und auch vom Rücken her der Feind droht. Umſonſt iſt ſein Flehen, ſich durch die Flucht auf einem ihm bekannten Pfade zu retten, da er mit einem ins Thal geſchleuderten Felsſtück den Verfolgern den Weg ſperren könne. Ernſt kann ſich von der Leiche des Treuen nicht trennen. Da fordert denn Adalbert Ernſts letzte vor ihren Verfolgern fliehende Leute auf, ſich um ihren Herzog zu ſcharen und ihn bis zum Tode zu vertheidigen. Die ungeheuerſte Verzweiflung aber ſpricht ſich mit der höchſten Bewunderung jener heldenhaften Tapferkeit Werners in Adalberts überſpannter Aufforderung aus, den Todten anzurühren, um ſtark zu werden, und ſeine Zähne in die Erde einzugraben, aus der wie aus den von Kadmus geſäten Drachenzähnen gewaffnete Männer ſich erheben würden. Auf dieſe „Kadmusſche Saat“ wird auch ſonſt von neuern Dichtern angeſpielt.

Als Mangold Ernſt mit den wenigen Getreuen und dem todten Werner vor ſich ſieht, wird er ſelbſt von Mitleid bewegt. Er fordert ihn auf, ſich zu ergeben, da der Kaiſer jetzt, wo der Anſtifter von allem Böſen gefallen, ihm verzeihen könne. Der Mann, der von wahrer Treue keine Ahnung hat, fühlt nicht, wie tief ſolche ihm zugemuthete Untreue des Unglücklichen Herz trifft. Dieſer erklärt in ſtolzer Würde, wenn ſein Letzter ge-

fallen, werde er noch kämpfen; bei dem Todten, mit dem ſein Leben zu Ende, der ſein ganzes Beſitzthum, ſeine Verwandtſchaft, auch ſein Herzogthum ſei, müſſe er ſterben. Er wirft die Zeichen ſeiner herzoglichen Würde auf Werners Leiche und ſchließt mit der Aeußerung: wie ſie im Leben in der Treue gewetteifert*), ſo dürften ſie auch im Tode nicht hintereinander zurückbleiben, um jenſeits denſelben Siegeskranz zu gewinnen. Dann dringt er, nachdem er Mangold gemahnt, ſich vorzuſehn, auf den Treuloſen ein und trifft im Gefechte ihn tödtlich; er ſelbſt erliegt den auf ihn losſtürmenden Kriegern. Er ſtirbt in der frohen Ausſicht, im Himmel den Freund, dem ſein letzter Ruf gilt, wiederzufinden. Adalbert ſpricht tief ergreifend aus, daß die durch den Kaiſer geächtete Treue nach blutigem Kampfe, den man Ernſt aufgezwungen, wieder zum Himmel zurückgekehrt ſei. Im Gegenſatze dazu fühlt er ſich unglücklich, daß er allein auf der Erde zurückbleiben müſſe, nur verwundet durch des Sohnes Tod. Selbſt nicht fähig, die Leichen in das Zelt zu bringen, muß er den Feinden auftragen, ſie wegzuſchaffen; dieſe ſtehn zuerſt an, die vom Bannſtrahle Getroffenen anzurühren, werden aber dazu durch Adalberts Verſicherung beſtimmt, der Prieſter werde ſie von dieſer Sünde losſprechen, Gott ihnen verzeihen. Zu ſpät kommt noch fechtend der treue Bannerträger Warin, der ſich vor den Verfolgern über Fels und Strom gerettet hatte. Die Kaiſerlichen ſuchen ihm das gerettete Banner zu entreißen, das er nur mit ſeinem Leben laſſen will. Doch als er auf ſeine Frage vernimmt, der Herzog liege todt im Zelte, pflanzt er es vor dieſem auf, wohin es gehöre. Aber kaum

*) Eigenthümlich iſt die Trennung geeifert und gewettet (1879). In wetteifern, wie in Wettkampf (1880) und ähnlichen Zuſammenſetzungen, ſteht wett im Sinne von „um die Wette“.

hat er es gethan, ſo fühlt er ſich gebrochen und ſinkt todt nieder. So ruhen denn der Herzog, Werner und der treue Fähnrich von allen Leiden und Mühen im kaiſerlichen, den Treuen feindlichen Zelte.

Aber auch der Kaiſer und ſein kluger geiſtlicher Rath ſollen von dem Unglück, das ihre Herrſch- und Ehrſucht angerichtet hat, erſchüttert werden, die Kaiſerin, die das Recht ihres Stiefſohnes dem kaiſerlichen Gemahl gegenüber nicht gewahrt hat, durch den vorzeitigen Tod ihrer Söhne Ernſt und Hermann geſtraft werden, ja ihr jüngſter vor der ihm zu Theil gewordenen Krone von Burgund zurückſchaudern.

Kunrad erwidert kein Wort, als er den Tod ſeines gegen Ernſt geſandten Hauptmanns erfährt, während Warmann den Verluſt ſeiner ehrſüchtigen Ausſichten bejammert. Adalbert zeigt der Kaiſerin einen Augenblick Ernſts Leiche im Zelte; ſie erträgt mit ſtiller Faſſung den Tod ihrer beiden Kunrad zugebrachten Söhne, geſteht aber, daß ſie Ernſt am meiſten geliebt; bezweifeln kann man faſt, ob ihre Aeußerung, ſie habe es gethan, weil er ihr die meiſten Schmerzen gemacht, recht an der Stelle ſei. Der Kaiſer kann zunächſt nur an Ernſts Begräbniß denken, wozu er der Befreiung deſſelben vom Kirchenbann bedarf. Der ehrſüchtige Biſchof kann dieſen ebenſo leicht ausſprechen als löſen, nachdem er zu des Herzogs Tod das Seinige mit beigetragen, aber nicht das gemordete Leben herſtellen, worauf der Kaiſerin ihr unwillkürlich entfahrendes Wort deutet: „Die Kerzen mögt Ihr neu anzünden, das erloſchne Leben nicht“, mit Anſpielung auf das beim Banne vorgeſchriebene Ausblaſen eines Lichtes (536 f.). Sodann aber wendet ſie ſich zu Adalbert, in dem ſie den Pilger erkennt, welchen ſie auf die Pflicht der Treue gegen ſeinen Herzog

hingewieſen und dadurch dieſem eine wenn auch ihn nicht rettende, doch willkommene Hülfe verſchafft hatte. Aus ſeinem Munde, der ihr einſt ſo rückſichtslos die Wahrheit geſagt, wünſcht ſie zu vernehmen, wie er geendet. Die Kunde, daß er und Werner den Helden- und Freundestod für einander geſtorben, muß ſie innig rühren; ihr Groll gegen Werner, daß er Ernſt auf gefährliche Wege verlockt, muß ſchwinden vor der Ueberzeugung, daß er ihn wahrhaft geliebt und dieſe Liebe durch den Opfertod für ihn bethätigt hat. Adalbert darf ſich darauf berufen, daß es ſeine Schuld nicht ſei, wenn er ſelbſt nicht für Ernſt gefallen (wie dies gekommen, mag er nicht ausführen), aber ſein Sohn ſei doch für ihn gemordet (erwürgt, da er, faſt noch ein Knabe, ſolchem grauſen Kampf nicht gewachſen geweſen): er habe das erfüllt, wozu Giſela ihn getrieben, ſeinem hülflos umherirrenden Herzog beigeſtanden, ſo daß ſie ihm jetzt wohl ein zurückgezogenes Leben beim Grabe ſeines Sohnes (er denkt an ein Kloſter) gönnen werde, wenn anders nicht der Kaiſer ihn als Ernſts Helfershelfer verfolge.

Unterbrochen wird die Trauerſzene durch Hugos Ueberbringung von Odos Haupt und den Reichskleinoden von Burgund, die geſchichtlich erſt viele Jahre ſpäter erfolgte. Sein Bedauern darf der mit einer freudigen Sendung, einem „Angebinde“, betraute Alte nur mit der Bezeichnung der „blutgen Statt“ andeuten. Wenn das abgeſchlagene Haupt hier in einer Urne gebracht wird, ſo denkt ſich Uhland dieſes wohl auf einem in einer Urne verſchloſſenen Becken, wie das des Polydor in Schillers Ring des Polykrates 4, 4 (Erl. S. 31).*) Ungehörig ſcheint

*) Zur Sache vgl. oben S. 131.

es, daß Kunrad auf die erſte Botſchaft und Sendung gar nichts erwidert, ja es iſt nicht einmal angedeutet, an wen die Urne abgegeben wird. Zu den Kleinoden von Burgund gehörte auch die Lanze des Kriegermärterers Mauritius, der zu Diokletians Zeit zu Agaunum (ſpäter St. Maurice genannt) gelitten. Nach der Legende verehrte Konſtantin ſie der Kapelle des Märterers zu Agaunum, aber König Rudolf II. ſoll ſie an Heinrich I. geſchenkt haben, ja nach andern befand ſie ſich ſchon unter den Reichskleinoden von Kunrad I. Der Kaiſer läßt ſeinen Sohn etwas auffallend auf dem Schlachtfelde damit bekleiden, kann ſich aber nicht enthalten, darauf zu deuten, wie ſauer ihm die Erlangung des Königreiches Burgund zur Stärkung ſeiner Hausmacht geworden: den jungen König ſelbſt ſchauderts beim Gedanken, daß Ernſt das Opfer von ſeines Vaters unrechtmäßiger Erwerbung Burgunds geworden; weshalb es ihn ſchaudert, ſpricht er nicht aus. Aber Giſela deutet darauf, daß Ernſts Leben und das vieler andern dieſer Habſucht zum Opfer gefallen, und ſie wendet ſich dann an den Kaiſer ſelbſt, dem ſie die Erinnerung nicht erſparen kann, daß, wenn auch die Geſchichte ſeine kräftige Verwaltung des Reiches anerkennen, doch das Volk der Treue von Werner und Ernſt immerfort mit inniger Rührung gedenken werde.*)

Mit 1972 erhielte das Drama einen treffenden Abſchluß, wie denn auch der Entwurf mit einer 1966—1972 ähnlichen Rede

*) Singet oder ſagt, abweichend von der mittelalterlichen gewöhnlichen Verbindung ſingen und ſagen, die ſich beide auf die Thätigkeit des Sängers beziehen. Hier deutet ſagen auf die Volksſage, ſingen auf das Volkslied. In beiden hat ſich das Andenken an Ernſt erhalten. Vgl. Ballade, 21 2, 1. 5. Goethes Ballade „Hochzeitlied" Str. 1, 1. Wielands Brief an Merck vom 31. Mai 1776.

in Adalberts Munde endet, aber den Dichter reizte es, eine weitere pathetiſch-romantiſche Rede hinzuzufügen, die wir, wie ſchön und gefühlvoll ſie auch ausgeführt ſein mag, als ein ungehöriges Anhängſel empfinden. Schon daß Giſela nach dem Kaiſer ſich an die im Kreiſe umherſtehenden Männer wendet, ſcheint uns nicht ganz ſchicklich, noch mehr das Prunken, daß ihr Mutterherz den Todten wieder erwecken, und er auch im Munde des Volkes fortleben werde. Echt romantiſch iſt es, daß ſie die Leiche im Zelte nicht mehr ſehn will, vielmehr oben im himmliſchen Zelt ihn in Freundesarmen erwacht und verjüngt zu ſchauen hofft.

Fragen wir nach der künſtleriſchen Bedeutung des Trauerſpiels, ſo iſt ſchon oben bemerkt, es ſei ein nicht zu hebender Fehler des Stoffes, daß mit dem erſten Aufzuge der eigentliche Kampf des Helden abgeſchloſſen iſt, er von da ab faſt nur duldet, nicht mit ſeinem Unglücke ringt, wenn er ſich auch zum Schluſſe noch einmal erhebt. Daraus entſprang nothwendig der zweite, die künſtleriſche Einheit ſprengende Uebelſtand, daß ſeit dem zweiten Aufzuge der eigentliche Held Werner iſt, ohne deſſen von außerordentlicher Thatkraft unterſtützte Begeiſterung Ernſt regungslos untergehn würde, nur er iſt es, der ihn treibt, ſich ſeinem Unglück entgegenzuſtemmen. Auch ſchadet es der Einheit, daß ein bedeutender Mitſpieler, der Mörder von Ernſts Vater, erſt im dritten Aufzug ſich einſtellt, in welchem auch das Verhalten Giſelas nicht ohne Anſtoß iſt. Dagegen halten wir es für einen der vielen unberechtigten Vorwürfe Notters, der Stoff entſpreche nicht der Würde einer Tragödie, zu welcher nicht genüge, daß zwei Helden ſich ſo treu ſeien, daß ſie für einander ſterben (das gehe nicht über das Gebiet der Ballade hinaus), und es fehle die ſittliche Idee, da das Phantom ungebundener, den Staat

vernichtender Freiheit keine ſolche ſei. Als ob der Tod für eine ſchwärmeriſche Idee nicht einer Tragödie würdig, ein Marquis Poſa nicht ein tragiſcher Charakter wäre! Und Notter ſtellt ſich auf einen ganz falſchen Standpunkt, wenn er die Anſicht, die Werner nach Heinrich II. Tode von deutſcher Freiheit hatte, für durchaus verderblich erklärt. Selbſt wenn Werners Idee nur ein Traum wäre, der Kampf für eine ſolche und der Widerſtand gegen einen Kaiſer, der die auf ſeine Ehrenhaftigkeit geſetzten Hoffnungen auf das ſchnödeſte niedertrat, entſpräche der tragiſchen Würde.

Die Tragödie iſt reich an den ſpannendſten und ergreifendſten Auftritten und läuft an dieſem geſchickt geſponnenen Faden in raſcher Folge fort; nirgends ſtockt die Handlung, wenn ſie auch zuweilen nur berichtet wird. Der Vorwurf, den man ſogar bei der ſtuttgarter Aufführung zu Uhlands hundertjährigem Geburtstag erhoben hat, die dramatiſche Steigerung fehle, die retardirenden ſeien überwiegend, iſt völlig unbefugt; dort mangelten nur die paſſenden Schauſpieler, beſonders für Werner. Die Ausführung iſt ungemein bedacht und gefühlt, ohne je zu ermatten, wenn auch gewöhnliche Geſpräche oder Berichte den Ton nothwendig herunterſtimmen. Die Sprache zeichnet ſich durch treffende Klarheit, Kraft, Feinheit, Anmuth und Reichthum aus, mag ſie auch zuweilen in der Kraft ſich überſpannen. Das Streben, ältere deutſche Ausdrücke zu verwenden, möchte etwas zu weit gehn.

Kommen wir endlich zum Verſe, ſo vermißte Notter den entſchiedenen Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt, und das ſinnliche Leben, das A. W. Schlegel als Haupterforderniß des Bühnendichters bezeichnet. Aber der Vers muß beim Dramatiker ſo mannigfaltig ſein, wie die Stimmung der Redenden, darf nicht überall mit gleichem Ungeſtüm dahinrennen, und an Mannig-

ſaltigkeit fehlt es ihm bei Uhland nicht. Freilich wäre es zur Belebung der Rede förderlich geweſen, wenn der Anapäſt nicht ganz ausgeſchloſſen wäre.*) Unzweifelhafte Trochäen hat er als Jambus am Anfange des Verſes auch hier ein paarmal nach Schillers Gebrauch: hatt' er, warf ich, mußt' ich, ſollt' ich, daß ich, das dem, und das, aber nie in einem zweiſilbigen Worte. Auch innerhalb des Verſes finden ſich ſolche Trochäen als Jamben, wie in den, auf den, wär' ich (503. 606. 1693). Hart ſind die Versſchlüſſe dieſes Jünglinges (200), meiner Sprößlinge (1493), des Reichs Biſchöfe (516). Auch dürfte man wünſchen, daß der elfſilbige, weiblich auslautende Vers mehr in Anwendung gebracht wäre; das Verhältniß dieſer Verſe gegen die zehnſilbigen iſt das von 1 zu 25, doch ſind ſie ſehr ungleich vertheilt. In den 16 Verſen der Achtserklärung 499—514 finden ſich zehn weibliche, ein Viertel von allen, dagegen in den 24 des Bannes (516—39) nur 3. Der erſte Aufzug ſchließt abſichtlich mit einem dreifüßigen Verſe, und ein ſolcher findet ſich auch in der letzten Rede Werners (1840). Die letzten Worte des ſterbenden Ernſt ſchließen mit einem um eine Silbe zu kurzen Verſe (1886). Sind dieſe Abweichungen abſichtlich, ſo iſt dagegen 641 Erinnrung Druckfehler ſtatt Erinnerung. Die Abſchnitte in der Mitte des Verſes ſind mannigfaltig, wenn auch der nach der erſten Silbe des dritten Fußes der bevorzugte iſt, der freilich oft in Folge des Redetons verwiſcht wird. Mit jedem Verſe ſchließt meiſt ein Gedanke oder das folgende gehört nicht ſo enge dazu, daß es nicht

*) Selbſt harte Ausſtoßungen des i hat ſich Uhland deshalb erlaubt, wie in Giebchenſtein. Das i in der Endung von Italien und Indien wird konſonantiſch geleſen.

ſelbſtändig für ſich geſprochen würde. Eine nähere Verbindung zwiſchen zwei Verſen tritt oft dadurch ein, daß zwei eng zuſammengehörende Wörter durch den Versſchluß getrennt werden, den einen ſchließen, den folgenden anheben, wie des Volks | Einſtimm'ge Wahl — Erbe ſollſt du heißen | Des Thrones — Geſpenſt geſehen, | das Am hellen Tag — Augenblicke, wo | Die kampfbewegte Welt — Mutterliebe, dir | Iſt — Nach Italien ruft | Die Heerfahrt — Was du nicht | Erwartet — Wenn ich treu | Geblieben wäre. Hierdurch wird die klappernde Eintönigkeit der Versſchlüſſe glücklich unterbrochen, ſowie durch häufigen Widerſtreit der Vers- und Redeeinſchnitte eine belebende Mannigfaltigkeit entſteht.

Schon in der „Franceska" fanden wir ein paarmal Reime entweder unmittelbar oder durch einen nichtreimenden Vers geſchieden. Vgl. S. 17. Unſer Trauerſpiel bietet nur Beiſpiele von letzterer Art: 29. 31. — 600. 602. — 1002. 4. — 1440. 2. — 1585. 7. — 1672. 4. — 1966. 8. Zweifelhaft iſt, ob man dahin Thal, Hall 1291. 3. rechnen darf. Merkwürdig findet ſich ſo auch dasſelbe Wort im Reime (187. 9. — 727. 9. — 1872. 4. 6.).

Am 28. März 1816, als „Herzog Ernſt" dem Dichter klar in den Gedanken lag, ſchrieb er an Kerner: „Einen dramatiſchen Schwank ‚Die Weiber von Weinsberg' habe ich angefangen." Damals müſſen ſchon auf einen noch vorhandenen gebrochenen Foliobogen die achtehalb Spalten (Kolumnen) hingeworfen worden ſein, die Keller S. 365—377 mitgetheilt hat. Sonderbar hat dieſer überſehen, daß ſeine zweite Spalte (ſein „1" S. 366 Z. 27 iſt ein übler Druckfehler) gar nicht in den Zuſammenhang

gehört, ſondern einzelne Stellen aus dem ganzen Schwank enthält, wie ſie ihm gerade einfielen, alſo vor den übrigen Spalten geſchrieben iſt. Unmittelbar an 1 ſchließen ſich 3 und 4*); der Schluß von 3 gibt fünf unmittelbar vorhergehende Verſe in abweichender Faſſung, und iſt offenbar ſpäter geſchrieben, da der Anfang von 4 ſich genau an „Die Schlüſſel ſtecken an den Schränken“ anſchließt, wie der Reim zeigt. Freilich hat Keller davon keine Ahnung. Die 3 folgenden Spalten ſtehen bei ihm in richtiger Ordnung, doch ſcheint das nach 6 Z. 3 folgende Stück ſpäter geſchrieben.

Offenbar wurde Uhland zur Ausführung des Schwankes durch den Gedanken gereizt, die treuen Weiber, die ſpäter ihre Männer huckepack trugen, beſonders die Frau Burgemeiſterin, eine Art Xanthippe, gegen die ihr Gatte nur mit Gewalt die Verheiratung ſeines Sohnes durchgeſetzt hat, als früher aufſäßig gegen die Männer darzuſtellen. Der in vierfüßigen jambiſchen Knittelverſen mit uhlandiſchem Humor ausgeführte Anfang reicht bis in die Mitte der Rede, welche die Frau Burgemeiſterin über den Quell und Urſprung der Plagen der Frauen hält, als die Männer trotz ihres handgreiflichen Widerſtandes ausgerückt ſind, um dem zum Entſatz der Stadt gekommenen Herzog Welf beizuſtehn. Von den Sp. 2 hingeworfenen Stellen gehören in den ſpätern Theil des Gedichtes unter andern das Wort des Kaiſers:

. . . . . Ich tauf' es neu:
Es heiße ferner Weibertreu',

*) Unbegreiflich iſt mir, wie Keller S. 369, 14 das durchaus entſprechende „Um“ in „Nun“ ſchlimmbeſſern wollte. Doch vermuthet er Spalte 5 (S. 372) richtig „Daß“ ſtatt „Das“, wenn anders das Offenbare eine Vermuthung heißen kann.

und die wohl vom Burgemeister, als er seine Frau besteigt, gesprochenen Verse:

Wär' nicht ein Größrer noch denn ich
Auf einer Eselin geritten,
Bei Gott! man dürfte lang mich bitten.

Andere waren für die jetzt ausgeführten gedacht, wie die Rede der Burgemeisterin an ihren Gemahl:

Du bist der Held, von dem man sagt,
Daß er an seines Rosses Schweise
Stets . . . . . schleise.

---

3. Zwei Nibelungenstücke.

Schon im Jahre 1807 ward Uhland von dem Nibelungenliede mächtig angezogen. In dem handschriftlichen „Sonntagsblatte" hatte er davon den Freunden die erste Kunde gegeben. Dort hieß es: „Ein großes dunkles Verhängniß waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrund gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir verfolgen es, bis es sie, ganz umschlungen, in den Abgrund hinabreißt. Siegfrids Tod wirkt ähnlich dem Tode des Patroklos. Wie dieser, so weckt jener Chriemhildens Rache und führt das wahre Leben der Handlung herbei. Befremden soll es auch nicht, wenn wir in eine ganz andere Handlung versetzt zu werden scheinen, als in der wir anfangs gewandelt. In der ersten liegt der Keim der folgenden. Mit dem einen Arme faßt das dunkle Verhängniß seine Opfer, um sie mit dem andern zu schlachten. Das einzelne verliert sich in das Ganze

des Epos." Weiter lesen wir: „Das schöne Mädchen, mit der das Bild so heiter begann, von der es heißt: ‚Niemand war ihr gram', sie wird zur Furie des schrecklichsten Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden des Königs Ezel im Hunnenlande, führt sie zum Mordfest zusammen... Das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammentreffende Gestirne zerschmettern sie sich." Die Liebe zu diesem Sagenkreise hielt bei Uhland ungeschwächt vor, wenn sie auch hinter der normannischen und der karolingischen Sagenwelt längere Zeit zurücktrat. Doch die vielfachen, zum Theil sehr bedeutenden Untersuchungen, die sich besonders seit der Befreiung Deutschlands diesem deutschen Epos zuwandten, mußten auch Uhland lebhaft in Anspruch nehmen. Als die dramatische Dichtung ihn wieder mächtig ergriffen und er seine Schaffenskraft an „Herzog Ernst" bewährt hatte, wollte er sich denn auch die herbere Nibelungenwelt für die Bühne gewinnen. Die Entwürfe zweier Stücke sind uns erhalten.*) Nach Keller wurde der zum ersten, „Siegfrieds Tod", am 13. und 14. November 1810 niedergeschrieben**); der zum zweiten,

*) Jos. Stammhalter hat beide Entwürfe am Schluß seiner beachtenswerthen Schrift: „Die Nibelungendramen seit 1850 und deren Verhältniß zu Lied und Sage", abdrucken lassen und einige Bemerkungen über Uhlands Fassung und seine Abweichungen, sowie ihre hohe Bedeutung hinzugefügt, doch ohne die Einsicht wesentlich zu fördern.

**) Leider haben wir auch hier wieder Kellers Ungenauigkeit zu bedauern. S. 382 gibt er den beiden Entwürfen die Ueberschrift „Die Nibelungen", worauf dann folgt: „1. Siegfrieds Tod" und S. 390: „2. Chriemhildens Rache". Die Anmerkung: „Am Rande: 13, 14 Nov. 1817" wird zur Ueberschrift „Die Nibelungen" gegeben, sollte aber wohl auf „1. Siegfrieds Tod" sich beziehen, wenigstens sagt er selbst S. 378, dieses erste Nibelungendrama habe Uhland am 13. Nov. 1817 niederzuschreiben begonnen.

„Chriemhildens Rache“, den Keller unmittelbar darauf drucken läßt, muß bald darauf gemacht ſein. Wenn Uhlands Wittwe berichtet, gegen Ende des Jahres 1818 hätten ihn von dramatiſchen Plänen „Der Nibelungen Tod“ (das zweite Nibelungendrama) und „Der arme Heinrich“ beſchäftigt, ſo bedachte er damals die Ausführung des erſtern; er wollte es für ſich allein geben. In dieſer Zeit wird er beide Entwürfe durchgeſehen und die am Rande befindlichen Bemerkungen hinzugefügt haben, welche beim erſten Stücke auch Anführungen aus der „Niflunga-“, der „Volſunga-“ und der „Wilkina-Saga“ enthalten.

Zur dramatiſchen Darſtellung mußten beide unheilvolle Beſuche reizen, der Siegfrieds zu Worms und der der Burgunden bei den Hunnen, da ſie ſo reich an erſchütternder Tragik ſind. Aber es begegnete Uhland, wie ſo manchem Dichter, daß er ein tief erſchütterndes Schickſal einer heldenhaften Natur ſchon allein für geeignet zur Tragödie hielt. Siegfrieds Tod iſt nur ein Meuchelmord, welchen Brunhildens Eiferſucht auf Chriemhilden und der Haß des treu am burgundiſchen Hauſe haltenden Hagen veranlaſſen, der deſſen Macht durch Siegfried gefährdet glaubt; der Held fällt nicht in Folge ſeiner Leidenſchaft. Dagegen bietet freilich Chriemhildens Rache einen ergreifenden Stoff zu einer wahren Tragödie. Was Uhland gereizt hatte, beide Beſuche auf die Bühne zu bringen, war der Gegenſatz Chriemhildens, da dieſe im erſten Stücke noch ganz unſchuldig erſcheint, wenn ſie auch durch Brunhildens Verachtung Siegfrieds zu weiblicher Haſt ſich hinreißen läßt, wodurch Brunhildens Stolz arg verletzt und Hagens Rache hervorgerufen wird, wogegen im zweiten, wie Uhland ſelbſt unter dem Perſonenverzeichniſſe deſſelben ſchreibt, „auch Chriemhilde von der Un-

treue ergriffen wird", welcher Siegfried im ersten zum Opfer gefallen war.

Betrachten wir das erste Stück nur als eine spannende und ergreifende Dramatisirung der Abenteuer 14—17 des Liedes, so zeigt der Entwurf großes dramatisches Geschick, mit den nothwendigen Abweichungen von der epischen Erzählung. Siegfrieds Begleitung von seinem Vater Siegmund fiel weg, weil dessen Anwesenheit in Worms bei der Kunde vom treulosen Morde seines Sohnes, da er nicht handelnd auftreten durfte, dem Dichter unbequem war. Hagen erscheint bei Uhland gleich am Anfange; er hat dem König die Botschaft von der nahen Ankunft der erwarteten Gäste gebracht. Nach dem Liede hatten vorausgesandte Boten diese verkündet, und viele von den Freunden der Frau Ute und von Gunthers Mannen ritten ihnen entgegen. Im Entwurf heißt es: „Gunther fordert seine Brüder, Gernot und Giselher, diesen als den Liebling Chriemhildens, auf, eilig Anstalt zu treffen, daß den Gästen festlich und mit Buhurt (Turnierspiel) entgegengeritten werde." Nur von diesem Auftritt hat sich eine Ausführung in Versen erhalten, und zwar eine sehr glücklich belebte, die wir hier geben mit Hinzufügung der Namen der Redenden.

[Giselher.]

Die Gäste kommen. Durch die ganze Burg
Will ich der frohen Kunde Herold sein.
Auf, König Gunther! Auf, Gernot! ihr Brüder!
Auf, Königin Brunhilde! Macht euch auf!
Die Schwester kömmt*), der tapfre Siegfried kömmt!

[Gunther und Gernot kommen. Gunther.]

Was lärmst du, Knabe?

*) Ueber die Form kömmt vgl. zu den Balladen S. 202**.

[Gernot.]

Giſelher, was ſoll's?
Welch heller Jubel durch den Saal?

[Giſelher.]

Hört ihr's?
Sie kommen. Siegfried kömmt, Chriemhilde kömmt.

[Gunther.]

Wer ſagt es dir?

[Giſelher.]

Der Ritter Hagen iſt
Ins Thor geſprengt. Hört ihr? Die Sporen klingen. Hört!*)
Da iſt der Bote.

[Hagen kommt.]

Hat mein junger Herr
Das Botenbrot**) mir abgelaufen?

[Giſelher.]

O,
Wir wiſſens [wiſſen es]. Die Gäſte kommen.

[Hagen.]

Ja.

[Gunther.]

Wo habt ihr ſie verlaſſen?

[Hagen.]

Auf der Mark
Begrüßt' ich ſie, wie ich geheißen war,
Mit Ortwin und dem übrigen Gefolg'
Und ſachten Rittes, wie's mit Frauen ziemt,
Geleiteten wir ſie. Am Saum des Walds
Entließ mich Siegfried, daß ich ſeinen Gruß
Zurück euch brächte.***)

---

*) Der Vers hat ſechs Füße.

**) Botenbrot findet ſich ſchon in den Nibelungen 1156, 3.

***) Hier ſcheint eine Rede Gunthers zu fehlen, der ſofort entgegenreiten will.

Digitized by Google

[Giſelher.]
Und ich?

[Gunther.]
Auch du ſollſt mit uns reiten. Immer warſt
Du ja Chriemhildens Liebling.

Glücklicher konnte der froh erwartete Beſuch, der ſo gräßlich enden ſollte, nicht eingeleitet werden. Ehe der König geht, fordert er Brunhilden auf, ihre Frauen zum feierlichen Empfange zu rüſten. Im Liede reitet Brunhilde am andern Morgen den Gäſten entgegen. Uhland mußte bereits hier Brunhildens Abſicht dem Zuſchauer verrathen. Das Lied deutete dieſe ſchon vorher im 12. Abenteuer an, wo Brunhilde den König zur Einladung beſtimmt, weil ſie darüber unwillig iſt, daß Siegfried ſich nicht als des Königs Dienſtmann erzeigt. Der Entwurf ſagt hier: „Sie äußert gegen ihren Gemahl ihr Befremden, daß er ſeinen Dienſtmann ſo prächtig empfange. Enthüllung ihrer Abſichten bei der Herladung Siegfrieds.“ Daß ſie dieſe dem Könige verräth, dürfte man weniger paſſend finden, wenn dieſer auch, wie im Liede, darüber lächeln mußte, daß Siegfried ſich als ſein Dienſtmann zeigen ſollte. In der darauf folgenden Unterredung zwiſchen Brunhilden und Hagen, der nicht mitreitet, wird die Königin äußerſt gereizt durch Hagens mit innerer Bitterkeit gemachte Schilderung von Chriemhildens allbezaubernder Schönheit und Anmuth, die er Brunhildens ſtolzem Weſen gegenüberſtellt, von ihrem Glück und Siegfrieds die Menge anziehender Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit.*) Nachdem Brunhilde ſich königlich

*) Der Entwurf bemerkt: „In Siegfried iſt der unendliche Nibelungenhort ins Leben getreten.“ Im 12. Abenteuer ſagt Hagen, als von den koſtbaren Geſchenken Siegfrieds an die Boten die Rede iſt, dieſer könne wohl mit vollen

hat ſchmücken laſſen, werden die Gäſte von Gunther und ſeinen Brüdern eingeführt und bewirthet. Siegfried und Chriemhilde erinnern ſich „liebesfroh“, wie ſie in dieſem Saale ſich zuerſt begrüßt haben. Der Zug, womit die Einleitung ſo bezeichnend ſchließt, daß Brunhilde vor Eiferſucht weint, iſt, wie der Entwurf ſelbſt angibt, aus dem 10. Abenteuer genommen: dort vergießt ſie Thränen, als ſie nach der Verlobung Chriemhilden bei Siegfried ſitzen ſieht, vorgeblich, weil dieſer als Gunthers Dienſtmann Chriemhildens nicht würdig ſei.

Der zweite Aufzug beginnt mit Abenteuer 14. Ein offenbarer Irrthum iſt es, wenn als Ort des ganzen Aufzuges ein Saal angegeben wird. Der ſeit der Ankunft Siegfrieds feſtlich gefeierten eilf Tage wird nicht gedacht, erſt nach dieſen kommt Brunhilde im Liede zum Entſchluß, Chriemhilden zu fragen, warum Siegfried ihrem Gatten nicht als Dienſtmann Zins zahle. Daß dieſe geäußert, billig ſeien ihrem Manne alle dieſe Reiche unterthan, konnte Uhland nicht brauchen, dagegen läßt er Brunhilden ſich zum Zeichen, daß Siegfried Gunthers Dienſtmann ſei, auf das, was früher im Lied erzählt war, berufen, daß er ihm einmal das Pferd gehalten. Hier iſt der Entwurf nicht vollſtändig, da Uhland den aus dem Liede bekannten Verlauf vorausſetzte, daß die Königin ihr verboten, mit ihr zum Münſter zu gehn, und ſie öffentlich geheißen, vor ihr als ihrer Königin ſtill zu ſtehn. Dadurch reizt ſie Chriemhilden, das von ihrem Gatten ihr anvertraute Geheimniß zu verrathen, Siegfried habe ſie unter dem unſichtbar machenden Helme im Brautbette bewältigt, was ſie

Händen geben, da der unerſchöpfliche Nibelungenhort in ſeinem Beſitz ſei, und er vermag das Verlangen nicht zu unterdrücken, daß derſelbe in der Burgunden Land komme.

durch den ihr genommenen Ring und Gürtel beweiſt. Daß erſt, nachdem ſie aus dem Münſter zurückgekehrt, Chriemhilde Ring und Gürtel vorgezeigt, muß auch Uhland angenommen haben, da ſonſt der Zuſammenhang unverſtändlich wäre. Nur auf die Zeit, wo beide aus der Kirche gekommen ſind und nacheinander den Palaſt wieder betreten, kann es bezogen werden, wenn es im Entwurf weiter heißt: „Brunhilde iſt vernichtet, ſie wirft [ehe ſie ihr Zimmer betritt, im Vorſaale] die Krone in den Staub. Sie heißt ihr Geſinde, deſſen ſie nicht mehr bedarf, weggehn.“ Beides iſt Uhlands Erfindung, der dadurch die Verletzung der Ehre der Königin ſteigern und Hagens Haß aufs fürchterlichſte entflammen wollte. Doch kann man nicht mit Stammhalter ſagen, dadurch, daß Brunhilde die Krone in den Staub werfe, werde die Beleidigung zu einer ſtaatlichen. Dieſe hat ſie hervorgerufen, Chriemhilden zu dieſem leidenſchaftlichen Ausbruche ihrer Wuth verleitet, die nur perſönlich iſt, aber weit über die Sühne der Beleidigung hinausgeht. Wir können nicht zugeben, daß dadurch, daß die Krone in den Staub geworfen worden, Siegfrieds Tod zur Nothwendigkeit geworden. Der ganze Schluß des Aufzugs ſpielt in Brunhildens Zimmer, wohin ihre Brüder kommen, wogegen ſie im Liede den König zu ſich beſcheiden läßt. Der Entwurf lautet: „Die*) Brüder kommen [aus der Kirche]. Siegfried will verſöhnen; er geht ab, um Chriemhilden zur Abbitte zu bewegen. Zorn der Dienſtmannen Siegfrieds [die der übermüthigen Königin nicht wohl wollen]. Ortwin, Verehrer Brunhildens, der anderswo ihre großartige Schönheit und das Glück erſtürmter Minne rühmt. [Hagens Schweſterſohn regt ſie

*) So muß es ſtatt des unſinnigen Ihre heißen. Unter den Brüdern werden die beiden ältern, Gunther und Gernot, gedacht.

noch mehr auf.] Die Brüder wollen beſchwichtigen. Siegfrieds Macht und Unverwundbarkeit [führen ſie an]. Hagen ſchwört Siegfrieds Tod: ſchon hallt es durch Stadt und Land, daß die burgundiſche Krone im Staube liege; nur Siegfrieds Tod, ſei's durch Gewalt oder durch Liſt, kann das entehrte Königthum herſtellen." Im Liede entſprechen hier 808—816, worauf Gunther dem von Hagen angegebenen Plane folgt.

Der dritte Aufzug enthält die Vorbereitung zu der mit Gunthers und Gernots Vorwiſſen feſt beſchloſſenen treuloſen Ermordung Siegfrieds, die ſich in zwei Szenen weſentlich übereinſtimmend mit dem Liede abſpielt. Erſte Szene. Chriemhilde hat ihr Benehmen bereut, ſie iſt von Siegfried deshalb beſtraft worden (im Liede ſagt ſie, er habe ihren Leib zerbläut); aber ſie iſt in großer Sorge darüber, daß er für Gunther gegen die angeblich wieder gegen ihn aufgeſtandenen Könige Luidger und Luidgaſt ausziehen wolle. Sie fürchtet für ſein Leben, da ſie in der Nacht ängſtliche Träume gehabt. Im Liede kommt Hagen zu Chrimhilden, um vor dem Zuge Abſchied von ihr zu nehmen. Uhland läßt ihn von ihr als treueſten Freund zu ſich beſcheiden, um ihm Siegfrieds Schutz zu empfehlen. Die harmloſe Unſchuld der edlen Seele kann Hagens Haß nicht ſchmelzen; kalt und hart tritt er gegen ſie auf. Ihre Angſt wegen des Traumes ſollte Hagen mit der Bemerkung erwidern, deren dieſer ſich in Abenteuer 25 (1450) bedient. Damit er Siegfried vor dem Tode ſchützen könne, verräth ſie ihm, an welcher Stelle er verwundbar ſei. Wenn es am Schluſſe dieſer in Chriemhildens Gemach ſpielenden Szene heißt: „Als er das Geheimniß weiß, glüht er auf und betheuert, daß er das Höchſte für das Königsgeſchlecht thun werde", ſo geſchieht letzteres in zweideutiger Weiſe,

ſo daß die ihm Vertrauende ſeine Abſicht nicht merkt. In der zweiten Szene, im Saale, erwarten ihn Gunther und Gernot, noch zweifelnd, daß er das Geheimniß erfahre. Frohlockend über das Gelingen ſeines Truges, will er jetzt raſcher zu Werke gehn; der Krieg von Luidger und Luidgaſt ſoll jetzt als falſche Märe aufgegeben, dagegen eine Jagd gehalten werden, auf der er leicht Gelegenheit finden werde, ſeinen Streich auszuführen. Siegfried kommt, um ſeine Bereitwilligkeit zum Kampfe für den König zu zeigen, wodurch er die Beleidigung Chriemhildens gut zu machen gedenkt. Gunthers beſſerer Sinn wird dadurch erregt. Aber Hagens Freude über das ſichere Gelingen macht dieſen wohlgemuth, ſo daß er nicht ohne Hohn Siegfried verkündet, ſtatt zum Kampfe in der Ferne ſolle es nur zur Jagd gehn. Schon ertönen die Hörner im Hofe, alles rüſtet ſich zum Aufbruche. Nach einer Randbemerkung hatte Uhland ſpäter den Einfall, Giſelher ſollte gelaufen kommen und bitten, man möge ihn mitnehmen, was aber Hagen ablehne, damit ſein Feſtgewand nicht mit Blut befleckt werde. Auch hatte er ſich den Gedanken angemerkt: „Zu gewaltig iſt die Jagd, wo Siegfried jagt.“ Zuletzt kam Chriemhild; ihr ahnungsvoller Abſchied von dem harmloſen, vertrauensvollen Siegfried ſolle ergreifend abſchließen. So ſehen wir Siegfried in den Tod gehn, den ihm der zur grauſamſten Untreue erhitzte Hagen bereitet. Das Lied ſtellte den Abſchied im ſechszehnten Abenteuer (861—68) dar.

Im vierten Aufzug wird der Mord vollführt, weſentlich nach der Darſtellung des Liedes (871—943), aber vortrefflich gehoben. Im Walde treffen wir zuerſt Hagen allein, lauernd auf ein harmloſes Wild. Sein Selbſtgeſpräch hat Uhland ſchön ſkizzirt. Auch er lauert auf das beſte Wild, das er harmlos am

Quell erſchlagen will. Zu ihm tritt Ortwin, dem er geſteht, er habe es abſichtlich veranlaßt, daß kein Wein gekommen, er habe dieſen anderswohin geſchickt. Nun kommt Gunther. Uhlands Erfindung iſt es, daß Siegfried den König von einem anlaufenden Eber gerettet hat, wodurch dieſer ſo gerührt iſt, daß er Hagen bittet, ihn zu ſchonen. Aber der grimme Mann wird eben ſo ſehr durch ſeinen Haß wie durch die Sorge für den Beſtand des Königreichs Burgunden getrieben; trotz der Fürſprache des Königs ſelbſt rettet er ihn durch einen Mord des Mannes, dem jener ſo viel verdankt. Die mehr in Hagens leidenſchaftlichem Haſſe als in der Sache liegenden Gründe, welche dieſer dafür anführt, daß Siegfried nicht nach Worms zurück dürfe, ſind im Entwurf ſkizzirt; ihre Ausführung würde ſehr bedeutend geweſen ſein. Er nennt ſich den treueſten Mann gegen ſeine Könige, den ungetreueſten gegen deren Feinde. Erſt in einer ſpätern Randbemerkung hob Uhland Siegfrieds Unverwundbarkeit zur Entſchuldigung hervor, da er dadurch ſich dem offenen Kampf Mann gegen Mann enthoben habe: es war dies eben ein augenblicklicher unglücklicher Einfall, wenn man ihn nicht dadurch retten will, daß der Haß nicht genug Gründe auftreiben zu können glaubt, er auch die nichtigſten nicht verſchmäht. Jetzt erſt tritt Siegfried auf, der launig ſein luſtiges Abenteuer mit dem Bären erzählt, welches das Lied ausführlich berichtet. Der König erkennt ſeiner Tapferkeit den Preis zu; Hagen aber will davon nichts wiſſen, er meint bitter, es gebe noch einen höhern Preis als ſolche Beſtien zu fällen. Der mangelnde Wein wird auch hier, wie im Liede, wo ſie aber beim Mahle ſitzen, zum Laufe nach der Quelle und zu dem dadurch ermöglichten Morde benutzt. Hier läßt Uhland den König die Rückkehr von Siegfried und Hagen

ängſtlich erwarten, nicht ſelbſt zur Quelle gehn. Der todeswunde Siegfried verfolgt auch hier den Mörder, was doch ſchwer auf der Bühne darzuſtellen war; als er erſchöpft niederſinkt, macht der Sterbende dem Könige rührende Vorwürfe.*) Hagen aber rühmt ſich, daß er des Jagens Preis gewonnen, wie in der Ballade „Die Jagd von Wincheſter“ (Erl. S. 213) Prinz Heinrich den „edlen Leoparden“.**) Zuletzt ſind bloß die Tronecker (Hagen, Ortwin und deren Genoſſen) zugegen, was, wie der Entwurf bemerkt, oben im Geſpräch zwiſchen Hagen und Ortwin vorbereitet werden könne, und ſie beſchließen nun vorzugeben, Räuber hätten Siegfried erſchlagen. So tritt zum ſchwarzen Verrath noch der Trug, wie offenbar dieſer auch ſein mag. Im Liede iſt Hagen unbekümmert, daß er als Mörder gelte. Die grimme Rache zur Rettung Gunthers iſt vollbracht.

Der fünfte Aufzug iſt freilich faſt ohne eigentliche Handlung. Chriemhilde findet den todten Gatten, deſſen Mörder ſie kennt; ſie will ſich nicht von der theuern Leiche trennen, ſo lang dieſe noch über der Erde iſt, nur über ihre Rache brüten. Der „Saal“, wo die Szene ſpielt, iſt der Vorſaal von Chriemhildens Zimmer, die „Nacht“, eigentlich die „Mette“ frühe vor dem Tag, die nach dem Liede (945) Chriemhilde ſelten verſchlief. Die Tronecker hatten die Leiche vor ihr Zimmer (chemenat) bringen laſſen, wo Brunhilde die Krone in den Staub geworfen, da wir uns denken müſſen, daß an beider Frauen Gemächer derſelbe Vorſaal

*) Vgl. im Liede 934—939. Dort empfiehlt er auch dem Könige ſeine Schweſter Chriemhilde.

**) In einer Randbemerkung warf er den Gedanken hin: „Iſt des Königs Haus jetzt nicht mehr gaſtlich einladend [die Gaſttreue iſt ſchmählich verletzt], ſo iſt es doch furchtbar und geſichert.“

ſtieß. Wie im Liede, ſcheut der Kämmerer, der ihr vorleuchtet, vor dem auf dem Vorſaal liegenden todten Ritter zurück. Sie jammert über ſeinen Tod; denn ehe ſie ihn geſehn, weiß ſie ſchon, daß es ihr von Hagen getödteter Siegfried iſt. Auf ihre Wehklage erſcheinen Siegfrieds Mannen, die Rache fordern, wie im Liede auch Siegfrieds Vater, den aber Uhland gar nicht ſeinen Sohn hatte begleiten laſſen. Weiter heißt es: „Die Brüder und Hagen erſcheinen. Bahrrecht", mit Bezug auf das, was das Lied 981—988 ausführlich darſtellte; nur iſt in dieſem Gernot frei von Schuld, er erſcheint erſt mit Giſelher, nachdem Chriemhilde Gunther und Hagen als die Thäter bezeichnet hat. Daß Gernot in den Verrath willigte, war unglückliche Abweichung vom Liede, das freilich vorher (808) auch dieſen zu Siegfrieds Tod rathen ließ. Der Schluß weicht ganz von dem Liede ab, das ausführlich das Begräbniß beſchreibt, und wie Chriemhilde beſtimmt wird, nicht Siegfrieds Vater in ſein Land zu folgen. Der Entwurf fährt fort: „Chriemhilde heißt den Todten hineintragen [in ihr Gemach]. Die Niederländer wollen Chriemhilden mit ſich nehmen; ſie ſoll keinen Augenblick länger unter den Mördern wohnen. Chriemhilde will ſich nicht von dem Todten trennen. Einer iſt hier, der am Mord gewiß unſchuldig iſt, der Knabe Giſelher. In deſſen, des ſchwächſten, aber unſchuldigen, Schutz begibt ſie ſich. Drei Tage und drei Nächte lang [bis zum Begräbniß, das im Liede am vierten Morgen beginnt] will ſie ſich mit dem Todten verſchließen. All ihr blühendes Lebensglück iſt abgeſtreift, es bleibt ihr nichts als der bleiche Leichnam, und auch dieſen fordert ſchon die Gruft. An ſeinem Anblick will ſie noch ſich weiden, ob ihr die Kraft daraus erwächſt, zu rächen ſeinen Tod." Mit dieſer Rede ſollte das Stück ſchließen, während nur Siegfrieds

Mannen ihr zur Seite ſtehn. Sehr ſchön iſt Uhlands Aenderung, daß Chriemhilde ſich in Giſelhers Schutz begeben will. Im Liede bittet nach Siegfrieds Beſtattung zuerſt ihre Mutter Ute ſie, nicht ihrem Schwiegervater in das Land zu folgen, dann aber bietet Giſelher ihr an, bei ihm zu bleiben und von ſeinem Gut zu zehren. Es war nur ein ſpäterer augenblicklicher Gedanke, den Uhland in einer Randbemerkung ausſprach, Brunhilde ſolle noch immer nicht befriedigt ſein, ſie Chriemhilden noch um ihren Todten beneiden. Hagen ſollte dieſe fragen; „Iſt jetzt, o Königin, dein Leid gebüßt?“ Auch Brunhildens Antwort war ſchon ausgeführt: „Um ihren Todten neid' ich dieſes Weib?“; ſpäter ward der Schluß des Verſes geändert: „noch beneid' ich ſie“. Das iſt ganz fremdartig. Brunhilde hatte hier nichts weiter zu thun, nicht ihretwegen hatte Hagen den Mord begangen, ſondern um Gunther und Burgund vor Siegfrieds Obmacht zu ſchützen, was er auch kurz vor dem Morde ausſprechen ſollte.

Wenden wir uns zum Entwurf des zweiten Stückes, „Chriemhildens Rache“, ſo iſt dieſe eine vollſtändige Tragödie, die uns zeigt, wie die einſt ſo harmloſe und reine Chriemhilde, zu einer Furie verwandelt, von ihrer Rache immer weiter zu jener entſetzlichen Untreue getrieben wird, welcher ihr Siegfried zum Opfer gefallen war. Von dem Entwurf des erſten Stückes unterſcheidet ſich das zweite dadurch, daß hier alle Szenen abgetheilt ſind, was freilich beſonders dadurch veranlaßt wurde, daß der Ort der Handlung ſo häufig wechſelt. Das zweite Stück ſollte in der erſten Szene ſo eingeleitet und Hagen als Hauptperſon herausgehoben werden, daß es ohne das erſte verſtändlich werde. „Iſt im erſten

Akte die Aufmerksamkeit auf der Nibelungen, besonders Hagens, Schicksal gespannt, so schreiten sie in den folgenden demselben stufenweise näher." Die Reiseszenen des zweiten und dritten Aufzuges sollten „so verbunden werden, daß immer der schon Bekannte sie [die Reisenden] den noch Unbekannten zuführt".

Die erste Szene ist wesentlich nach Abenteuer 24 gebildet, das natürlich ins kurze gezogen und der schon im Liede selbst etwas auffallende Zwischenraum von sieben Tagen aufgegeben werden mußte. Gleich nach der Botschaft der Spielleute berathen sich die Burgunden. Hagen sollte in seiner Erwiderung die Geschichte des unterdessen versenkten Nibelungenhortes entwickeln, Chriemhilde später desselben gedenken, überhaupt alles zum Verständnisse des thatsächlichen Zusammenhangs Nöthige anführen. Gegen Giselher mußte Hagen Theilnahme zeigen, dieser, sein Liebling, auf den er die Hoffnung künftigen Glanzes der Burgunden setzte, geborgen werden. Nach einer spätern Randbemerkung sollte Hagen zu Giselher sagen: „Du hast noch keinen Feind." Hervorhebt der Entwurf die Schilderung von Dankwart und Volker, die für die Folge so wichtig sind; sie war schon im Liede gegeben. Daß Gunther den Rumolt zum Landpfleger während seiner Abwesenheit bestimmt, ist aus Abenteuer 25 genommen, aber abweichend von Uhland wird Rumolt dort vom Küchenmeister verschieden gedacht. Uhlands eigene Erfindung ist auch die auf Rührung und Einleitung von Giselhers Liebe zur Tochter des Markgrafen zu Pechlarn (Bechelarn) berechnete zweite Szene: „Giselher mit den Boten [den hunnischen Spielleuten] an Siegfrieds Grab. Chriemhilde läßt Giselhern von Dietlinden melden." Den Namen der Tochter des Markgrafen Dietelinde nennt das Lied bei Chriemhildens Anwesenheit in Pechlarn.

Der zweite Aufzug, worin die Reise von der Ankunft am jenseitigen Ufer der Donau bis zum Abzuge von Pechlarn in Begleitung des Markgrafen dargestellt wird, ist für die Handlung bedeutend durch die Weissagung der Meerweiber, die Hagen „todestrunken" macht, und Giselhers Verlobung. Der Entwurf der drei Szenen ist nur kurz, da der Dichter dem Liede folgt, zum Theil auch das einzelne noch nicht sich bestimmt ausgebildet hatte. Eckwarts Anmeldung bei Rüdiger zu Pechlarn fehlt, da die Auffindung desselben, wie manches andere, ausgeschlossen werden mußte. Rüdiger trifft sie und ladet sie in sein Haus ein. Ganz neu ausgeführt ist die zweite Szene (zwischen beiden Szenen ist hier das inzwischen Geschehene übergegangen) im Gemache der Markgräfin Gotelinde. „Gotelinde spricht mit ihrer Tochter von den Gästen, die [zu] ihnen gekommen und jetzt schon wieder abreisen wollen. Dietlinde, schmerzlich bewegt, eröffnet ihre Neigung zu Giselhern und wie er ihr die seinige zu erkennen gegeben." Im Liede wird die Liebe etwas plump durch eine Aeußerung Volkers eingeleitet, worauf Hagen geradezu ausspricht, er sähe es gern, wenn Giselher sie zum Weibe nähme, dann die Verlobung nicht eben sehr romantisch vollzogen wird. Uhland ließ die Verlobung erst beim Abschied in der dritten Szene stattfinden. Der Entwurf sagt sehr knapp: „Rüdiger und seine Frau vertheilen ihre Gaben. Giselher erhält Dietlinden. Hagens bittere Freude darüber. Sie ziehen [mit Rüdiger] ab."*) Bitter ist

*) Hier bemerkt Uhland später am Rande: „Giselhern als dem Reinen ist es beschieden mit dem tugendhaften Rüdiger und den Seinigen, mit dieser Treue und Milde, in Verbindung zu treten." In seinen Vorlesungen äußerte Uhland im Jahre 1830, der milde Rüdiger sei aus dem milden gothischen Sagenkreise in den allerherbsten fränkischen von Chriemhildens Rache gekommen.

Digitized by Google

Hagens Freude, weil er weiß, daß keiner von ihnen nach Hause zurückkehren wird.

Wenn es Fälle gibt, wo das Auftreten der Hauptperson erst im dritten Akte nicht zu tadeln ist, da diese in den Berichten anderer uns lebhaft vorgeführt ist, so dürfte es doch nicht zu billigen sein, wie dies in der Tragödie von Chriemhildens Rache geschieht. Sie mußte mit ihr beginnen, und vielleicht würde Uhland es so eingerichtet haben, daß sie mit der Erwartung der Burgunden begann, wenn nicht das erste Stück einen ähnlichen Anfang hätte. Eine Hauptänderung, die er bei der fürchterlichen Rache vornahm, bestand darin, daß er Etzel, der im Liede eine jämmerliche Figur macht, nicht in Etzelburg anwesend sein läßt. In einer spätern Randbemerkung lesen wir: „Etzel ist auf einem Heerzug abwesend, hat aber zum Empfang der Gäste seinen Bruder und Dietrichen zurückgelassen. Hildebrand und Wolfhart machen sich schon hier bemerklich [damit wir sie kennen, wenn sie handelnd auftreten]." Stammhalter nimmt irrig an, es werde Etzels Rückkehr zum angesagten Feste angenommen; deshalb beeile Chriemhilde ihre Rache.

Dritter Aufzug. Nicht Chriemhilde mit ihren schrecklichen Racheplänen tritt uns am Anfang entgegen, sondern Dietrich von Bern, der als vertriebener König der Amelungen mit seinem alten Waffenmeister Hildebrand und seinen Mannen bei den Hunnen lebt; er berichtet über sie und und warnt die Burgunden vor jener, wodurch die Weissagung der Meerweiber eine Verstärkung erhält. Uhland folgt dem Liede, das von dieser Stelle eine doppelte Fassung hat. Erste Szene. Daß sich die Burgunden durch Boten hatten anmelden lassen, ist übergangen; wir finden sie vor Etzelburg, wo sie eben von den Pferden gestiegen sind, um

ſich zum Einzuge zu rüſten, Rüdiger ihnen die Burg zeigt. Dietrich mit den Seinen iſt ihnen dahin entgegengeritten. Hier wollte nun Uhland Giſelher ſeine kindliche Freude über das Glück ſeiner Reiſe ausſprechen laſſen, die ihm zuerſt die ſchöne Braut gebracht habe und jetzt die berühmten Helden ihm zuführe. So wenig ahnt er das traurige Schickſal der Reiſe; er glaubt nicht an die düſtere Weiſſagung. Dietrich ſollte ausſprechen, daß es ihn als Dienſtmann getrieben habe, die deutſchen Burgunden zuerſt zu begrüßen, woran ſich die landsmänniſche Warnung vor Chriemhilden anſchloß, die noch immer auf Rache ſinne (nach dem Liede 1662—69). Dietrich ſollte die deutſche Treue vertreten. Dann erſt erzählt er ſein „eigenes Schickſal", ſeine Vertreibung. In der zweiten Szene ſollte dann Chriemhilde, die am Fenſter die Ankunft der Burgunden ſieht, ihren Zuſtand ſelbſt enthüllen. „Alle ihre Luſt, all ihr Leiden tritt ihr vor die Seele.*) Das unbeſtimmte Bedürfniß, dieſe Laſt und dieſes Leiden in nächſter Nähe zu haben, hat ſie zu der Einladung bewogen. Jetzt bei Hagens Anblick tritt die Rache beſtimmter hervor; Siegfrieds Wunden brechen nochmals auf. [Sie fühlt ſich von ſolcher Rache erfüllt, wie damals, da das aus den Wunden fließende Blut Hagen des Mordes anklagte.] Warum anders, wenn nicht mehr zur Liebe, hat ſie in blühender Kraft fortgelebt als zur Rache?" Der Schluß des Entwurfes: „Empfang der Gäſte. Chriemhildens Benehmen gegen Giſelher und Hagen. Dietrich führt Hagen, was Chriemhilde übel aufnimmt", entſpricht dem Liede 1675—83, 87 f. Obgleich Hagen ihr trotzig erwidert hat, verkehrt Dietrich freundlich mit ihm, was Chriemhilden heftig aufregt. Noch

*) Die im Drucke vorangehenden Worte „Mehr noch" ſind ohne Beziehung. Wahrſcheinlich hatte Uhland ſie ſelbſt geſtrichen, was Keller überſah.

ſchrecklicher wird ihre Wuth entzündet, als Hagen in der dritten Szene nicht vor ihr aufſtehn will, vielmehr höhnend ſich zum Morde bekannt, und nun gar die von ihr gegen Hagen aufgerufenen Hunnen nicht wagen, ihn anzugreifen. Vor dieſer Szene ſind die Burgunden in den Schlafſaal gegangen, vor dem Hagen und Volker die Wache halten. Das iſt ein ſtarker Sprung, da wir noch gar nicht wiſſen, daß die Helden in einem Saale zuſammen ſchlafen. Das Lied gedenkt ausführlich der herrlichen Bewirthung: als es Nacht wird, äußert Gunther den Wunſch, zur Ruhe zu gehn, worauf ſie, von Etzel entlaſſen, in einen weiten Saal geführt werden, deſſen Einrichtung zum Schlafen näher beſchrieben wird. Der Auftritt zwiſchen Hagen und Chriemhilden findet im Liede (1718—1738) nicht ſtatt, als Hagen und Volker Schildwache vor dem Saale ſtehn, ſondern als ſie vorher am Hauſe vor Chriemhildens Saal auf einer Bank ſitzen, während die übrigen noch auf dem Hofe ſtehn. Chriemhilde bricht, als ſie beide zuſammen ſieht, in Thränen aus, fordert die Ritter, als ſie ſich darüber wundern, fußfällig auf, ſie an Hagen zu rächen, wozu ſich vierhundert bereit erklären, die dann vernehmen, wie Hagen ſich ſeiner Schuld rühmt. Uhland läßt den Auftritt beim Mondſchein im Burghof vor ſich gehn und, um die Wirkung zu ſteigern, Hagen (der im Liede nur geſteht, er habe Siegfried getödtet; den Mord möge rächen, wer wolle, ſei es Weib oder Mann) „im Angeſicht der Geſtirne, bei denen man ſonſt ſeine Unſchuld beſchwört“, ſich als Mörder bekennen. Chriemhilde kommt im Liede eine Stiege herab: hier geht ſie „zum nächtlichen Gottesdienſte“, ohne Zweifel für Siegfried, da der Entwurf bemerkt: „Dies kann in Dietrichs Warnungsrede vorbereitet werden.“ Wie die Ritter aus Furcht von ihrem Verſprechen abgehn, ſtellt

das Lied ausführlich dar (1731—37); ſtatt „ſie muß abziehen“, wie es im Entwurf heißt, ſagt es, der Königin ſei es ſehr herzlich leid geweſen, daß ihre Ritter bange wurden. Uhland läßt es zum Schluſſe des Aufzugs im Saale unruhig werden, da einige erwacht ſind, aber Volker die Helden „durch ſein Saitenſpiel unter ahnungsvollen Worten wieder in Schlaf bringen“, worauf alles verhallt. Das war ein ergreifender Schluß; auch konnte Uhland, indem er Volker zweimal ſingen ließ, ſeine Luſt, Lieder einzuflechten, ausgiebig erfüllen. Später dachte er vorübergehend daran, „die hunniſchen Spielleute über Volkers Spiel“ ſich äußern zu laſſen.

Vierter Aufzug. Der ſchreckliche Kampf beginnt. Von Dietrich zurückgewieſen, wendet Chriemhilde ſich an Etzels Bruder Blödel. Im Saale findet das Gaſtmahl ſtatt, wobei Hagen durch die Nachricht von dem hinterliſtigen Ueberfall in ſolche Wuth geräth, daß er das Kind Ortlieb erſchlägt: ein fürchterlicher Kampf erhebt ſich, mit Mühe rettet Dietrich Chriemhilden. Dieſe fordert die Hunnen zum Stürmen des Saales auf, aus dem ſie geworfen worden. Die Burgunden ſind bereit zu unterhandeln, weiſen aber die von Chriemhilden geforderte Auslieferung Hagens zurück. Die Hunnen aber wollen nur angreifen, wenn Rüdiger vorangeht, den die von Racheglut zur Verzweiflung getriebene Königin endlich mit Berufung auf ſeinen ihr bei der Brautwerbung geſchworenen Eid, ihr immer treu zu dienen, beſtimmt, in den Saal zu ſtürmen. Uhland konnte hier mit Weglaſſung von vielem, indem er Blödels Ueberfall nur erzählen läßt, weſentlich der Handlung des Liedes folgen; die größte Abweichung liegt darin, daß Etzel nicht anweſend iſt. Erſte Szene. „Chriemhilde fordert den Dietrich von Bern auf, ſie zu rächen. Er verweigert es und

zeigt Chriemhildens [Chriemhilden ihre?] Entwürdigung durch den Rachedurſt. Er bemitleidet ſie, wie das einſt ſo herrliche Weib geſunken." Vgl. im Liede 1837 f., wo vorher Hildebrand erklärt hat, es würde große Noth geben, wenn man die unbezwungenen Nibelungen angriffe. Die frühere Abweiſung von Dietrich am Anfange von Abenteuer 28 iſt dort Zudichtung.*) Weiter ſagt der Entwurf: „Sie wendet ſich an Blödel und gewinnt ihn durch Verheißungen". Vgl. dazu im Liede 1840—46. Wenn Uhland hinzuſetzt: „Das deutſche Wehrgeld", ſo ſollte Chriemhilde hervorheben, daß Hagen dadurch, daß er kein Wehrgeld (richtiger Wergeld) gebe, die Folgen ungeſühnter Feindſeligkeit zu tragen habe. Freilich Dietrich gegenüber hat ſie ſich darauf nicht berufen, und auf ein Wergeld würde ſich ihre Racheluſt nicht eingelaſſen haben, wenn er ſich nicht perſönlich als ſolches dargeboten. Auch hier, wie im Liede, vertraut Blödel ihr nicht, wie er ihren Willen auszuführen gedenkt. Dies wird für Chriemhilden verhängnißvoll, da Blödel ihre Sache durch feigen Verrath ſchädigt. Nach Uhland ſollte er ſich Dietrichs wegen ſcheuen, beim Mahle Streit zu beginnen. Den Inhalt der zweiten, beim Gaſtmahl ſpielenden, mit Chriemhildens Rettung endenden Szene gibt Uhlands Entwurf nur im allgemeinen an, da er ſich weſentlich an das Lied hielt; nur „der wilde Spielmann Volker" (vgl. im Liede 1903. 1944) wird hervorgehoben. Am Rande merkte ſich Uhland bei Ortliebs Erwähnung den Gedanken an: „Chriemhilde ſpricht mit bitterer Ironie davon, wie ſie ihren Sohn, wenn er erwachſen, ihren Brüdern (den Mördern Siegfrieds) ſchicken werde, damit er ſich der Ritterübungen und der

*) Nach einer Randbemerkung dachte Uhland einmal daran, Chriemhilde ſolle Dietrich Hülfe zur Wiedererlangung ſeines Reiches verſprechen.

Jagd freue, unter ihrer Führung. Schattig sind die Wälder dort und kühl die Brunnen. Giselher macht ihr Vorwürfe über diese [auf Siegfrieds Ermordung deutende] Rede.“ Veranlassung dazu bot ihm Etzels Vorschlag im Liede 1853 f., Ortlieb mit nach Burgunden zu nehmen, damit er dort ritterlich erzogen werde. Dritte Szene. Der Kampf Irings und das Anzünden des Saales ist übergangen; letzteres folgt im Liede nach der Friedensunterhandlung (2025—44). Daß Hagen sich zur Geisel anbietet, ist Uhlands Erfindung. Der Entwurf sagt: „Hagen will Giselhern Frieden schaffen; er will sich für Giselhern zum Opfer geben. Giselher verwirft es.“ Hagen sollte seine Treue dadurch bewähren, daß er ihn, in welchem er die schönste Hoffnung des burgundischen Königthums erblickte, am Leben erhielt, wobei natürlich die Weissagung, daß keiner von ihnen zurückkehren soll, vergessen ist. Später dachte sich Uhland nach einer Randbemerkung, Dietrich ziehe mit den Seinen ab, weil Chriemhilde die Sühne von sich weise, worüber Hildebrands Neffe Wolfhart unwillig werde. Ein anderer in ihm aufblitzender Gedanke war: „Volker will einst als Geist durch die Lande ziehen und die Märe von den Nibelungen singen; jetzt muß er fechten.“ Nach Ablehnung von Hagens Auslieferung sollte Chriemhilde die Hunnen wieder aufrufen. Sie heißt die Schilde mit Gold füllen [„Gold über Rand bieten“, „füllen des Goldes den Rand“ ist gangbarer Ausdruck des Liedes, wie 1958, 3. 1962, 3, im Sinne Gold auf dem Schilde zum Lohn anbieten], sie wirft ihren Königsschmuck zum Preise für Hagen hin.“ Wenn der Entwurf weiter bemerkt, die Hunnen hätten nicht gewollt, außer wenn Rüdiger vorangehe, so weicht er vom Liede ab, das, erst nachdem noch zwölfhundert Hunnen gefallen sind, Rüdiger an den Hof kommen läßt, wo er

einen Hunnen erschlägt, der ihm vorgeworfen, daß er sich am Kampf nicht betheiligt habe, worauf König und Königin ihn, zuletzt fußfällig, anflehn, ihnen gegen die Gäste beizustehn, bis er nach schwerem innern Kampfe sich entschließt, für sie mit seinen Mannen in den Tod zu gehn. Uhland läßt die Hunnen jubeln, Chriemhilden abgehn, worauf Rüdiger, eben gewaffnet, den Burgunden den Entschluß ankündigt, seinem Eide gemäß für Chriemhilden zu kämpfen, zum Theil abweichend vom Liede. Ganz Uhlands Erfindung ist der großartige Schluß des Aufzugs im Entwurf: „Chriemhilde erscheint wieder, eine Fackel in der Hand; ebenso ihr Gefolge. Sie treibt Rüdigern an. Ihr Hauch kann Fackeln anzünden. Rüdiger rafft sich auf und stürzt in den Streit. Die Burgunden werden zurückgedrängt. Chriemhildens Schlachtruf von Siegfried.“ Zum Erscheinen mit der Fackel war Uhland wohl durch den im Liede berichteten Befehl Chriemhildens veranlaßt, den Saal in Brand zu stecken. Er gibt dieser sogar die dämonische Kraft, Fackeln anzublasen, wie Dietrich der Sage nach im Zorne Feuer aus dem Munde geht. Den Schlachtruf sollte Chriemhilde erheben, um Rüdiger und die Seinen zu ermuthigen, was sie auch durch das Erscheinen mit den Furienfackeln beabsichtigte.

Fünfter Aufzug. Vermieden ist hier geschickt die dramatische Darstellung des Kampfes, die wir nur IV, 2 finden. Nach Rüdigers Fall werden auch Hildebrand und Dietrich in den Kampf gezogen. Dietrich bringt Chriemhilden Hagen gebunden, bittet aber, ihn zu schonen, doch die Rachewuth übermannt sie, sie ersticht ihn mit dem Schwerte Balmung; Hildebrand aber schlägt ihr dafür das Haupt ab. Auch hier waren die wesentlichen Züge, und zwar in derselben Folge, dem Lied

entnommen; die bedeutendste Veränderung, daß Dietrich nur Hagen, nicht auch Gunther Chriemhilden bringt, schafft glücklich die schauerliche Enthauptung des Bruders weg. Die erste Szene spielt auf einem Platze vor Dietrichs Wohnung. Dietrich hat seinen Mannen befohlen, die Waffen niederzulegen, wozu diese sich aber nicht entschließen können, da sie hören, auch Rüdiger sei gefallen; besonders ist Wolfhart über Dietrichs Enthaltung vom Kampf empört. Da der von Dietrich zur Erkundigung abgesandte alte Hildebrand (im Liede sendet Dietrich zuerst seinen Dienstmann Helfried) berichtet, Hagen und Volker verweigerten spottend die Herausgabe der Leiche Rüdigers, läßt Wolfhart sich nicht mehr halten, aber Dietrich zieht, damit sein Löwe nicht mit in den Kampf geführt werde, diesen zurück. Die übrigen Mannen stürzen jenem nach, nur Hildebrand bleibt bei Dietrich zurück. Hier wich Uhland, größerer Wirkung wegen, vom Liede ab, wo Hildebrand unbewaffnet gehn will, aber auf Wolfharts Vorhalten, man werde ihn erschlagen, wenn er so komme, sich waffnen läßt, und ehe er es gewahrt, alle Mannen gewaffnet stehen. Bei Uhland hat Hildebrand gewarnt, sich nicht hinreißen zu lassen; als er aber alle forteilen sieht, erwacht auch in ihm der alte Heldengeist. „Keiner soll in den Streit ihm vorgehn; mit gezogenem Schwerte rennt er den Seinigen nach, um sich an ihre Spitze zu stellen.“ In einer Randbemerkung zeichnete sich Uhland die Worte auf: „An ihrer Spitze muß ich sein.“ Zweite Szene. Dietrich erwartet in seinem Gemache Hildebrand, der endlich verwundet zurückkommt und den Tod aller seiner Mannen erzählt*), nur Hagen sei noch übrig; den Gunther,

*) Etwas seltsam fällt die spätere Randbemerkung auf: „Die Kraft, wodurch Dietrich sein Reich wiedererobern sollte, hat sich in diesem Kampfe verzehrt.“ Jeden-

den das Lied noch außer Hagen nennt, ließ Uhland weg, weil er deſſen Uebergabe an Chriemhilden vermeiden wollte. Dietrich macht ſich nun ſelbſt auf. Das im Entwurf ſchließende „Wehrgeld“ ſoll darauf deuten, daß Dietrich dadurch dem Kampfe ein Ende machen will, daß er Hagen, den Mörder, Chriemhilden als Gefangenen überliefern will. Dritte Szene. In Chriemhildens Gemach finden wir die beiden Spielleute, welche einſt die Einladung den Hunnen überbracht hatten. Daß ſie hier erſcheinen und ſich über den ſchrecklichen Erfolg ihrer Sendung ausſprechen, war ein glücklicher Gedanke. Wärbel trägt den abgeſtumpften Arm im Mantel; Hagen hatte ihm die rechte Hand abgeſchlagen (1900,3). Später zweifelte Uhland, ob er nicht Swemmel allein auftreten, dieſen das Unglück ſeines Genoſſen erzählen laſſen ſollte. Das innere Gemach (der Hintergrund des Zimmers) öffnet ſich und wir ſehen Chriemhilden vor der Leiche ihres Knaben knieen. Dieſes menſchliche Gefühl der Mutter mildert etwas den Abſcheu vor der Wuth, zu der ſie ſich gleich darauf hinreißen läßt. Dürſtend nach einem Labſal ihres Schmerzes, fragt ſie, wie es mit der Schlacht ſtehe. Da bringt Dietrich den gebundenen Hagen mit dem von dieſem Siegfried geraubten Nibelungenſchwert Balmung. Seine Bitte, ihn zu begnadigen, will ſie gewähren, aber ein Spott Hagens verſetzt ſie in ſolche Wuth, daß ſie ihn erſticht. So ſcheint es ſich Uhland gedacht zu haben, wogegen ſie im Liede zuſagt, ihm das Leben zu ſchenken, aber das Rachegefühl reißt ſie ſpäter hin, dem ins Gefängniß gebrachten Mörder das Haupt abzuſchlagen. Eine eigene Wendung iſt es, daß Uhland Hagen zu

falls hat Keller ſie irrig bezogen; ſie gehört nicht zu „Dietrich macht ſich ſelbſt auf“, ſondern vorher zu: „Er [Hildebrand] erzählte der Helden Fall.“

einem Burgunder, zum Bruder der burgundiſchen Fürſten, macht; er triumphirt, daß er, der letzte der Brüder, durch eine des Geſchlechts untergehe, dem ſein Leben gewidmet geweſen. Kaum wird man dieſe Erfindung für glücklich halten, wenn auch das Grauſen dadurch geſteigert wird. Daß er nicht gleich ſtirbt, ſondern noch Kraft genug beſitzt, ſich von Dietrich wegführen zu laſſen in den Saal, wo die todten Helden ruhen, mag man damit entſchuldigen, daß Dietrich ſich entfernen mußte, damit der ihn begleitende Hildebrand allein zurückbleibe. Sehr ſchön gedacht iſt es, daß dieſer, in heldenhafter Erbitterung, daß ein ſolcher Held von einem Weibe treulos erſchlagen worden, nach dem Hintergrunde geht, wo Chriemhilde neben der Leiche Ortliebs kniet, um ſie mit dem gezückten Schwerte zu tödten, aber der Vorhang fällt, ehe er zu ihr gelangt iſt. Hat Untreue ihren Siegfried erſchlagen, die Rache hat auch Chriemhilden zur Untreue verleitet, wodurch Burgunden, Hunnen und Amelungen gemordet worden, und noch zuletzt hat ſie Untreue begangen, die der alte Hildebrand rächt. Als Muſter der Treue ſteht der milde Rüdiger da, der einen ſchweren Kampf zwiſchen Liebestreue und Gaſttreue kämpft. Auch Dietrichs echte deutſche Treue tritt glänzend hervor, und ſelbſt Hagen zeigt die edelſte Treue, da er ſich für die Hoffnung Burgunds, den jungen Giſelher, zu opfern bereit iſt, wie ihn ja die Treue gegen Burgund zu der ſchauderhafteſten Untreue verhärtet hat.

Können wir auch den dramatiſchen Aufbau von künſtleriſchem Standpunkte aus nicht durchaus billigen, den weiten, für das Drama ungefügen Stoff hat Uhland mit vielem Geſchick gewältigt; manche ſeiner Erfindungen ſind von großer Schönheit, anderes wäre wohl bei der Ausführung geändert worden,

Digitized by Google

das Ganze bei aller fränkischen Herbe des Chriemhilden- und Hagencharakters von großer Wirksamkeit gewesen, besonders auch in Rüdigers, Volkers, Giselhers und Dietlindens Gestalten Uhlands gemüthvolles Dichterherz sich glücklich bewährt haben.

---

4. Ludwig der Baier.

Ende November des Nothjahres 1817, an dessen 14. Juli „Herzog Ernst" endlich vollendet worden, forderte ein Ausschreiben der Intendanz des münchener Hoftheaters die deutschen Dichter zu einer Preisbewerbung um ein Schauspiel auf, das einen edlen und erhabenen Stoff aus der baierischen Geschichte mit sorgfältiger Schonung aller politischen Verhältnisse behandle; auch schon bearbeitete Stoffe seien nicht ausgeschlossen: man hoffe durch diese Einladung unsere dramatische Literatur mit neuen Meisterwerken zu bereichern. Der Ton dieser Aufforderung mußte Uhland reizen, der hoffen durfte, zur festgesetzten Zeit, am 1. Juni 1818, eine tüchtige dramatische Arbeit zu liefern, und es für ehrenvoll hielt, mit einem neuen Erzeugnisse seiner dramatischen Muse das im Bau begriffene neue Hoftheater im Herbst eröffnet zu sehn. Findet sich auch keine Andeutung, daß ihn Ludwig der Baier schon früher beschäftigt, so war dieser doch höchst wahrscheinlich unter den Punkten der deutschen Geschichte, die er, beim Lesen derselben, sich als geeignet zur dramatischen Bearbeitung angemerkt hatte. Da ließ er denn die Nibelungenstücke, deren Stoff in der altnordischen Sage wurzelte, und auf der deutschen Bühne wegen ihrer unser Gefühl

verletzenden, wilden Heldenhaftigkeit, weniger Theilnahme verſprach, gern fahren, um mit ſeiner an „Herzog Ernſt“ erprobten Kunſtfertigkeit ein bei innerm Gehalte wirkſames Bühnenſtück zu liefern, ja er hatte ſich wohl ſchon damals entſchloſſen, eine Reihe ſolcher Dramen aus der deutſchen Geſchichte dem Vaterlande zu ſchenken. In den Anfang des Jahres 1818 werden die geſchichtlichen Vorarbeiten fallen, auch wohl ein nicht mehr vorhandener, aber doch vorauszuſetzender Entwurf. Mit Prof. Schwab, der ihm jetzt nahe getreten war, wird er ſich über ſeinen Plan beſprochen haben. Der erſte vortrefflich gelungene Aufzug wurde in vierzehn Tagen, vom 10. bis zum 24. Februar, niedergeſchrieben, in den nächſten zwölf Wochen die zuſammen mehr als fünfmal ſo langen vier folgenden vollendet, obgleich in die Zwiſchenzeit die Heirat ſeiner Schweſter (am 2. Mai) und die Begleitung derſelben nach Karlsruhe fiel, wo der Dichter Freund Varnhagen beſuchte und ihm, wenn er es nicht ſchon früher gethan, von ſeinem Stücke ſprach, vielleicht die vier erſten Aufzüge vorlas. Mit dem von Horaz an ſeine Leier gerichteten Worte Poscimur wurde die Handſchrift zeitig nach München geſandt. Aber die ſechs Preisrichter, unter denen der frühere Intendant der Bühne, der Dichter des „Otto von Wittelsbach“, von Babo, Mitglied der Akademie, der damalige Intendant Lamotte und der Hofſchauſpieler Zuccarini, ertheilten dem Stücke, wie ſich aus dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ vom 31. Auguſt ergab, keinen der beiden Preiſe, auch wurde es nicht zur Aufführung geeignet gehalten. Der Grund dieſer Zurückſetzung lag wohl darin, daß man Oeſterreich und den Papſt zu verletzen fürchtete; mit letzterm war man damals des Konkordates wegen in Unterhandlung. Aber auch der Umſtand, daß keine Liebesgeſchichte

unterlief, mochte beſtimmend wirken und die herrliche Feier des ſtarken baieriſchen Kaiſers, des Sammlers des heimiſchen Landrechtbuches, niederſchlagen. Siebenunddreißig Stücke waren eingelaufen; den erſten Preis erhielt ein Trauerſpiel eines münchener Profeſſors, den zweiten ein Schauſpiel eines niederöſterreichiſchen Landſtandes, beide nur bedeutend zur Kennzeichnung des damaligen Geſchmacks. Da Uhland ſich mit dem Verleger ſeines „Herzog Ernſt“ wegen der Bedingungen des Verlags nicht einigen konnte, trug er dieſen den 9. November dem Buchhändler Reimer in Berlin an, der das Stück bereitwillig übernahm, aber ſeinen Vorſchlag, es vorher der berliner Bühne anzubieten, nicht angenommen zu haben ſcheint. Der Dichter verſchwieg nicht, daß der Verleger ſeines erſten Dramas auf die durch ſeine Verhältniſſe bedingte Forderung eines gleich zu zahlenden Honorars nicht eingegangen ſei; freilich hätte er ſeine Darſtellungen aus der deutſchen Geſchichte gern in einer Hand belaſſen, damit dieſe, wenn mehreres dazu komme, um ſo leichter zu einer Sammlung vereinigt werden könnten. Ludwig der Baier erſchien 1819 mit der Vorbemerkung: „Vorliegendes Schauſpiel iſt eines von denen, welche um die von der Hoftheaterintendanz zu München für dramatiſche Stücke aus der baieriſchen Geſchichte ausgeſetzten Preiſe geworben haben. Nachdem daſſelbe keinen der beiden Preiſe davon getragen, wird es durch den Druck der öffentlichen Würdigung übergeben.“ Das war ein in Uhlands Weiſe männlich freier Zweifel, ob die Preisrichter durch rein künſtleriſche Gründe beſtimmt worden ſeien. Auf der Bühne erſchien das Stück nicht, aber im Jahre 1846 gab Uhland es beim Verleger ſeines „Herzog Ernſt“ zugleich mit dieſem Drama als „Dramatiſche Dichtungen“ heraus; die dritte Ausgabe erſchien erſt

nach dem Tode des Dichters (1863), der die Aufführung seines Stückes nicht erleben sollte.

Den eigentlichen Kernpunkt der Geschichte hatte schon Schiller vor dreiundzwanzig Jahren in den Distichen „Deutsche Treue“ (Ged. 92 mit unsern Erläuterungen) gestreift, der in J. M. Schmidts „Geschichte der Deutschen“ gelesen, Papst Johann habe an den König von Frankreich geschrieben, die unglaubliche Vertraulichkeit und Freundschaft sei ihm aus Deutschland selbst gemeldet worden. Uhland benutzte wohl Mannerts 1812 erschienenes Werk „Ludwig IV. oder der Baier“, doch ging er auch hier auf die Quellen zurück, deren vorzüglichste das sogenannte Chronicon Leobiense, das vom Abte Johannes des Klosters Victring geschrieben und dem jüngern Bruder des Gegenkaisers Friedrich gewidmet wurde; es reicht bis ins Jahr 1341. Daneben kommt besonders eine Chronik des sogenannten Mönches von Fürstenfeld (Volkmar) über die Jahre 1273—1326 in Betracht. Ludwig, der jüngere Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen von Oberbaiern, verlor seinen Vater sehr frühe. Da sein älterer Bruder Rudolf II., der 1294, zwanzig Jahre alt, zur Regierung kam, dessen Vormünderin, der Mutter, keinen Einfluß gestattete, sandte diese Ludwig ihrem Oheim, König Albrecht I., nach Wien, wo er mit dessen in demselben Alter stehenden Söhnen Friedrich und Leopold erzogen und innigst vertraut wurde. Als die Mutter und Ludwig bei Rudolfs Fehde mit König Albrecht zu letzterm hielten, wurden sie durch Rudolfs Rath Schluter auf Schloß Schiltberg gefangen genommen und nach München gebracht. Seit 1304 regierten beide gemeinschaftlich, aber vier Jahre später drang Ludwig auf Theilung, die denn auch trotz Rudolfs Widerstreben erfolgte. Letzterm fiel der Theil Oberbaierns mit

Digitized by Google

München, Ludwig der mit Ingolſtadt zu. Aber bald entbrannte zwiſchen ihnen ein mörderiſcher Krieg, bei welchem Ludwig ſich gewaltſamer als Rudolf zeigte. Die Ausſöhnung erfolgte 1311 durch Vermittlung des Herzogs Friedrich von Oeſterreich, doch ließ es Ludwig nicht an neuen Veranlaſſungen zum Streite fehlen. Auch diesmal mußte Friedrich wieder vermitteln. Nach dem zu München 1313 geſchloſſenen Vertrage führten beide Brüder wieder gemeinſam die Regierung über alle ihre Länder, nur ſollte die Kurfürſtenwürde Rudolf verbleiben, erſt nach ſeinem Tode an Ludwig, dann an Rudolfs Söhne fallen; zugleich wurde beſtimmt, daß Rudolf, wenn Ludwig vor dieſem ſterbe, alle ſeine Länder erhalte. Bald ſollte es zwiſchen Ludwig und ſeinem Herzensfreunde Friedrich zum Kriege kommen, weil dieſer die ihm von Niederbaiern angebotene Vormundſchaft annahm und antrat, obgleich der verſtorbene Herzog zum einzigen Vormund Ludwig eingeſetzt hatte. Bei einem Beſuche, den Ludwig dem neuen Vormünder auf Schloß Landau an der Iſar abſtattete, kam es zu ſo lebhaftem Wortwechſel, daß Ludwig nur durch die Umſtehenden abgehalten wurde, das Schwert zu ziehen. Die Kriegserklärung erfolgte; eifrig ward von beiden Seiten gerüſtet. Bei dem Dorfe Gammelsdorf an der Iſar kam es am 9. November zur entſcheidenden Schlacht. Der Sonnenuntergang begrüßte Ludwig als Sieger. 350 Edelleute, ſowohl Oeſterreicher wie Niederbaiern, wurden gefangen genommen, nur zum Theil gegen ihr Ehrenwort entlaſſen. Ludwig gab das erbeutete Lager den Städten Mosburg und Landshut preis, den Bürgern von Landshut verlieh er ſtatt der bisherigen drei Pickelhauben drei Helme in das Stadtwappen, weil ſie gleich Rittern für ihre jungen Fürſten geſtritten. Er ſelbſt

gewann den Ruhm eines tüchtigen Heerführers. Friedrich bemühte ſich um die Freigebung der Gefangenen. Auf einer Zuſammenkunft zu Salzburg wurde im April 1314 die alte Freundſchaft neu geſchloſſen; Ludwig gab die Gefangenen frei auf ihr Ehrenwort, nichts mehr gegen ihn zu unternehmen. Als beide in Salzburg wieder in einem Bette ſchliefen, vertraute Friedrich dem Freunde ſeinen Wunſch, König zu werden. Der Nachfolger ſeines 1308 ermordeten Vaters Albrecht, Heinrich VII., war am 24. Auguſt 1313 geſtorben. Ludwig erwiderte: daß er bei ſeiner geringen Macht nicht daran denken könne, wogegen Friedrich ſo reich und ſtark ſei, und werde er ſich gern bemühen, daß der Freund ſeinen Zweck erreiche. Friedrich ſandte um dieſelbe Zeit eine Geſandtſchaft nach Aragonien, die in ſeinem Namen ſich um die Prinzeſſin Eliſabeth bewerben ſollte. Dieſe, der ein Traumgeſicht einen Herzog von Oeſterreich als Gemahl gezeigt haben ſoll, folgte willig der Geſandtſchaft. Bei ihrer Ankunft kam ihr Friedrich freudig entgegen; er öffnete den Wagen, begrüßte ſie, gab ihr die Hand und ſprach ſie züchtig und beſcheiden mit wenigen Worten an. Schon damals hatte er Ludwigs Bruder Rudolf beſtimmt, ihm ſeine Wahlſtimme zu geben, auch den Erzbiſchof von Köln dadurch für ſich gewonnen, daß er die Heirat ſeines Bruders Heinrich mit einer Nichte deſſelben geſtattete. Im Juli ſagte der Erzbiſchof von Salzburg in einer dorthin berufenen Familienverſammlung ihm ſeine Unterſtützung zu. Unterdeſſen waren die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier mit König Johann von Böhmen in Verbindung getreten und hatten, da Friedrichs große Macht ſie bedenklich machte, ihre Unterſtützung Ludwig zugeſagt, wenn er, der ja Friedrich an Adel und Würde keineswegs nachſtehe, ſich

bewerben wolle. „Auf dieſe Botſchaft hin“, ſchreibt der dem Baiernkönige weniger geneigte Abt von Victring, „rüſtete ſich Ludwig, dem keiner näher ſtand als er ſelbſt, mit aller verfügbaren Macht zum Wahltage, beſonders im Vertrauen auf diejenigen, die ihm ihren Beiſtand zugeſagt hatten.“ Nach andern Berichten hatte der Sieg bei Gammelsdorf den Erzbiſchof von Mainz, der früher für den noch ſehr jungen Johann von Böhmen ſtimmen gewollt, auf Ludwig hingewieſen, und Ludwigs Bruder Rudolf dieſem große Verſprechungen gemacht, wenn er ihm oder Ludwig die Stimme geben wolle. Aber Friedrich und Leopold wußten Rudolf auf ihre Seite zu bringen, ſo daß er am 28. April zu Speier eidlich verſprach, Friedrich zu wählen, wie am 1. Mai Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg, der aber mit Markgraf Waldemar von Brandenburg nur eine Stimme hatte, und am 9. der Erzbiſchof von Köln. Auf den Juni berief der Erzbiſchof von Mainz als erſter geiſtlicher Kurfürſt die Wähler zum Königsſtuhl in Renſe, wo man aber ſich nicht einigte. Die Wahl wurde auf den 19. Oktober ausgeſchrieben. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier ließen Ludwig zu einer Zuſammenkunft am Rhein einladen. Dieſer war aber nicht geneigt, dem Rufe zu folgen; er bezog ſich auf ſein Friedrich gegebenes Wort und ſeine geringe Macht, da nur die Hälfte der Pfalz und der dritte Theil Baierns in ſeiner Gewalt ſeien, deren Einkünfte für die Anforderungen an den deutſchen König nicht ausreichten. Friedrich, bemerkte er weiter, werde nicht zurücktreten, und ſo bei anderer Wahl ein Krieg zwiſchen den zwei Gewählten unvermeidlich ſein. Darum bat er ſie, ihre Stimmen dieſem zu geben. Erſt als die Erzbiſchöfe nicht nachließen, behaupteten, ſein Wort könne, wenn er ſelbſt gewählt werde, ihn nicht binden,

ja er müsse dem Rufe des Reiches folgen, willigte er ein. Freilich thaten die geistlichen Herren nichts umsonst, an Silber, verschriebenen Zöllen und Landbesitz durfte es nicht fehlen; Geistliche und Weltliche nahmen an solchen Handelsgeschäften keinen Anstoß. Auch Friedrich mußte seine Stimmen theuer bezahlen. Vor dem Wahltage kamen zuerst die Erzbischöfe von Mainz und Trier, welche das sogenannte Fischerfeld bei Frankfurt, die gesetzliche Wahlstätte, besetzten, die in einer Urkunde von 1263 „Frankenerde" heißt. Ludwig erschien zugleich mit König Johann von Böhmen; sie, wie auch Waldemar von Brandenburg, sein Vetter Heinrich und Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg, lagerten sich am rechten Mainufer. Friedrich mit seinen Getreuen, Kurfürst Rudolf, der sich von seinem Bruder Ludwig in Amberg getrennt hatte, den Herzögen Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnthen, nahmen am linken Ufer bei Sachsenhausen ihr Lager. Der Erzbischof von Köln wagte nicht zu erscheinen, aus Furcht vor der Kriegsmacht seines mainzer Amtsgenossen und Johanns von Böhmen; seine Stimme hatte er an Kurfürst Rudolf übertragen. Bei der Wahl am 19. erschienen die auf dem linken Mainufer lagernden Kurfürsten nicht auf der Wahlstätte, ja, statt einer Einladung auf den nächsten Tag zu folgen, riefen sie ohne weiteres Friedrich als König aus. Da wählten denn die Fürsten der Wahlstätte am 21. Ludwig, dem Frankfurt sogleich seine Thore öffnete. Ludwig wurde auf einem besonders errichteten Gerüste auf dem Kirchhof der Bartholomäuskirche dem Volke als erwählter König gezeigt. Dem Gegenkönige Friedrich blieb die Stadt verschlossen, und er mußte wegen Mangels an Lebensmitteln, welche der mainzer Kurfürst ihm zu Land und zu Wasser abschnitt, die

Digitized by Google

Gegend verlaſſen. Mit wenigen Truppen kam er nach Bonn, wo ihn der Erzbiſchof von Köln am 25. November krönte. Die Krönung Ludwigs und ſeiner Gemahlin Beatrix fand am 26. zu Aachen ſtatt, und zwar, da der rechtmäßige Krönungsbiſchof, der Kurfürſt von Köln, auf Friedrichs Seite ſtand, vom mainzer Erzbiſchof. Von beiden Königen ergingen Bekanntmachungen der Wahl an das deutſche Reich und nach Rom.

Acht Jahre lang wurde mit wechſelndem Glück und großer Erbitterung der Krieg geführt. Da Kurfürſt Rudolf auf Friedrichs Seite ſtand, bemächtigte ſich Ludwig der Lande ſeines Bruders. Mitten in den Wirren ſtarb ſeine Gattin am 21. Auguſt 1321. Neue Anſtrengungen machte man von beiden Seiten im Frühjahr 1322. Schrecklich alles verwüſtend ſetzten Friedrichs Kriegsvölker über den Inn. Bei Mühldorf wurde ein Lager aufgeſchlagen, wo Friedrich vier Tage lang vergebens die Ankunft eines großen Heeres unter ſeinem durch einen Zwiſchenfall aufgehaltenen Bruder Leopold erwartete, während die Anhänger Ludwigs, der mit König Johann im Dorfe Ampfing weilte, tagtäglich ſich vermehrten. Da Ludwig erfuhr, Leopold ſei ſchon am Lech angekommen, ſagte er die Schlacht auf den andern Morgen an. Friedrich nahm ſie an, obgleich die erfahrenſten Hauptleute, unter ihnen der Marſchall Dietrich von Pilichdorf und die Brüder Ulrich und Heinrich von Walſe, es widerriethen. Am früheſten Morgen wird im öſterreichiſchen Lager die Meſſe gehalten; unter den aufgeſtellten Reliquien befindet ſich auch der goldene Ring oder Kreis, der den Erfolg eines beabſichtigten Unternehmens weisſagt. Dieſes Gold, deſſen wunderbarer Glanz den Vorfahren Friedrichs oft den Sieg verkündet hatte, ſoll damals überaus bleich geweſen ſein. Nach

Friedrichs Anordnung ſtanden ſein Bruder Heinrich mit den Steirern und der Biſchof von Salzburg mit ſeiner Reiterei im Vordertreffen. Ludwig ließ den Böhmenkönig und den Baiernherzog Heinrich, ſeinen Schwiegerſohn, vorantreten, neben denen die andern auf beiden Seiten geordnet wurden. „Er ſelbſt vervielfältigte ſeinen Anzug“, heißt es bei Johann von Victring, was eine andere Chronik erklärt, er habe nebſt elf Rittern einen blauen Waffenrock mit weißen Kreuzen angezogen, um nicht erkannt zu werden. Unter Geſchrei und Trompetengeſchmetter beginnt der Kampf. Die Böhmen werden niedergeworfen; ihnen eilen die Baiern zu Hülfe, die ſich ſeitwärts auf einen Hügel ziehen, wo ſie die Sonne im Rücken haben, während die glühenden Sonnenſtrahlen die Augen der Gegner blenden. Friedrich und ſein Bruder Heinrich kämpfen mit wunderbarer Tapferkeit. Aber da die Ungarn und Kumanen, ein türkiſcher Volksſtamm, fliehen, nehmen die Böhmen Herzog Heinrich gefangen. Friedrich wird vom Burggrafen von Nürnberg ergriffen und Ludwig übergeben. Er ſtaunt, als er dieſen lebend vor ſich ſieht, da er ihn getödtet zu haben glaubte. Nach einer andern Darſtellung war das baieriſche Fußvolk gewichen, aber die Reiter riefen dieſes zurück und ſie nahmen ſelbſt zu Fuße am Kampfe theil. Als der Burggraf mit ſeinen Reitern unter großem Geſchrei herbeieilte, flohen die öſterreichiſchen Pfeilſchützen. Herzog Heinrich wurde mit vielen Vornehmen gefangen. Friedrich, der gegen den Rath der Seinigen in königlicher Rüſtung gekämpft hatte, ward von den Rittern verlaſſen, ſein Pferd getödtet. Ein Kriegsmann (ſpäter wird als ſolcher Albrecht von Rindsmaul, Pfleger von Neuſtadt an der Aiſch, genannt) wollte ihn gefangen nehmen; als er auf die Frage, wem er diene, den Burggrafen

nannte, ließ er dieſen rufen, und ergab ſich. Der Burggraf führte ihn zu den Baiern, wo zu ſeiner höchſten Ueberraſchung Ludwig, den er getödtet zu haben meinte, ihn mit den Worten empfing: „Vetter, ihr ſeid uns willkommen.“ Derſelbe Bericht ſchließt: „Obgleich viele Ludwig riethen, zum Beweiſe ſeines Sieges auf dem Schlachtfelde zu übernachten, zog dieſer ſich zurück, weil er die Ankunft Leopolds fürchtete. Dieſes Treffen wurde am Tage des heiligen Michael geliefert, fünfzig Jahre nach dem Tage, an welchem beider Großvater Rudolf von Habsburg zum römiſchen König gewählt worden war.“ Johann von Victring erzählt, bald darauf ſei Friedrich auf Schloß Dornburg an der Iſen, dann auf Burg Trauſenicht (Truwesniht), Trausnitz, gebracht worden, ſein Bruder Heinrich nach Böhmen.

Erſt im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts legt der baieriſche Geſchichtſchreiber Johannes Aventinus (Thurmayr aus Abensberg) die Leitung der Schlacht dem Ritter Siegfried Schweppermann bei, einem nürnberger Patricier, der bereits 1315 mit dem Burggrafen für Ludwig gekämpft habe. Dieſer, ſchon ein Greis, der von früheſter Jugend an ſich mit dem Kriegsweſen befaßt, habe in Ludwigs Auftrag das Heer nach der Oertlichkeit und der Truppenzahl geordnet, auch durch perſönliche Tapferkeit und geſchickte Leitung die Schlacht entſchieden. Er ſei den Böhmen zu Hülfe gekommen und habe die Oeſterreicher ſo lange zurückgehalten, bis dieſe die Anhöhe beſetzt gehabt, dann aber zur Tapferkeit die Liſt gefügt, Sonne und Wind gegen den Feind benutzt, ſpäter die Oeſterreicher dadurch getäuſcht, daß er die Reiter des Burggrafen mit einer öſterreichiſchen Fahne aus einem Hinterhalt heranſtürmen ließ. Zuletzt berichtet er: „Als Ludwig die Feinde in die Flucht geſchlagen, die übrigen gefangen ſah,

Digitized by Google

ließ er zum Rückzug blaſen und die Seinigen für ihren Leib ſorgen. Doch da nichts zur Stillung des Hungers ſich fand als Eier, befahl er jedermann ein Ei, dem Schweppermann, der den Sieg ihm verſchafft, zwei zu geben, was nachher [in der Faſſung ‚Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei‘] ſprichwörtlich geworden.“

Zwiſchen dem damals zu Avignon wohnenden Papſt und Ludwig kam es zu Zwiſtigkeiten, da letzterer gegen die Päpſtlichen ſich Mailands bemächtigte, auch die Anmaßung des Papſtes, ein von ihm nicht beſtätigter König dürfe keine Regierungshandlungen vornehmen, zurückwies, wie es auch die Kurfürſten thaten. Doch die Gegner benutzten dieſe Nichtanerkennung, welche durch die Biſchöfe von Salzburg und Paſſau verbreitet wurde. Leopold rüſtete ſich zu neuem Kampfe. Leider hatte Ludwig auch König Johann gegen ſich aufgebracht, da er die ihm für ſeine Hülfe verſprochene Mark Brandenburg ſeinem eigenen Sohne verlieh. Mit Karl IV. von Frankreich und Robert von Neapel wurde unter Theilnahme des Papſtes und des Herzogs Leopold ein Theilungsplan Deutſchlands vereinbart und die Wahl Karls zum deutſchen König beſchloſſen. Die Krönung dieſes Werkes der Finſterniß war die Bannbulle gegen Ludwig vom 23. März 1324. Aber wider alles Erwarten erklärten ſich nicht bloß die Univerſitäten Paris und Bologna, ſondern auch der ganze Minoritenorden gegen den Papſt. Ludwig verlangte die Zuſammenberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung. Dagegen forderte der Papſt die Fürſten auf, ſich zur Wahl eines neuen Königs in Bar-ſur-Aube einzufinden: aber es war ein Schlag ins Waſſer; kein Wähler fand ſich ein. Die Reichsſtädte beſonders erhoben ſich gegen den argen Mißbrauch päpſtlicher Macht. Zu Straßburg

warf man den Prieſter, der die Bannbulle anſchlagen wollte, in den Rhein und ſchlug ihn, als er ans Land ſchwimmen wollte, mit Ruderſtangen todt; auch trieb man die Dominikaner aus der Stadt. Die Regensburger zwangen die Geiſtlichen und Mönche durch Hunger, den unterlaſſenen Gottesdienſt herzuſtellen.

In Köln feierte Ludwig Ende Februar ſeine Hochzeit mit Margareta, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland. Da der päpſtliche Bannſtrahl nicht gezündet hatte, verſuchten Ludwigs Feinde andere Mittel. Friedrichs Gemahlin unternahm Wallfahrten und die ſtrengſten Bußübungen; zugleich weinte ſie ſich faſt blind. Leopold wollte mit Zaubermitteln den Bruder aus dem Gefängniſſe befreien, „aber der Mann reinen Glaubens“, berichtet Johann von Victring, „nahm ſie nicht an, er legte ſein Schickſal vertrauensvoll in Gottes Hand.“ Von Leopolds Unterhandlung mit einem berühmten Schwarzkünſtler berichtet ein Straßburger Chroniſt. Als beide zuſammen geſeſſen, ſei auf ein Zeichen des Meiſters ein trieſäugiger Dämon mit zerriſſenen Schuhen, den Hut auf dem Kopf, erſchienen, der nach mancherlei Fragen Leopold verſprochen habe, er werde den Gefangenen ohne Gefahr befreien, wenn dieſer ſelbſt nur wolle. Dieſer ſei wirklich in Geſtalt eines Schülers aus dem Aargau [von Wettingen?] in das Gefängniß getreten, mit einem Brodſacke um den Hals und habe Friedrich aufgefordert, in den Sack zu ſchlüpfen, damit er ihn ſeinem Bruder Leopold bringe. Als dieſer auf ſeine Frage, wer er ſei, erwidert: „Kümmere dich nicht darum! ich werde dich ſicher führen“, habe Friedrich ſich bekreuzigt und den Namen Chriſti angerufen. Nachdem er den Dämon ſo verſcheucht, habe Friedrich ſeinen Wächtern befohlen, ſich durch Reliquien und Gebet vor dem Dämon zu bewahren. Nach anderer Sage wäre

ein Teufelsgeiſt zu Friedrich getreten, über deſſen gräßlichen Anblick dieſer in ein gefährliches Fieber gefallen.

Im Herbſt lieferte Leopold die bisher in ſeiner Händ gebliebenen Reichskleinode aus, um Ludwig zur Freilaſſung ſeines Bruders zu beſtimmen. Da dieſer aber verlangte, die öſterreichiſchen Beſatzungen müßten vorher aus den Reichsſtädten gezogen werden, machte Leepold von den Schlöſſern Burgau und Rieſenburg aus Raubzüge ins Land. Von den Reichsſtädten gedrängt, belagerte Ludwig Burgau, das ſich aber hielt, da er nicht zu den äußerſten Mitteln ſchreiten wollte. Mit ſtarker Macht entſetzte Leopold das Schloß, und er würde Ludwig gefangen genommen haben, wäre dieſer nicht vom nürnberger Burggrafen gewarnt worden. Leopold ſuchte die Fürſten zu einer Neuwahl zu veranlaſſen. Durch die Aufwiegelungen des Papſtes, der ſogar die Nachbarvölker zu einem Einfalle in die Ludwigs Sohne verliehene Mark Brandenburg aufregte, wurde Ludwigs Lage immer bedrängter, ſo daß er endlich auf dringende Mahnung ſeines Beichtvaters Tattendorf und des Priors Gottfried von Mauerbach, Friedrichs Beichtvater, ſich entſchloß, Friedrich zu entlaſſen gegen ſein Wort, der Krone zu entſagen und Leopold zur Einſtellung aller Feindſeligkeiten zu bringen. Anfangs März kam er nach der Trausnitz. Friedrich fürchtete bei ſeinem Eintritt, er verkünde ihm ſeinen Tod. Als aber Ludwig ihn freundlich begrüßte und ſich zur Verſöhnung geneigt erwies, kehrte bald das alte Vertrauen zurück, und gern gab er ſein Ehrenwort, ſollte er die Bedingungen nicht erfüllen können, in einem Vierteljahre in ſein Gefängniß zurückzukehren. Der Vertrag vom 13. März wurde in der Kapelle feierlich auf die heilige Hoſtie beſchworen, von der, nachdem ſie einander ſich den Friedenskuß gegeben, jeder einen Theil genoß.

Vergebens verbot der Papſt dem von Ludwig Befreiten bei Strafe des Bannes, in die Haft des der Kirche widerſpenſtigen und gebannten Königs zurückzukehren und ihm in irgend etwas zu gehorchen, indem er alle ſeine Zuſagen als null und nichtig, ungültig und kraftlos, für ihn durchaus unverbindlich erklärte, während Friedrich alles aufbot, dieſen mit dem rechtmäßigen deutſchen König zu verſöhnen. Da Leopold ſich weigerte, die Waffen niederzulegen, ſo riß ſich Friedrich von ſeiner Gemahlin los und ſtellte ſich, nach kaum zweimonatlichem Aufenthalte zu Wien, bei Ludwig in München wieder als Gefangener ein. Voll Rührung rief dieſer ihm zu: „Nicht nach Trausnitz, Freund! hier in der Burg ſollſt du bleiben und mit mir als König regieren.“ „Und ſo“, heißt es in einer Chronik, „eſſen und trinken ſie miteinander, ſchlafen zuſammen, plaudern über luſtige und ernſte Dinge und ſind ein Herz und eine Seele.“ Da bald darauf die Kunde von dem Einfall der Littauer in die Mark Brandenburg eintraf, trug Ludwig dem Freunde die Vertheidigung ſeines Landes gegen ſeinen noch bei Burgau ſtehenden Bruder Leopold auf. Erhalten iſt die Urkunde vom 1. September, worin Friedrich ſich dazu bereit erklärt, auch zur Vormundſchaft ſeiner Kinder, ſollte er auf dem Zuge ſterben. Friedrichs Bruder Albrecht wußte auch Leopold zur Ausſöhnung geneigter zu machen. Am 5. September wurde von beiden Königen der Vertrag unterzeichnet, daß ſie das römiſche Reich miteinander wie eine Perſon regieren wollten; keine Noth und kein Zufall ſolle ſie von einander trennen, gegen geiſtliche und weltliche Widerſacher würden ſie ſich mit vereinigter Kraft vertheidigen. Freilich bedurfte dieſer Vertrag der Genehmigung der Stände, die durch den Einfluß des Papſtes und des Königs von Frankreich verzögert wurde. Auf dem Reichstage zu Ulm

wurde endlich im nächſten Januar die Auskunft getroffen, Ludwig ſolle ſich in Rom als Kaiſer krönen laſſen, Friedrich als römiſcher König in Deutſchland regieren. Friedrich ſtarb 1330, ſiebzehn Jahre vor Ludwig, der durch rückſichtsloſe Vermehrung ſeiner Hausmacht die Zahl ſeiner Gegner und den Einfluß der geiſtlichen Gewalt vermehrte. Papſt Clemens VI. traf ihn 1346 von neuem mit dem Bannſtrahl, der es bewirkte, daß es wieder zu unſeligen Verwirrungen kam, die Kurfürſten noch in demſelben Jahre an ſeiner Stelle den Markgrafen Karl von Mähren unter erniedrigenden Bedingungen zum König wählten. Freilich konnte Karl IV. zu Lebzeiten Ludwigs gegen dieſen nicht aufkommen, und auch, als dieſer 1347 hingeſchieden, wurden ihm Gegenkaiſer entgegengeſtellt, aber die Folgen ſeiner Gewaltherrſchaft waren Deutſchland und ſeinem eigenen Hauſe verhängnißvoll, führten keineswegs zu des großen Vaterlands Einigkeit und Macht, die er eine Zeit lang zu vertreten geſchienen hatte.

Die Geſchichte Ludwigs, von der wir einen Ueberblick mit beſonderer Hervorhebung der von Uhland dargeſtellten Punkte zu geben verſucht, bietet, wenn auch ſein Wirken für Baiern, beſonders durch ſeine Förderung der Macht der Städte und ihrer Rechte, trotz ſeiner ewigen Kriege, förderlich war und er als Kaiſer durch Tapferkeit und Tüchtigkeit ſich auszeichnete, im ganzen kein erfreuliches Bild, da ſeine Natur ihn zur Gewaltſamkeit trieb, die freilich im Geiſte der Zeit lag. Uhland nahm ſich daraus den Kampf der beiden von Jugend auf eng befreundeten Gegenkönige, um ein einheitliches Schauſpiel zu ſchaffen, welches Ludwig als einen für die Macht Deutſchlands begeiſterten Kaiſer darſtellte, der die Einigung aller deutſchen Stämme unter

einem Banner und deſſen Vertheidigung gegen das damals in Avignon ſeine Netze ſpinnende und ſeine Blitze ſchleudernde Papſtthum mit deutſcher Kraft und deutſcher Treue durchführte, trotz aller Ränke der Gegner in der gemeinſamen Regierung der an deutſcher Treue feſthaltenden Jugendfreunde ſeinen Triumph feierte. Dazu bedurfte er freilich ſehr großer Freiheit nicht bloß in der dramatiſchen Bewältigung des geſchichtlich von 1314 bis 1325 reichenden Stoffes, ſondern auch in der Charakterſchilderung, da er alles Gewaltthätige von Ludwig fern halten, dieſen als heldenhaften, ſeiner Würde und Pflicht bewußten, Deutſchland liebenden König darſtellen mußte. Freilich durfte er ihm das Ungeſtüme und Wilde ſeiner Natur nicht nehmen, das aber durch ſeine ſchlichte deutſche Biederkeit gemildert wurde, während ſein königlicher Freund als ein feiner, glanzliebender, aber nicht weniger auf deutſche Treue haltender Fürſt erſcheinen ſollte. Das Einwirken der päpſtlichen Macht mußte beim erſten Streite der Gegenkönige hervortreten, und ſo ließ Uhland gegen die geſchichtliche Ueberlieferung ſchon am Ende des zweiten Aufzugs den nicht mit Namen genannten päpſtlichen Legaten auftreten, wobei ihm etwa der von Shakeſpeare ſo prächtig in „König Johann“ eingeführte Legat Pandulpho vorſchwebte. Unter den ſonſtigen Abweichungen von der Geſchichte ſei hier nur erwähnt, daß Uhland Ludwigs Gemahlin nicht auftreten läßt, weder die erſte, mit ihm gekrönte, noch die zweite, weil ſie ihn neben der Gemahlin Friedrichs, die er nicht entbehren konnte, nur gehindert haben würde; die jüngern Knaben benutzte er geſchickt V, 2, vom ältern Sohne hören wir nur. Sehr glücklich iſt Leopolds Schwarzkünſtler ausgeführt, den wir ſchon im zweiten Aufzuge als fahrenden Schüler kennen lernen; nicht weniger gelungen ſind nach der

Ueberlieferung, daß die münchener Bäcker mannhaft Ludwig zur Seite geſtanden, Meiſter Thomas und deſſen Sohn Stephan geſchaffen, welche ergetzlich die zwiſchen dem zweiten und dritten Aufzuge liegenden Kriegsereigniſſe vorführen. In dieſen launigen Perſonen konnte Uhland ſeinen Hang zu komiſchen Geſtalten befriedigen, während er ſolche von ſeinem Trauerſpiel hatte ausſchließen müſſen. Eine Liebesgeſchichte war unmöglich anzubringen, doch wirkt die innige Liebe von Friedrichs Gattin ſehr rührend in dem Wahl- und Kriegsgetriebe. Zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzuge liegen die Zuſammenkunft der Fürſten zur Wahl und deren Vollzug. Mit welchem Glücke der zwiſchen dem zweiten und dritten liegende Zwiſchenraum echt dramatiſch, ohne einen ſo häufig bei Shakeſpeare auftretenden Chor, ausgefüllt wird, iſt bereits bemerkt. Zu Anfang des vierten Aufzugs ſind wieder ein paar Jahre verfloſſen; was inzwiſchen geſchehn, wird in den beiden erſten Szenen ungezwungen erwähnt. Zwiſchen den beiden letzten Aufzügen liegt Friedrichs zweimonatlicher Aufenthalt in Wien. Szenenwechſel tritt nur ein, wo die Handlung ihn nothwendig bedingt; vier Szenen (Uhland nimmt nur beim Ortwechſel eine neue an) waren bloß im dritten und vierten Akte nöthig; der erſte hat nur eine, die beiden übrigen zwei. Der mittlere Aufzug enthält die Entſcheidung des am Ende des zweiten in Ausſicht ſtehenden Kampfes; die Verſöhnung bringt der vierte, die erhebende Löſung der letzte. Der Aufbau des Stückes iſt einfach klar und hält uns in ſteter Spannung; die Handlungen häufen und überſtürzen ſich nicht, bieten aber ein lebendig bewegtes, anziehendes Bild der wilden Zeit.

Digitized by Google

Erſter Aufzug.

Der Entſchluß, die angebotene Wahl anzunehmen, mußte an den Sieg bei Gammelsdorf angeknüpft werden, der nach der Ueberlieferung die beiden bedeutendſten geiſtlichen Kurfürſten veranlaßt hatte, ihr Auge von Friedrich auf Ludwig zu wenden. Dies iſt ſo vortrefflich gelungen, daß der Aufzug uns nicht allein lebhaft in die Handlung einführt, ſondern auch dramatiſch bedeutend wirkt.

Uhlands geſchickte Erfindung iſt es, daß Ludwig im münchener Schloſſe die Abgeordneten baieriſcher Städte, welche ihm in der Schlacht ſo tapfer beigeſtanden, mit den dabei gefangenen Adeligen Niederbaierns verſammelt hat. Unter den Städten hatte beſonders Landshut ſich bewährt, deſſen nicht mit Namen genannter Schöffe alle als Redner vertritt, wie die Adeligen, der Graf von Hals, den die Ueberlieferung neben dem V. 143 angeführten Grafen von Püchberg nennt. Das von den Adeligen begonnene Wortgepränkel bricht der Schöffe ab mit Berufung auf den am Hofe herrſchenden Burgfrieden (Enthaltung vom Streite. vgl. Goethes Taſſo II, 3, 191 ff., 4, 88—105), doch Adelram hebt ihre adelige Geſinnung hervor.*) Der eintretende Herzog ſpricht zunächſt den treuen Städten, unter denen München ſeine Heimat iſt, die beiden nächſten an der Iſar, die andern an der Donau liegen, ſeinen beſten Dank aus, wirft dagegen den Adeligen vor, ſie hätten aus böſem Willen Oeſterreich ins Land

*) 17. Entſteht, fehlt, wie auch Entſtehung für Ermangelung nach älterm, der Zweideutigkeit wegen immer mehr ſchwindendem Gebrauche. Aehnlich ſteht entgehn.

gerufen, wogegen Adelram ſich vertheidigt, während der Schöffe ſich darauf beruft, daß der verſtorbene Herzog Otto Straubing verpflichtet habe, keinen andern Vormund als Ludwig anzuerkennen.*) Zur Sache vgl. oben S. 245. Adelrams Behauptung, es ſei eine Schmach, daß ein Herzog die Vollziehung ſeines letzten Willens Bürgern übertragen, ſetzt Ludwig die hohe Bedeutung entgegen, welche die Städte für die Blüte deutſchen Gewerbes und Handels, auch der Kunſt, jetzt gewonnen, welche die Ritter durch ihr herrſch- und habgieriges Treiben ſtörten.**) Drum ſei es Recht, ſchließt der Herzog, daß ein Fürſt die Seinigen bei ſeinem Tode gerade den Bürgern der Städte anempfehle. Durch Adelrams ärgerliche Aufforderung, gleich zu ſagen, was er mit ihnen vorhabe, läßt er ſich nicht ſtören, ſondern verkündet zunächſt, was er den treuen Städten als Lohn beſtimmt hat. Er zeigt ihnen das auf ihren Wunſch von ihm zuſammengeſtellte Landrechtsbuch von 1316, das eigentlich, wie auch deſſen Erweiterung von 1347, bloß die münchener Satzungen enthielt,

---

) 41. Otten, echter Genetiv vom mitteldeutſchen Otte. — 42. Pfleger, Verwalter. Vormünder war Ludwig. — 45. Der Fürſten Schwager. In einem am 9. Oktober 1312 von den Müttern der niederbaieriſchen Herzöge mit Friedrich von Oeſterreich geſchloſſenen Vertrage war die Heirat des achtjährigen Prinzen Heinrich, Sohnes von Herzog Stephan, mit Friedrichs Schweſter vorgeſehen. Die Fürſten ſind dieſer Heinrich und deſſen erſt vierjähriger Bruder Otto. — 58. Erlaucht, Bezeichnung der Fürſten. Vgl. S. 159. — Erkennen, nach älterm Gebrauch anerkennen.

) 81. Ein „als" wird vor „des Landes Zierde" gedacht. So fehlt es in unſerm Auftritt mehrmal, auch 919. — 84. Werfen, ſtatt des gangbaren niederwerfen, das Goethe häufig im „Götz" nach der eigenen Lebensbeſchreibung des Ritters braucht. — Saumroß (von Saum, Laſt), wie Säumer (Erl. zu Schillers „Tell" S. 255*), sommier.

aber ſpäter von den übrigen Städten angenommen wurde.*) Sodann ertheilt er den Städten neue Fahnen, worauf Uhland durch das gekommen, was er über Landshuts Wappen überliefert fand und benutzte (131—34).**) Der Schöffe von Landshut dankt für Ingolſtadt, noch ehe die Fahne für ſeine Stadt entfaltet iſt. Es fällt doch etwas auf, daß die Wappen der übrigen Städte nicht erwähnt werden, deren Vertreter die ihnen übergebenen Fahnen mit freudigem Dank und dem Verſprechen ſchwingen, in der Schlacht ſie tapfer zu bewahren.***)

Adelram, den dieſe Bevorzugung der Bürger verletzt, kann nicht unterlaſſen, mit einer gewiſſen Ueberhebung für alle Adligen den Ruhm in Anſpruch zu nehmen, daß auch ſie für Baiern ruhmvoll gekämpft, wovon er nur das Beiſpiel des anweſenden Grafen Püchberg anführt.†) Ludwig benutzt dieſe Hervor-

*) 103. Löſe, auflöſe, wie Uhland ſtatt der zuſammengeſetzten Wörter die einfachen zu wählen liebt, die ſich auch oft beſſer dem Verſe fügen. — 109. Fremder Weisheit, dem römiſchen Recht. In Goethes „Götz“ (II, 1) klagt Olearius, daß zu Frankfurt nach altem Herkommen und wenigen Statuten gerichtet werde, man dort das römiſche Recht nicht kenne.

**) 118. Dräuen. Vgl. S. 27*. — 120. Wagenburg, die beim Lager aufgefahrenen Wagen des Heeres. — 122. Wimpel, von oben wehenden Zeichen, auffallend ſächlich gebraucht; denn der Ausfall der Endung bei freudig iſt kaum anzunehmen.

***) 138. Baier. Wenn auch im Mitteldeutſchen der Name Baier in der Mehrheit unverändert bleibt, ſo iſt doch dieſer von Uhland befolgte Gebrauch im Neudeutſchen ſehr anſtößig. In Baier iſt er nicht Ableitungsendung, wie in Mainzer, ſondern ſtammhaft, wie die urſprüngliche vollere Form beweiſt, und muß demnach abgebogen werden, wie Kaſſer, Ungar. Faſt ſollte man wünſchen, in Neudrucken des Stückes werde überall die richtige Form hergeſtellt.

†) Ueberliefert fand Uhland, daß Hartlieb von Püchberg im Jahre 1310 baieriſche Hülfstruppen auf einer Schiffbrücke über die Inn geführt und die Schloß Schärding belagernden Truppen Friedrichs in die Flucht getrieben.

hebung früher bewährter Treue zum Wunſche, daß dieſer Geiſt wieder neu erwache, womit er den Uebergang zur Mittheilung macht, Friedrich habe im Vertrage von Salzburg die Begnadigung und Wiederherſtellung der Ritter*) von ihm unter der Bedingung erlangt, daß dieſe ihm von neuem Treue ſchwörten. Da alle dazu bereit ſind, gibt Ludwig den Gefangenen ihre Schwerter wieder, worauf ſie ſchwören, für den Herzog ihr Leben laſſen zu wollen.**)

Jetzt, wo der Herzog durch die Wiedergewinnung der Adeligen gekräftigt iſt, erhält er die Einladung, ſich um die Königswürde zu bewerben. Der Ueberbringer iſt der mit ihm befreundete Friedrich IV. von Zollern, deſſen Vorfahren ſchon längere Zeit erblich das Burggrafthum Nürnberg beſaßen.***) Von fünf Kurfürſten, die auf dem Königsſtuhl zu Renſe für Ludwig geſtimmt, iſt er beauftragt, ihn aufzufordern, am 19. Oktober ſich bei Frankfurt auf der Wahlſtätte einzufinden. Ueber die geſchichtliche Ueberlieferung vgl. S. 246 f. Uhland findet hier erwünſchte Gelegenheit, den Burggrafen alles ſagen zu laſſen, was der Zuſchauer wegen der Königswahl zu wiſſen braucht. Daß das Reich augenblicklich kaiſerlos ſei, war ſchon 36 gelegentlich

*) 168. Eigenthum, Allod, Lehn, Feod. — Lehn. Uhland braucht auch in der Mehrheit in älterer Weiſe Lehn; wenigſtens ſollte für dieſe die volle Form Lehen ſtehn. Vgl. 195***.

**) Der bildliche Ausdruck „die Scharten auswetzen" iſt etwas anſtößig, da es bei den Schwertern nahe liegt, an wirkliche Scharten zu denken.

***) 179. Geding, Verhandlung. — 183 ff. Der gerade nicht glückliche Vergleich ſoll andeuten, daß Ludwig, während er ſeine Angelegenheiten betreibt, nicht ahnt, welche glänzende Zukunft ihm beſtimmt iſt. — 186. Werbt, nach ſchwäbiſchem Gebrauch ſtatt „führt aus", „verkündet", wie es auch heißt: „ſagt Euer Gewerb". In Babos „Otto von Wittelsbach" findet ſich der Ausdruck mehrfach.

bemerkt.*) In ſeiner Ablehnung gedenkt Ludwig zuerſt des Verlangens, ſich ruhig den Werken des Friedens zu widmen, die ihm Uhland abſichtlich zuſchreibt, da er ſeine friedliche Natur gegenüber der Ueberlieferung der Geſchichte hervorheben möchte; auch ſei man auf ihn nur gefallen, weil man ihn für Oeſterreichs Feind halte.**) Man ſolle Friedrich wählen; dieſer ſei dazu vor allem geeignet, und er ſelbſt werde ihm gern huldigen. Seinen Sieg über dieſen, den der Burggraf betont hatte, ſchreibt er der Tapferkeit der um ihren Herd kämpfenden Bürger zu; erſt dann kommt er auf ſeine geringe Hausmacht (nach der Ueberlieferung S. 246). Geſteht der Burggraf auch, daß Friedrich reicher und mächtiger ſei, ja daß er vom Erzbiſchof von Köln und Ludwigs eigenem Bruder unterſtützt werde***), ſo fürchte man dagegen ſeine Ehrſucht, die ſich auch in ſeiner ungeduldigen Bewerbung verrathe, während man zu Ludwig, der ſich nicht darum bemühe, das Vertrauen habe, er werde das ſein, was das Reich bedürfe, ein Friedensfürſt, ein Schützer des Rechts (Vogt. Vgl. S. 153**),

*) 189. Seit vierzehn Monaten. Da Heinrich VII. am 24. Auguſt 1313 geſtorben war, fällt unſer Auftritt in den September 1314. — 192. Trifels (Dreifels), in der Pfalz. Die Hohenſtaufen machten die Burg zur Schatzkammer, was ſie auch geweſen ſein muß, als Heinrich VII. ſeinen Römerzug antrat. — 198. Schatten. Der Königsſtuhl bei Renſe ſtand in einem Baumgarten unter ſieben Nußbäumen. — 202. Savoyen, Graf Amadeus von Savoyen. — 205. Heldenwerk nahm Uhland aus einer Schilderung der Schlacht von Mühldorf, wo es beim Angriff heißt: „Da ſach man heldenwerc." Vgl. S. 201**. — 207. Dem hohen Tritt. Man ſtieg auf 18 Stufen zu dem Sitze. — 213. Geſetzet, angeſetzt. — 214. Unverfehlt, alt für „unfehlbar". — 215. Dieſer Vers ward erſt nach Uhlands Tod aus der Handſchrift eingeſetzt.

**) 233. Luxemburg, der Herzog von Luxemburg, der ſeit 1310 mit Böhmen belehnt war; 210 wird er deshalb durch „Böhmen" bezeichnet.

***) 255. Streiten für „beſtreiten", wie 565 neiden für „beneiden"

ein Beſtrafer des Uebermuths. Zuletzt beruft er ſich mit bewegtem Herzen auf ſeine eigene Ueberzeugung, Ludwig ſei der rechte König für das Reich, und ſo bittet er ihn, nicht als Abgeſandter der Fürſten, ſondern als Vertreter vieler Redlichen und wahrer Reichsfreunde, dem Rufe zu folgen. Als dieſer ſich noch erſt bedenken will, deutet er auf alle Anweſenden hin, die ihn kennten, worauf denn die Vertreter der Adeligen und der Städte ihn mit liebevoller Bitte drängen, ſich des Reiches anzunehmen.*) Dieſer gerechte, thatkräftige, von Ehrſucht und Kriegsluſt freie Fürſt iſt nicht der geſchichtliche, aber es iſt Uhlands Ludwig, und es war ein großes Verdienſt des Dichters, daß er dieſes dichteriſch geſchaute Bild ſo deutlich gezeichnet und durchgeführt hat. Die Vorwürfe, welche Notter S. 440 ff. gegen Ludwigs Schilderung erhoben hat, beruhen eben auf einſeitiger Verkennung. Sehr ſchön iſt es auch, daß Ludwig noch zuletzt von einem Schauder erfaßt wird, worin die bisherige Geſchichte des römiſchen Kaiſerreiches deutſcher Nation ihm vor der Seele tritt, das von innern und äußern Kriegen erfüllt und von herrſchſüchtigen Päpſten, früher in Rom, ſeit 1307 unter franzöſiſchem, Deutſchland feindlichem Einfluß in Avignon, untergraben worden, und unter den ſich wider ihn erhebenden deutſchen Fürſten ſein Geiſt ſchon ſeinen Freund Friedrich ſieht (294—302). Die Viſion ſchildert den weiten Umfang des Reiches, geht 297 mit „raucht von Blut" unmerklich auf die Geſchichte über. Die Schönheit und Bedeutung dieſer Stelle hat bisher niemand hervorgehoben.**) Aber im Vertrauen auf die Biederkeit ſeiner Baiern entſchließt

*) Zeuch, ältere Form für zieh, wie fleuch für fliehe. Aehnlich ſteht bei Uhland eu in geußt, fleußt, fleug, beut.

**) 299 f. Bei dem mit der Rechten ſegnenden, mit der Linken Blitze ſchleu-

ſich Ludwig, und ſo endet der Aufzug großartig mit der Entlaſſung des Burggrafen, dem dieſer kurzgefaßt zuſagt, ſich zur Zeit einzufinden. Daß er bei den Worten „wenn ich ſo die kräftgen Händ' ergreife", den Sprechern des Adels und der Städte die Hand drückt, deutet ſo an.

Zweiter Aufzug.

Wir befinden uns vor Frankfurt. Die Doppelwahl iſt erfolgt. Eine Ausſöhnung ſcheint unmöglich, da der durch die Mehrzahl der Fürſten gewählte Ludwig dem Rufe der Wähler folgen muß, wogegen eigene Ehrſucht und die ſeines Bruders Leopold, welcher für die Macht und den Glanz des öſterreichiſchen Hauſes ſchwärmt, Friedrich treiben, wenn auch deſſen Gattin von der neuen, ihr Liebesglück ſtörenden Würde nicht angezogen wird.

Erſte Szene. Ein köſtliches Bild begegnet uns im Lager Friedrichs vor Frankfurt (richtiger hieße es, wie ſchon 314 zeigt, „zu Sachſenhauſen, Frankfurt gegenüber"), der fahrende Schüler*), dem Uhland, da dieſer ſpäter als Zauberer erſcheinen ſoll, den Namen des berühmten Schwaben Albert der Große gibt, der im Mittelalter als großer Zauberer galt. Später (IV, 3) vernehmen

---

dernden Papſt ſchwebt das Bild des heidniſchen Göttervaters vor, deſſen Rechte das Zepter trägt, die Linke den Blitz hält.

*) Uhland nennt ihn im Szenar und im Perſonenverzeichniß einen „fahrenden Schüler", 319 heißt er „ein reiſender Scholar", 390. 510 „Schüler", wie ſelbſt Univerſitätsſtudenten noch ſpäter genannt wurden. Goethe hat im „Fauſt" Scolaſt, aber auch fahrender Scholasticus, erſteres wohl nach dem Italieniſchen. Uhlands „Scholar" iſt die im Deutſchen gewöhnliche Form.

wir, dieſer ſei der ungerathene Neffe des Burgvogts von der Trausnitz. Die fahrenden Schüler (scholastici vagantes), Studenten, die, im Reiche umherſchweifend, durch erlaubte und unerlaubte Künſte ſich dürftig das Leben friſteten, waren längſt eine Landplage, gegen welche ſchon die Geiſtlichkeit mit allen Mitteln wirkte. Albert verkündet ſpottend die Doppelwahl, die freilich dem Reiche verderblich ſei. Ehe er ſeine Freude ausſprechen kann, daß er jetzt bei zwei Kaiſern durch einen Glückwunſch ſich eine gute Bewirthung verdiene, verſpotten ihn ein paar Edelknechte, durch die ſeine äußere Erſcheinung dramatiſch belebt wird. Albert läßt ſich die knabenhaften Witze über ſeine Tracht ruhig gefallen; als ſie aber ſeine dem Zuſchauer auf die Oertlichkeit deutende Frage, ob hier des Königs Friedrich Zelt ſei, nicht beantworten, ſondern weiter ſpotten, was er wohl hier zu ſuchen habe*), tritt er ihrer beſchränkten, bloß auf ihren Dienſt und ihren Platz gerichteten Kenntniß gewandt entgegen**), erzählt ihnen dann zur Unterhaltung, welche Kraft ein Mantel wie der ſeinige habe, der mehr werth ſei als ihre mit Goldfranzen beſetzten.***) Da berichtet er denn von jenem berühmten Schwarzkünſtler†), der

*) Einneſteln (329) und reiterlich (339) ſind glückliche Neubildungen. — Geſtell iſt ſcherzhafter Ausdruck für „Geſtalt", indem es auf die hölzerne Ungeſchicklichkeit deutet.

**) Die Stange halten (340), nicht im gewöhnlichen ſprüchwörtlichen Sinne. Die Edelknaben müſſen, wenn der Herr zu Pferde ſteigt, die Stange des Zügels halten.

***) Wartend (347), erwartend; Dienſte iſt die Mehrheit. Weismann faßt es irrig als Genetiv der Mehrheit, wie Luther ſagt „warten des Amtes, eines neuen Himmels". Daß ſie augenblicklich nichts zu thun haben, ſollte hervortreten. Freilich iſt der Ausdruck gezwungen.

†) Die Bezeichnung der Zauberei als ſchwarze Kunſt hängt damit zuſammen, daß man den griechiſchen Namen nekromantia (Todtenbeſchwörung), der zur

zugleich Bischof von Regensburg gewesen, welche Stelle er aber nur gezwungen in hohem Alter annahm und schon nach zwei Jahren niederlegte. Von dem fahrenden Schüler darf man natürlich keinen genauen Bericht über diesen größten Theologen, Philosophen und Naturforscher der Zeit erwarten. Er tischt seinen gespannt horchenden Edelknaben das hübsche, im Volksmunde lebende Geschichtchen von seiner Bewirthung des Königs Wilhelm von Holland auf, welchen er zu Köln im Klostergarten empfing, wo er den strengen Wintertag sogleich zum herrlichen Sommer umschuf. Aber unserm Albert ist es besonders um dessen Zaubermantel zu thun, auf dem dieser als Student zu Paris (wirklich studirte Albert in Padua) die Königstochter entführt haben soll. Diese späte Sage hat der Student sich auf seine Weise ausgebildet, wie denn solche von ältern Zauberern auf spätere übertragene Geschichtchen (hier liegt eine vom Zauberer Vergilius zu Grunde) im Munde der Erzähler sich umgestalteten.*) Von gleichem Zeuge sei sein eigener Mantel, wie er denn auch Alberts Namen trage, fügt er selbstgefällig hinzu, und er wiederholt, daß dieser Albert doch später ein frommer Bischof gewesen. Launig schließt er damit, daß eine solche Spinnewebe, wie der eine Page seinen Mantel bezeichnet hatte (322), einem verliebten Edelknaben sehr gefallen würde, wohl auch ihnen. Eben als er noch

---

Bezeichnung derselben üblich war, im Mittelalter zu nigromantia entstellte, als ob das Wort mit niger (schwarz) zusammenhinge.

*) Zu dem trefflich gehaltenen Tone seines Berichts stimmt auch 369 die gemeine Redeweise einem auf (auch hinter) die Sprünge kommen, nach dem gangbaren Gebrauche von Sprünge, wie man auch Streiche, Schliche braucht. — 371. Notpeinlich, meist hochnotpeinlich, wo es um Leben und Tod geht, vom sogenannten Halsgericht. — 378. Froh an, frei statt der Verbindung mit dem Genetiv, wie man sagt Freude an.

einmal nach dem König fragt, erscheint dieser mit seiner Gattin, in gespannter Erwartung seines nach Frankfurt gesandten Bruders. Anstößig ist, daß er diesen den Pagen gegenüber Leopold nennt; der Titel Herzog durfte nicht fehlen. Denselben Anstoß finden wir 512, wo Isabella den Schüler nach „Friedrichs Sternen" fragt. Uhland nennt die Gattin richtig Isabella; in den deutschen Quellen heißt sie Elisabeth. Der durch den König abgebrochene Glückwunsch an ihn und seine Gattin kann natürlich nur lateinisch sein; er preist den neuen (surgens) Kaiser auch als Ueberwinder seines Gegners (triumphator) und die Schönheit der Gattin.*) Friedrich fertigt ihn rasch ab, da ihm ganz andere Dinge am Herzen liegen, ja der Glückwunsch ihm peinlich ist, doch soll ihm Bewirthung und ein Stück Geld nicht fehlen.**)

Wie wenig Isabella, die nach Uhlands Annahme erst einen Monat vermählt ist, an Friedrichs ehrsüchtigen Plänen theilnimmt, zeigt ihre Mißstimmung im Gespräche mit Friedrich, worin auch gelegentlich ihr Traum (vgl. S. 246) sehr glücklich verwandt ist. Hier weicht Uhland absichtlich von der Ueberlieferung ab; denn erst am 11. Mai 1325 fand die Vermählung statt, aber er bedurfte eines Gegensatzes zu Friedrichs ehrsüchtigem Bruder Leopold.***) Schon in diesem Auftritt treten

*) 387 f. finde ich keine Nachbildung von Marienhymnen, wie Weismann. Freilich wird Maria als regina und als maris stella gefeiert, aber stella ist hier eben nur durch den Reim auf Isabella veranlaßt und regina heißt sie nicht.

**) 392 f. Imbiß, Mahl (vgl. 1044), wie Goethe im „Götz" Nachtims hat. — Wanderpfenning statt Zehrpfenning. — Heiß', den Zahlmeister.

***) 402. „Und was man sonst [außer dem 392 f. Genannten] der Liebe Zeichen nennt", besonders Zerstreutheit. — 402. Daß . . . hängt, den Gegenstand deiner Liebe. — 407. Siegesdank, für das gangbare einfache Dank. —

neben der Friedrich beherrschenden Ehrsucht sein feuriger Geist und seine Liebe zu allem Glänzenden und Schönen hervor.

Leopold bringt nicht nur die Nachricht, daß Frankfurt Friedrich die Thore verschließe, dort Ludwig schon auf dem Hochaltar dem Volk gezeigt und festlich empfangen worden*), sondern auch Ludwigs Einladung zu einem freundlichen Gespräche. Diese ganze Zusammenkunft hat Uhland zu seinem Zweck erfunden. Friedrich ist sofort bereit über die Mainbrücke zu der von Leopold ihm mit der Hand gezeigten Wiese**) zu reiten. Doch Leopold kann nicht unterlassen, den Bruder ernstlich zu mahnen, sich ja nicht beschwatzen, die Gelegenheit nicht vorübergehn zu lassen, die ihm niemals (in Ewigkeit nicht, ewig nie) wiederkommen werde, indem er in einer längern, seinen Charakter recht bezeichnenden Rede hervorhebt, was er alles seit dem unglücklichen Tage der Ermordung ihres Vaters gethan und gelitten in Erwartung des Tages, wo Oesterreich durch seinen zum Herrschen wie geschaffenen Bruder wieder das Haupt Deutschlands werde. Alle hier erwähnten Züge sind geschichtlich wahr, das auf Albrechts Ermordung Bezügliche auch nach

---

416. Traumeswunsch. Den Traum hatte der Wunsch ihr eingegeben. — 419. Den Fraun der Vorzeit, wie Armida, die Rinaldo an sich fesseln und vom Kriege abhalten wollte. — 434. Den ersterbenden Gesang. Der Minnesang verstummte seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

*) Die Elevation geschah vor dem Laienaltar, im Jahre 1314 auf einem Gerüst, das man vor der Kirche auf dem Kirchhofe gebaut. Den „heiligen Altar" nennt Goethe so im „Faust" II, 6346.

**) Sowohl oberhalb wie unterhalb Frankfurts fanden sich solche Wiesen; beider gedenkt das erste Buch von Goethes „Wahrheit und Dichtung". Erstere lag der Wahlstätte und auch der Brücke näher. Kaum dürfte Uhland sich darüber bestimmt entschieden haben.

Tſchudi von Schiller im Tell V, 1 (Erl. S. 275 ff.) benutzt. Die alte Stammburg (465) iſt Baden auf dem Stein. Leopold gedenkt ſeiner Schweſter Agnes, die, als ſie nach der Eroberung der Burg eines der Verſchworenen durch das Blut von 63 Enthaupteten ſpazierte, äußerte, ſie bade im Maienthau, es ſei ihr ſo wohl, wie wenn ſie als Kind im Mai über eine Wieſe mit bloßen Füßen ging.*) Für die Größe ihres Hauſes hatte der kleine, unanſehnliche Mann, der von der Natur im Gegenſatz zu ſeinem Bruder als Stiefſohn behandelt worden war, im Krieg und in Unterhandlungen mit den Fürſten raſtlos gearbeitet. Sehr bezeichnend hebt er hervor, wie die Ermordung des Vaters ihn mit wilder Rache erfüllt hat und preiſt den Bruder glücklich, den ſein Geſchick (Stern, wie im Liede „Klage“ ein ſchlimmer Stern, 1071 die Geſtirne) davor bewahrt habe. Doch Friedrich bedurfte ſeiner Mahnung nicht, er war entſchloſſen, wenn Ludwig, auf deſſen Nachgiebigkeit er noch einige Hoffnung geſetzt hatte, nicht weichen ſollte, ſogleich nach Bonn aufzubrechen, wo der Erzbiſchof von Köln ihn zu krönen bereit war.

Wie ſehr Iſabella durch die drohende Verwirrung betroffen wird, ſpricht ſie nach Friedrichs Entfernung lebhaft aus, faſt noch mehr in der Frage an den aus dem Zelte zurückkehrenden Schüler, ob er, den ſie in der Aſtrologie nach der Weiſe der Zeit bewandert glauben muß, den Stand der Sterne Friedrichs kenne. Offenbar meint ſie, wie die Planeten zu ſeinem Geburtsſtern augenblicklich ſtänden (vgl. die Erl. zu Schillers Wallen-

*) Zu Maienthau 469 vgl. Uhlands ſo überſchriebenes Lied. — Aus Mailands Aufruhr (476), nach der Krönung. Ohne die Hülfe von Leopold, der außerhalb der Stadt lag, wäre Heinrich VII. verloren geweſen. — 477. Den goldenen Becher ſchenkte ihm die Kaiſerin.

stein S. 276 ff.), aber dieser weiß nichts mehr, als was er einmal gehört hat*), sein Stern stehe immer im Schweife des Löwen, was auf Unglück deute. Pfiffig genug bezeichnet Albertus es als ein gutes Horoskop, daß Friedrichs Sterne im Zeichen des (auf Kraft deutenden) Löwen stehen, aber daß es der Schweif des Löwen sei, wonach er nie zum gewünschten Ziele gelangen werde, bemerkt er nur „seitwärts", leise für sich. Glücklicher wäre es, wenn er damit erst nach Isabellas Entfernung herauskäme. Ironisch schließt er dann, daß er nicht entscheiden wolle, wem der Thron gehöre, und deshalb nun nach Frankfurt gehn werde, um auch Ludwig zu beglückwünschen. Daß die Sterne dunkel sind, bezieht sich wohl darauf, daß die eben erwähnte Stellung derselben zugleich günstig und ungünstig sei.

Zweite Szene. Die Unterredung kann keinen günstigen Ausgang haben, da Ludwig es für Pflicht hält der gesetzmäßig vollzogenen Wahl zu folgen, sodaß er nur durch die Kurfürsten selbst freigelassen werden könne, Friedrich durch den Glanz der Würde und die Ehre seines Hauses bestimmt wird, auch sich schon gegen den Bruder und die Gattin entschieden erklärt hat. Beide Parteien erscheinen mit ihren Kurfürsten und andern Reichsständen; eben sind sie in der Nähe von den Pferden abgestiegen. Nach herzlichem, von Friedrich kühler erwidertem Gruße erklärt Ludwig, er hoffe, daß sie sich hier, wie damals in Salzburg,

*) Johann von Victring führt dies als Aeußerung des Magister Bartholomäus aus Verona über Friedrich zur Zeit an, wo dieser schon König war.

**) 545. Mehrer. Der deutsche König hieß „zu allen Zeiten Mehrer des Reichs", was eine irrige Uebersetzung von semper Augustus war. Hier aber ist es nicht Titel, wie das frei hinzugesetzte und Verherrlicher des Pomp liebenden Friedrich zeigt.

verständigen würden, wogegen Friedrich, der 534 absichtlich fast mit denselben Worten wie jener 525 beginnt, an das erinnern will, was er damals ihm geäußert, doch läßt Ludwig ihn nicht aussprechen, sondern fügt selbst hinzu, was er darauf erwidert habe. Der Vorwurf, er habe wenig bewährt, daß er ihm der Liebste und Ersehnteste sei (spitzig fragt Friedrich, wo diese Liebe und Sehnsucht nun seien), lehnt Ludwig mit dem unerwartet ergangenen Rufe ab, und dem Einspruch des Gegners hält er die nach dem Wahlgesetz entscheidende Mehrheit entgegen. Friedrich ist so erpicht auf seine Wahl, daß er, obgleich nicht ausgemacht war, welchen von den beiden sächsischen Herzögen die Stimme gehöre, und Johann entschieden mehr Recht hatte auf die Stimme von Böhmen als der vertriebene Heinrich, anmaßlich behauptet, die beiden, die für ihn gestimmt, seien dazu berechtigt.*) Auch daß sogar Ludwigs Bruder für ihn stimme, wagt er für sich in Anspruch zu nehmen. Ludwig weist die ungerechte Beschuldigung, sein Wort nicht gehalten zu haben, ruhig zurück, und wie wenig Ehrsucht ihn treibe, beweist er dadurch, daß er zurücktreten will, wenn seine Wähler ihn entlassen, was diese aber einstimmig verweigern. Die aus vollem Herzen strömende Mahnung**), der Freund möge sich selbst bezwingen, würde wirkungslos sein, schmähte auch Leopold nicht diesen einen Gleisner, ja dieser tritt sogar mit der Drohung hervor, die auf Oesterreichs Seite stehenden Kurfürsten würden, lehne der Bruder ab, ihn selbst wählen. Das treibt denn Friedrich

*) Verjährt (553). Der Ausspruch war lange nicht mehr erhoben, jetzt erst wieder hervorgesucht worden.

**) Nun (576) hier im Sinne von „da" nach gewöhnlichem Sprachgebrauch, wo freilich oft im Nachsatze „so" folgt.

zur Versicherung, er sei stark genug „den Gegner wegzudrücken", was Ludwig stolz und gemessen mit dem königlichen Schirm des Throns vor den Meuterern erwidert.

Da glaubt nun der durch die zwiespältige Wahl angezogene päpstliche Legat die Zeit gekommen, mit einem salbungsvoll beginnenden, drohend schließenden Einspruche sich einmischen zu müssen: aber gegen seine Anmaßung erheben sich alle Fürsten, und als er nun gar über Empörung wider das göttliche Recht klagt, erklärt Ludwig mit der sichern Ruhe des auf deutschem Recht fußenden Königs, seinem Eide gemäß die Freiheit des Reichs und sein Königsrecht gegen den Eingriff der Kirche behaupten zu wollen. Der Gegenkönig aber entfernt sich mit der Berufung auf das Gottesgericht des Krieges, als ob Gott bei blutiger Zerstörung und Entfesselung der wildesten Leidenschaften im Spiele sei.*) Doch kann er nicht scheiden, ohne das bittere Gefühl auszusprechen, daß ihre Freundschaft so ende. Auf welcher Seite das Recht sei, ist klar ans Licht getreten, aber eben so fest steht, daß Friedrich Ludwig erbittert bekämpfen wird.

Dritter Aufzug.

Statt Königen, Fürsten und Rittern begegnen wir jetzt nach acht Jahren an einem frühen Morgen (die Tageszeit hätte angedeutet werden sollen) einem münchener Bäckermeister und

) 639. Statt wir zween (vgl. oben S. 166), das, da uns wiedersehn folgt, einen empfindlichen Mißlaut gibt, erwartet man eher wir beid'. — 640. Der Anklang in Schlachtfeld und geschwungnem Schwert scheint beabsichtigt.

deſſen Sohne, der vor dem Anfange des Krieges als Bäckerburſche nach Wien gegangen, aber, als er vernommen, der Krieg habe ſich nach Baiern gezogen (650), es trotz des braven, (frommen, wie 1047) Meiſters und ſonſtigen Wohlbefindens*) dort nicht mehr aushalten konnte, was den Vater freut, da ja Oeſterreich jetzt der entſchiedenſte Feind des von ihm überfallenen Baiern geworden.**) Uhland fand berichtet, daß die Bäckerknechte beſonders tapfer Ludwig zur Seite geſtanden und er ihnen zum Dank ein Haus in München geſchenkt, auch ihnen geſtattet habe, einen Adler in ihrer Standarte zu führen. In einem Volksliede heißt es, die Feinde hätten Ludwig gar hart umgeben gehabt;

Da ſolches die Bekher Knecht erſachen,
Theten ſie ſich dem Kaiſer nachen.

Nachdem Thomas dem Sohne die Einrichtung in der Weiſe eines ſchlichten Bürgers von München erklärt und luſtig bemerkt hat, wie die Münchener ihrem Herzog gefolgt ſeien, kann der Bäcker doch die Frage nach dem Kornpreiſe in Oeſterreich nicht unterdrücken, was denn auf die ſchweren Zeiten und den leidigen

*) In der Beſchreibung deſſelben wird Steffen bei den Worten, „'ne gute Koſt“ (649) unterbrochen.

**) 642. Sauerbeck, Brodbäcker, im Gegenſatz von Süßbeck, Zuckerbäcker, wie man mundartlich das noch in Namen erhaltene Beck hat. Als Bäckerburſchen verräth ihn das Bündel, das er trägt. Gleich der erſte Vers deutet durch Lagergaſſe, die breite Straße, welche den Eingang ins Lager bildet, auf den Ort, wie Thomas ſich ſelbſt als Brodbäcker zu erkennen gibt. — Mir nach dem gemüthlichen Gebrauche der Volksſprache, die im ganzen Geſpräch durchklingt. So ſtehen 'ne, 'ner, 'mal, 's ſtatt das (699), ſtatt ſie (684), zweimal halt, und ich, die, es fehlen. Dahin gehört auch der Gebrauch von das 659, juſt und manche Ausdrücke, wie zulegen vom Dickwerden. 647 ſteht „Das laß dir gut ſein!“ im Sinne „das möge dir gut bekommen!“

Krieg führt. Der Vater berichtet in seiner Weise dem Sohne von den hier vorgegangenen Dingen, dieser gedenkt dessen, was man in Oesterreich sich erzählt habe. So werden wir denn im bunten Durcheinander von dem wechselnden Kriegsglück unterrichtet. Alles Erwähnte ist geschichtlich begründet, erscheint aber im eigenen Lichte bald des gut baierischen Bürgers, bald der österreichischen Sage. Zum einzelnen bemerken wir folgendes. 674 ist das Mehlfaß eine Zuthat des Bäckermeisters. Friedrich soll bei Bonn im freien Felde auf einem Fasse gekrönt worden sein. — 676. Nicht mit der rechten Krone. Die Reichskleinode hatte Friedrich auf der von ihm besetzten Burg Trifels. — 680. Berichtet wird: „Ludwig zwang Friedrich, in einen Rübengarten einzudringen, nicht sein Reich zu finden, sondern sich selbst und den Seinen zur Schmach.“ — 685 f. In einer Vorstadt von Speier zog Ludwig 1315 sich auf den mit einer Mauer umgebenen Judenkirchhof zurück, wie häufig im Kriege Kirchhöfe eine geschützte Lagerstätte boten. — 686—89. Bei Straßburg gerieth Friedrich im Jahre 1320, als er seinem Bruder Leopold zu Hülfe eilte, aus Versehen in Ludwigs Lager, aus dem er aber glücklich entkam. — 689—91. Graf Kraft von Hohenlohe ließ 1314 ein zu Herrieden bei Schillingsfürst gelegenes Haus, in welchem Ludwig übernachtete, anzünden. — 691—94. Als Ende Oktober 1315 Ludwig bei Buchloe in der Nähe von Landsberg am Lech stand, setzte die kleine Wertach alles unter Wasser, so daß es den Pferden bis an den Bauch ging. Der Bäckermeister wird bei dem arg übertriebenen österreichischen Bericht so ärgerlich, daß er seinem guten Steffen Unrecht thut.*) — 699—705. Als im September 1316 die Heere

*) Ist nichts (694), was wirklich geschah, will nichts sagen.

n des Neckars lagen, kam es beim Tränken der
im Flusse zu einem Kampfe zwischen den Troß=
elchen alle Truppen verwickelt wurden. Man
i Fackelschein; die meisten Pferde und 1700 Mann
t, wenige gefangen genommen. — Glücklich wird
n Lage übergegangen, wobei wir die wichtige
ten, daß gestern Abend der alte Kriegshaupt=
ermann mit dem Burggrafen von Nürnberg an=
s auf eine nahe Schlacht deutet. Erst später
) f.), daß der Burggraf im Auftrag des Königs
errn berufen habe. Mit einer von großem Selbst=
genden Aeußerung des Bäckerburschen schließt das
g ab, als eben der König sich nähert.

Schweppermann zwischen den Zelten her die Lage
genau betrachtet, theilt Ludwig dem treuen Burg=
Feldhauptmann habe ihm schon den Schlachtplan
er ganz bewunderungswerth gefunden. Ein
rakterzug Ludwigs im Gegensatz zu Friedrich ist
n immer mehr hervortretende hohe Werth, den
ein wilder, auf Ungestüm und Macht allein ver=
gsführer zu sein, auf einen begabten Schlachten=
Moltke, legt. Schweppermann findet die Gegend
ht ganz ausgezeichnet.*) Daß er V. 736 f. für
ßte angegeben sein. Der Burggraf berichtet, in
ug habe er den Alten auf seinem Stübchen ge=

enwiese (bunte Wiese) ist die dortige Wiese; sie heißt auch
us Becht- und Fechtwiese geworden. Eine schöne Be=
acht von einem Zeitgenossen nennt sie gickelvehe (hahnen=
undartlich sagt man noch gickelroth.

funden,
sich mit
einer gros
dem Burgs
sei, fand Uh
zu den beide
einer Schlach
den Entschluß
Kunde, daß v
der Nähe des
fangen worden,
gebeten, fand
der den Boten
Statthalter (Pfl
König Friedrich ge
Schweppermanns,
mit seinem Heere
langten sichtlich na
gleich angenommen
Vertrauen die Len
Hand gibt, kann m
Theil überliefert ist,
einem gewöhnlichen

*) 745. Das neue m
jenigen, der sich keine Muße
„so hat er".

**) 772. Lassen, ausz
Ausdruck von den Bienen, bi
neuen zu gründen.

funden, und er ahnt, ein Mann, der, wie er, sein ganzes Leben sich mit kriegerischen Plänen abgegeben, müsse zuletzt noch zu einer großen That bestimmt sein.*) Daß Schweppermann mit dem Burggrafen seit 1315 Ludwig gedient und 1337 gestorben sei, fand Uhland berichtet. Jetzt erst tritt Schweppermann wieder zu den beiden, mit der Bemerkung, dieser helle Tag wäre zu einer Schlacht günstig. Sofort trifft eine Nachricht ein, welche den Entschluß hervorruft, sogleich die Schlacht anzubieten. Die Kunde, daß von einem Anhänger Ludwigs ein Bote des in der Nähe des Klosters Fürstenfeld stehenden Leopold aufgefangen worden, der brieflich Friedrich um nähere Mittheilung gebeten, fand Uhland berichtet. Er nennt als denjenigen, der den Boten festgehalten, Ritter Albrecht von Ringsmaul, Statthalter (Pfleger) von Neustadt an der Aisch, der später König Friedrich gefangen nahm. Es bedurfte kaum der Mahnung Schweppermanns, sogleich die Schlacht anzubieten, ehe Leopold mit seinem Heere ankomme. Auch Friedrichs Soldaten verlangten sichtlich nach der Schlacht, so daß diese unzweifelhaft gleich angenommen werden würde.**) Daß Ludwig mit vollstem Vertrauen die Lenkung der Schlacht Schweppermann in die Hand gibt, kann man begreifen, auch daß er selbst, wie zum Theil überliefert ist, um nicht als König erkannt zu werden, in einem gewöhnlichen blauen Waffenrock in den Kampf gehn will,

---

*) 745. Das neue mußelos ist bezeichnender als ruhelos, von demjenigen, der sich keine Muße gönnt. — 751. Der hat, in freier Wendung für „so hat er".

**) 772. Lassen, ausziehen. Dies ist neben schwärmen der gangbare Ausdruck von den Bienen, die mit ihrer Königin den Stock verlassen, um einen neuen zu gründen.

(vielleicht wäre es passend gewesen, nach der Ueberlieferung anzudeuten, daß darauf ein weißes Kreuz sich befinde, und mehrere mit ihm den gleichen Waffenrock tragen): aber seltsam scheint es, daß er Schweppermann die Königsrüstung als Zeichen der vollsten Gewalt anziehen lassen will*), wodurch er ja die Feinde zum Angriff gegen diesen unentbehrlichen Schlachtlenker reizen muß. Das ist eine unglückliche Erfindung, wohl bloß zum Zwecke der spätern List ersonnen, daß ein anderer Ritter die Königsrüstung anzieht und getödtet wird, damit es einen Augenblick scheine, Ludwig sei todt; denn da Schweppermann sich weigert, den Königsharnisch zu tragen, trifft Ludwig die wunderliche Verfügung, wenigstens sollten seine Waffenträger ihn mit dem königlichen Schmuck begleiten. Der König will nur mit seiner Tapferkeit die Krieger beseelen („mit kräftgem Eifer durchdringen"), und so das Herz der Schlacht sein, wie Schweppermann sein Haupt. Damit gewinnt der Auftritt freilich einen glanzvollen Schluß, aber die Wunderlichkeit der Erfindung wird dadurch nicht entschuldigt.

Zweite Szene. Sie bildet den geraden Gegensatz zur vorigen. Unbesonnen nimmt Friedrich die Schlacht an, will in seiner glänzenden Rüstung sich zeigen und mit dem Ritterschlag einer großen Anzahl Ritter der Entscheidungsschlacht eine ganz besondere Weihe geben. Zu letzterer Dichtung wurde Uhland durch die Ueberlieferung veranlaßt, Ludwig habe vor dieser Schlacht bekannt machen lassen, Knappen, welche Ritter werden wollten, sollten abends im Kaiserzelte sich einstellen. Der uhlandische Ludwig könnte dies nicht thun, nur der glanzliebende Gegner;

*) 779. Trag sie du schließt den Vers sehr hart. Flüssiger, wenn auch nicht so ausdrucksvoll, wäre trage sie. Aber auch 1935 schließt ritt ihm du.

dem geſchichtlichen Ludwig wäre auch dieſe Entfaltung von Pomp gemäß. Wir finden Friedrich im Geſpräch mit ſeinem Marſchall von Plichendorf, der vergeblich ihn mit den beſten Gründen abhalten will, heute die Schlacht anzunehmen; hartnäckig und mit eitlen Worten weiſt er ſie zurück.*) Es iſt ihm unerträglich, daß der Kampf ſo lange unentſchieden bleibe, wobei er nebenſächlich auch der Forderung der Völker gedenkt. Vergebens beruft ſich Dietrich auf die Zeichen, die er als alter Kriegsmann habe, ſo gut wie der Landmann und der Schiffer die ſeinen, was freilich auffallend ſchwach. Als er aber der Wahrſagung des Abtes Engelbert im ſteiermärkiſchen Kloſter Admont gedenkt, der (in dieſem Jahre) ihm geſagt, die Geſtirne ſeien ihm ungünſtig**), muß er ſelbſt geſtehn, daß er nur den ihm günſtigen Zeichen folge, und ein ſolches ſei, daß an dieſem Tage (vgl. S. 251), dem 29. September (in Wirklichkeit am 28.) vor fünfzig Jahren

*) 798. Unter den fremden Völkern Oeſterreichs werden auch zwiſchen Ungarn, Serben und Bulgaren Raizen genannt. Die Raizen, richtiger Ratzen, lateiniſch Rassiani, ſind gleichfalls ein ſerbiſcher Volksſtamm. — 800. Heiden waren dieſe Völker eigentlich nicht, aber wild und beuteſüchtig, weshalb Dietrich nicht viel auf ſie gibt. — 814 gedenkt Friedrich des Sprichwortes „Dem fliehenden Feinde baue goldene Brücken". Im Deutſchen lautet es zuerſt: „Dem weichenden Feinde ſoll man eine güldene Brücke bauen." Die älteſte Faſſung ſpricht von ſilbernen Brücken. — 815 f. ſchwebt das ſprichwörtliche „ſeine Schiffe hinter ſich verbrennen" vor, was Agathokles in Afrika mit Zuſtimmung des Heeres gethan haben ſoll, damit alle wüßten, ſie müßten entweder ſiegen oder ſterben. — 818. Vom Glück ſagt man, es ſei wandelbar, wechſele gern, ſei „rund, verändere ſich allſtund". — Pflichtig. Dietrich bedient ſich des Vergleiches mit der Dienſtpflicht des Lehnsmannes.

**) Johann von Victring, der uns dieſes berichtet, ſagt nicht, daß der Alte dies in den Sternen geleſen (er bezeichnet denſelben nur als einen in den Wiſſenſchaften bewanderten Mann), und ſeine Mahnung ſprach er nicht gegen Friedrich ſelbſt, ſondern gegen ſeinen Abgeſandten Emicho von Alzei aus.

(vielmehr vor 49) der erſte vom habsburger Stamm zum Könige gewählt worden. Aber Dietrich erinnert an den goldenen Ring, dem ſeine Vorfahren die Kraft der Weiſſagung beigelegt, und den ſie auch vor der Marchfeldſchlacht am 26. Auguſt 1278 (ſie fand eigentlich nicht auf dieſem, ſondern bei einem Marktflecken an der March ſtatt) befragt hätten, auch vor ſeines Vaters Sieg über Adolf von Naſſau bei Gellheim am 2. Juli 1298. Als er ihn Dietrich zeigt (denn er trägt ihn am Daumen), erſcheint er fahl, doch das macht ihn ſo wenig ſtutzig, daß er es natürlich findet, wenn er ſeinen Glanz an der Hand deſſen verliere, der noch zaudere, die entſcheidende Schlacht mit dem Gegenkönig zu wagen. So verdreht er die Weiſſagung gerade in ihr Gegentheil. Und als er nun gar den Marſch der zum Ritterſchlag ſich einfindenden Knappen blaſen hört, iſt jedes Bedenken geſchwunden. So ertheilt er denn Plichendorf ſeine Befehle wegen des Vordertreffens der Schlacht nach der Ueberlieferung. Dabei kann er es aber nicht unterlaſſen, noch einmal die Weiſſagung des Ringes zurückzuweiſen. Plichendorfs Heldenauge ſoll ihm zur guten Vorbedeutung glänzen. Der Alte kann die zum Ritterſchlag einziehenden jungen Adeligen nur mit dem traurigen Gefühl betrachten, daß ſie zum Tode geſchmückt ſeien, und als der in voller Jugendſchönheit prangende König im glänzendſten Waffenſchmuck und friſcher Heldenhaftigkeit wieder aus dem Zelte tritt, muß es ihm auffallen, daß Friedrich gerade durch jenen die Gefahr auf ſich zieht, gegen die ihn ſeine herrliche Erſcheinung nicht ſchützen könne.

Die Feierlichkeit des zu bedeutenden Zeiten üblichen Ritterſchlages einer größern Anzahl Knappen wird weſentlich, nur mit einigen Kürzungen, nach der gangbaren Weiſe dargeſtellt, doch

fehlen Prieſter, Altar und Ablegung des Eides. Befreundete Ritter rüſteten die Knappen zuerſt mit dem linken, dann mit dem rechten goldenen Sporn, mit Panzerhemd, Harniſch, Armblechen, Panzerhandſchuhen und Schwert. Nach „Sankt Georgs“ (910) lautete die Anrede weiter: „ſchlage ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und treu!“ Der Schlag mit der flachen Klinge erfolgte dreimal. Der König ſchließt mit der Erinnerung an den heutigen wichtigen Entſcheidungskampf, bei dem ihr friſches Ritterthum das ganze Heer beleben ſolle, was rhetoriſch wirkſam iſt, wie auch die beiden folgenden Verſe. Mit dem letzten und dem gleichzeitigen Trompetenſtoß ſpringen alle auf. Der Auftritt iſt ergreifend, beſonders da wir Plichendorfs Bedauern theilen müſſen.

Dritte Szene. Die beſonnene Lenkung der Schlacht durch Schweppermanns Geiſt, der von einem Hügel den ganzen Kampf überſchaut, tritt uns anſchaulich entgegen. Er hat die Böhmen (der 28. September iſt der Feſttag ihres heiligen Wenzel) vorangeſchickt. Nun iſt es ihm beſonders wichtig, daß er den nach Heldenthaten gierigen*) Friedrich beſchäftige und klug zurückhalte, womit er den uns ſchon bekannten Albrecht betraut. Doch gleich darauf bemerkt er zu ſeinem Verdruß, daß die Böhmen weichen; ſofort ſchickt er ihnen Baiern zur Hülfe ſendet, aber ehe dieſe noch angekommen, meldet ein Ritter, wie ſchlimm es mit den Böhmen ſtehe, deren König faſt von einem Pferde des, wie wir ſchon wiſſen, den rechten Flügel führenden Plichendorf zertreten worden. Seine wohl berechnete Liſt, daß den Oeſterreichern Wind und Sonne entgegen ſind, übt die beſte Wirkung. Da wird es dem

*) Dafür iſt freudgen Friedrich (934) mit abſichtlichem, halb launigem Anklang wohl nicht ganz bezeichnend. Uhland ſagt einmal: „Freudiger Kriegsmuth iſt der Lebensathem aller Heldendichtung.“

uns ſchon aus dem erſten Aufzug bekannten Adelram von Hals gar zu wehe, daß er nicht mit auf die Oeſterreicher einhauen kann, weil Schweppermann ihn in ſeiner Nähe zurückhält. Ein böſer Streich iſt es, daß man auf dem Schlachtfelde den unkenntlich in blauem Waffenrock kämpfenden Ludwig vermißt, was man freilich hätte vorausſehn können, aber auch der Gewandteſte berechnet nicht alle Folgen. Schweppermanns Geiſtesgegenwart macht das Verſehen ſofort dadurch wieder gut, daß er den nach der Schlacht brennenden Adelram reizt, in der Rüſtung des Königs unter die Kämpfenden zu ſprengen, wodurch die gedrückte Stimmung begeiſtert gehoben wird. Jetzt, wo alles aufs beſte ſteht, gibt endlich Schweppermann dem in einem Walde auf der Lauer liegenden Burggrafen von Nürnberg durch das Aufhiſſen einer rothen Fahne das verabredete Zeichen, mit ſeiner Schar hervorzubrechen, welche die Oeſterreicher für den von dieſer Seite her erwarteten Leopold halten müſſen. Nur eine Sorge hat Schweppermann, daß Ludwig, der ſich in den Kampf geſtürzt hat, Schaden genommen habe; und ſo eilt er mit ſeinen Kriegern, ihn aufzuſuchen, was durch deſſen Waffenrock erleichtert wird.

Vierte Szene. Hier erfolgt denn bis zur raſchen Entſcheidung Schlag auf Schlag, wobei freilich die äußere Handlung das Uebergewicht haben mußte, aber dies war bei einer Schlacht unvermeidlich, und Uhland hat es glücklich erreicht, daß dies nur in dieſer einzigen, auf dem Schlachtfelde ſpielenden Szene, ohne daß die dramatiſche Anſchauung darunter litte, der Fall iſt. Seiner Anmerkung, daß dabei auf klare Gruppirung und bezeichnendes, zuſammengreifendes Spiel gerechnet werde, hätte es kaum bedurft. Friedrich iſt zuletzt durch den Anſturm der Baiern ſo zurückgedrängt worden, daß Albrecht ihn ganz aus den Augen

verloren hat. Eben findet er ihn wieder, aber auch diesmal greift er ihn nicht an, da er ihn nur beobachten und zurückhalten, sein Leben nicht gefährden soll. Ein Scheinangriff Albrechts hat Friedrich zurückgeworfen, als er die Kunde erhält, sein Bruder Heinrich habe sich mit der Fahne ergeben (berichtet wird, diese sei niedergeworfen worden), doch unmittelbar darauf wird ihm jubelnd gemeldet, man habe Leopolds Panier gesehn. Im Glauben, nun sei alles gerettet, nimmt er den Kampf mit dem in Ludwigs Königsrüstung erscheinenden und sich als solcher gebärdenden Adelram auf. Dieser fällt, aber während die Oesterreicher den Sieg errungen zu haben wähnen, verkünden Fliehende, daß der Burggraf sie überfallen habe, den man irrig für Leopold gehalten. Von verschiedenen Seiten drängen die Kriegsschaaren von Albrecht, dem Burggrafen und Schweppermann auf Friedrich ein, die ihn gefangen nehmen wollen. Aber der Glaube, er habe seinen Freund Ludwig getödtet, hat diesen so gelähmt, daß er verzweifelnd sein Schwert von sich wirft. Mehrere umgeben ihn, wodurch das weitere den Augen der Zuschauer entzogen wird, deren Aufmerksamkeit der folgenden Handlung sich zuwendet. Der Burggraf wird von tiefstem Schmerz bewegt, als er den in der Rüstung des Königs getödteten Adelram, wie Friedrich gethan, für Ludwig hält. Während dieser über die Leiche hingebeugt kniet, erscheint in dem Hintergrund der König, von seinen treuen Münchenern getragen, und zwar ist es der aus dem Anfange des Aufzugs uns bekannte Bäckerbursche, der mit der Bäckerzunft ihn aus dem wirren Schlachtgewühl gerettet hat, wie sein Vater rühmen darf. Erst bei dem Rufe der Baiern (1026) erwacht Friedrich aus seiner Verzweiflung. Zu den Reden beider Gegenkönige 1027—31 ist nur überliefert, daß Ludwig den vor

Beſtürzung ſtumm gewordenen Gegenkönig angeredet: „Vetter, ſeid uns willkommen!“ Die Entſcheidung darüber, wer Friedrich gefangen genommen (1032 ff.), iſt ein freilich ſehr entbehrlicher Zuſatz Uhlands und das bittere Witzwort mit dem Kuhmaul ſcheint kaum glücklich. Nach Friedrichs Abführung drückt Ludwig dankbar Schweppermann die Hand. Das Zittern der Hand iſt durch die Ueberlieferung veranlaßt, Schweppermann habe am ganzen Leibe gezittert, als er, zu Pferde ſitzend, dem Kriegsrath das Ergebniß ſeiner Beſichtigung der Oertlichkeit mitgetheilt. Daß ſie auf offenem Schlachtfelde das Mahl gehalten, iſt ein Zuſatz Uhlands; nach der Ueberlieferung übernachtete man dort nicht, weil man Leopolds Ankunft fürchtete. Ludwigs Befehl 1046 f. gibt wörtlich das gangbare Sprichwort wieder, obgleich der zweite Vers dadurch einen Anapäſt erhält und nur drei Füße hat. Die Worte kamen wirklich auf Schweppermanns Grabſtein, wo aber jedermann ſtatt jedem Mann ſteht.*)

Vierter Aufzug.

Erſte Szene. Die weitere Entwicklung beginnt nach faſt drei Jahren, kurz vor dem Entſchluſſe Ludwigs, den Gegner gegen ſein Ehrenwort freizugeben. Was vorher gegangen, hören wir, ſo weit es nöthig, in den beiden erſten Szenen. Wo die erſte Szene ſpielt, iſt nur unbeſtimmt mit Gehölz angegeben, in welchem man hinten Leopold in einem offenen Zelte ſitzen ſieht. Wir erfahren hier Iſabellas und Leopolds Stimmung, beſonders des

*) Vgl. S. 252. Die ſpätere Faſſung gibt jedem und dem braven.

letztern Entschluß, durch einen Schwarzkünstler, wozu der fahrende Schüler Albert jetzt geworden, den Bruder zu befreien. Isabella wird von einer ihrer Frauen begleitet; erst diesen Morgen ist sie ganz erblindet. Die äußerste bis zur Verstörung gehende Verzweiflung Leopolds ist Uhlands Erfindung*), dagegen Isabellas Büßerleben und Blindheit überliefert.**) Sie wirft ihm geradezu ihr Unglück vor, da er den Bruder zur Annahme der Wahl bestimmt (vgl. 454 f.), und er zu Mühldorf nicht zeitig erschienen; bei der Zurückweisung des zweiten Vorwurfs läßt der Dichter ihn auf das hinweisen, was er früher und später für den Bruder gethan. So treten denn Leopolds mittlerweile geschehene Schritte, Ludwig zu stürzen, gelegentlich hervor. Wir haben die geschichtlichen Ereignisse S. 252 ff. erwähnt, wonach es 1130 Burgau statt Burgen (was 1114 richtig steht) heißen muß.***) Noch wirkt er gegen Ludwig, was eigentlich mit seiner Verzweiflung nicht stimmt, doch dauert ihm die Sache zu lange, so daß er schon mit der Hölle in Verbindung getreten ist. Er will sie aufreißen, sie zwingen ihre Geister ihm zu senden, was hier sehr uneigentlich, da er selbst die Geister nicht beschwört. Ihr Beschwörer, den schon die plötzliche Verdunklung des Tages ankündigt, naht ihm eben.

---

*) Auch was vom Fackeltanz in Basel (1061—65) erzählt wird. Wir wissen nur, daß Leopold seine Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen zu Basel am 11. Mai 1315 gleichzeitig mit der Ludwigs feierte, wobei es an Fackeltänzen (vgl. Uhlands Ballade Graf Eberstein [64]), nicht fehlte. — 1071. Die Gestirne stehen geradezu für das Geschick, das sie anzeigen sollen, nach dem gangbaren Gebrauche. Vgl. zu 470.

**) 1077. Unsieg, nach dem Mittelhochdeutschen. Isabella vermeidet das schlimmere Wort.

***) Daß Leopold vergebens Ludwig die Reichskleinode überantwortet hatte, wird übergangen, weil es dem Dichter nicht paßte.

Albertus ist zur Wanderung nach der Trausnitz bereit, doch wünscht er ein Wort, einen Gedanken, der Friedrichs Seele ergreife und dadurch die Beschwörung wirksam mache. Leopold wendet sich deshalb an Isabella, die, ganz ihrem Innern hingegeben (vgl. den Gegensatz 1157), am ersten ein solches mächtig wirkende Wort sprechen könne.*) Von der Hölle will sie nichts wissen, aber wohl fühlt sie, wobei sie den Gatten beschwören möchte, daß er sich der sie vernichtenden Gefangenschaft entzöge, und so läßt sie ihren Gefühlen freien Lauf, wobei freilich eine leise Hoffnung sich regt, daß Höllenmacht ihn befreien könne, wie sehr sie auch vor jeder Verbindung mit dieser schauert. Beschwören möchte sie ihn bei ihrem Liebesglück, bei der Traumerscheinung (vgl. V. 416), seinem ersten Anblicke (vgl. S. 246), der ersten Umarmung, der Brautnacht, jedem Liebesgenuß, nicht weniger bei ihrem jetzigen Unglück, ihrer sie zugleich beglückenden und quälenden Liebessehnsucht. Auch der zu wildester Verzweiflung durch Ehrsucht getriebene Leopold will es an den wirksamsten Beschwörungen nicht fehlen lassen, an Gründen, die Friedrich bestimmen müssen, das gegebene Ehrenwort zu brechen. So erhalten wir denn, wie eben ein rührendes Bild unendlicher Liebessehnsucht, so bei ihm eine ergreifende Anschauung von dem, was er gelitten im Dienste seines Hauses seit dem Tage der Ermordung des Vaters, von allem, was ihm Leib und Seele quält bis zur Raserei. Die Stelle ist von bedeutender dramatischen Wirkung. Aber daß unmittelbar darauf die Szene abbricht, Leopold in sein Zelt zurückkehrt, Isabella mit ihrer Begleiterin

*) Ein arges Versehen ist es, wenn Weismann bei der auf ihre Blindheit gehenden Aeußerung, sie sei der Nacht verfallen (1153 f.), an das Reich der bösen Geister denkt.

nach der einen, Albertus nach der andern Seite abgeht, ist äußerst störend. Albertus müßte sein Versprechen, Friedrich hierher zu bringen, mit vollster Gewißheit aussprechen, und dann zauberhaft unter Blitz und Donner verschwinden, so daß Isabella und Leopold betäubt zur Erde stürzten, ein niederfallender Zwischenvorhang den Hintergrund bedecken. Die folgende Szene brauchte nicht in einem großen Saale zu spielen; ein Kabinet genügte dazu.

Zweite Szene. Ludwig entschließt sich, das zu thun, wozu die Noth und sein Herz ihn drängen. In der Unterredung mit dem Burggrafen, der gekommen, um den neuerdings bedrängten König tröstend zu berathen, tritt das Bedeutsamste hervor, was die Gegner gegen ihn ins Werk gesetzt (vgl. S. 254 ff.), dann aber auch das Unglück, das ihm die Annahme der Wahl gebracht. Bei Gelegenheit der Bannbulle wird neben der üblen Aufnahme, welche diese in den Reichsstädten gefunden, deren Bekämpfung durch freisinnige Geister erwähnt.*) Aber leider haben deutsche Fürsten sich so undeutsch bewiesen, daß nur durch den kräftigen Einspruch eines deutsch gesinnten Anhängers von Friedrich, des Bruders des Erzbischofs von Mainz, die Wahl des französischen Königs hintertrieben worden.**) Ludwigs Bedauern, daß auch

*) 1191. Marsilius sollte vor Occam genannt sein, wenn er nicht etwa nachsteht, weil er kein Geistlicher war, wie die beiden andern. Marsilius von Padua, Ludwigs Arzt, und Johann von Gent, dessen Hofprediger, gaben eine Schrift gegen die Anmaßung des Papstes heraus. Sie wurde mit dem Banne belegt, wie auch eine spätere des Franziskaners Wilhelm von Occam, die bewies, daß der Papst nicht über der weltlichen Macht stehe. Dessen 1196 erwähntes Wort findet sich bei Aventinus.

**) Nur ein paar Sätze dieser ausführlich berichteten Rede gibt Uhland. Diese Verhandlungen (Uhland braucht handeln statt „verhandeln") geschahen

ſolche echtdeutſche Männer zu ſeinen Gegnern zählen, läßt den Burggrafen dagegen der Edlen gedenken, die zu ihm ſtehen, wodurch er denn deſſen Klage hervorruft, daß gerade des Burggrafen treu für ihn ſchlagendes Herz ihm die Noth bereitet, an der er als gewählter König ſo lange leide. Selbſt ſein Sieg fördere ihn nicht, da ſeine Kampfgenoſſen, wenn er ihre übertriebenen Anforderungen an Lohn nicht befriedige, von ihm abfielen, und der Gefangene ihm ſo wenig helfe, daß er ſeinetwegen in ewiger Unruhe ſei.*) Deshalb habe er ſchon oft daran gedacht, durch Niederlegung der Krone ſeine verlorene Ruhe wieder zu gewinnen. Aber er fühlt, daß er dies nicht thun dürfe, ſondern aushalten müſſe, doch hat er jetzt einen Entſchluß gefaßt, deſſen Mittheilung durch Albrechts Ankunft abgeſchnitten wird.

Uhland fand überliefert, man habe Ludwig gerathen, den Gefangenen zu tödten, und einzelne hätten behauptet, er thue dies nur darum nicht, weil man ein großes Löſegeld erwarte. Man hatte Albrecht, der Friedrich gefangen genommen, als Urſache der langen Gefangenſchaft betrachtet, weil er einen Theil des Löſegeldes erhalte; dieſer ſei dadurch veranlaßt worden, in Begleitung mehrerer Ritter als Zeugen Ludwig das Schwert Friedrichs zuzuſtellen und auf jeden Antheil am Löſegeld zu verzichten, ihm allein ganz die Entſcheidung über Leben oder Tod des Gefangenen anheimzugeben. Sehr glücklich wird dies von Uhland mit der Art in Verbindung gebracht, wie Ludwig, weil

---

nicht zu Renſe ſelbſt (1210), ſondern als man dahin (von Oberlahnſtein) über den Rhein fuhr.

*) 1247. Was hilft er mich? Es ſollte mir heißen; der Dativ iſt nur gebräuchlich bei dem urſprünglichen es hilft. Unter er wird hier ſehr frei „ſeine Gefangenſchaft“ gedacht.

er Schloß Burgau ſchonen wollte, die ſeine Ritter bitter kränkende Schmach der Entſetzung verſchuldet habe.*) Ludwig erklärt, ſein Entſchluß ſei jetzt gefaßt (offenbar derjenige, den er dem Burggrafen mittheilen wollte), und er bittet um des Burggrafen und Albrechts Begleitung auf einem Ritte. Wohin er wolle, verräth er nicht, und Albrecht ahnt noch nicht, welchen Entſchluß er gefaßt, als ſie auf der Trausnitz ankommen.

Dritte Szene. Der Schwarzkünſtler erſcheint auf wunderbare Weiſe und verſpricht Friedrich zu retten, der aber trotz der Verſicherung, ſeine Gegner kämen, um ihn zu tödten, nicht auf rechtloſe Weiſe ſich der Gefangenſchaft entziehen will. Der Dichter fordert hier den Glauben, daß der Zauberer wirklich dämoniſche Macht beſitze, und er weiß dieſen Glauben in Friedrich und auch im Zuſchauer augenblicklich eben ſo zu erregen, wie Goethe im „Fauſt“ und Schiller in der „Jungfrau“. Auch der Nachtbeſuch des Burgvogts ſpricht den Glauben an die Macht des Teufels aus.**) Der Schwarzkünſtler hat das Gewitter gemacht. Friedrich erinnert ſich freilich, daß es im März zuweilen donnert.***) Seine Freilaſſung erfolgte nach der Ueberlieferung anfangs März. Nach der Aeußerung Friedrichs hätte er nur einen Winter im Gefängniß verbracht; der Frühling regt ihn gewaltig auf. Mit einem Donnerſchlag erſcheint Albertus am Fenſter.†) Der Ueberlieferung iſt oben S. 253 f. gedacht. Erſt nachdem

*) 1282. Er biß aus mit Dativ, that wehe, in einer bisher ſonſt unbelegten Bedeutung, wohl eigentlich von einem falſchen, ſchmerzhaften Biſſe, wofür man gewöhnlich ſich verbeißen ſagt. — Weidlich, gewaltig.

**) „Der Teufel hat ſein Spiel“ iſt ſprichwörtlich, wie auch „Der Teufel iſt im Spiel“. Der Teufel kann leicht täuſchen.

***) Das Sprichwort (1330 f.) lautet: „Märzendonner macht fruchtbar“.

†) 1345. Klirren auf, gehen klirrend auf.

Albertus ihn durch den Beginn des Frühlings zu locken gesucht, gedenkt er seiner Gattin, deren Traum (1161 f.) er sich gemerkt; freilich hat diese nicht von Königen gesprochen. Albertus denkt an die beiden Gegenkönige, aber Friedrich meint, er wisse von ihrem Traum („von dem?"). Auf das, was Leopold 1176—79 gesagt, deuten 1365 f. Die kommende Nachtrunde, durch deren Erwähnung der Gefangene ihn zu verscheuchen denkt, fürchtet er nicht, ja er schreckt diese zurück, wobei ihm ein Donner zu Gebot steht, und sucht noch zuletzt Friedrich durch die Furcht zu bestimmen, daß seine Feinde kommen, ihn zu tödten; wirklich hat er des Königs Ankunft gehört. Aber auch dies bewegt Friedrich nicht, und als der Burgvogt und die Wächter mit allen den Bösen verscheuchenden Mitteln kommen, verschwindet er durch Teufelskunst. Lustig ist der Empfang des auf der Burg bekannten Pflegers Albrecht durch die Teufelsvertreiber. Albrechts Berufung in den Saal muß ihm nach des Zauberers Verkündigung, die sich zum Theil schon als wahr erwiesen, die Gewißheit geben, daß sein Tod jetzt beschlossen sei, Albrechts Aeußerung ihn in diesem Glauben bestärken. Des Burgvogts Bemerkung, der Teufel sehe seinem Neffen ähnlich, mit dem Aerger, daß dies nur eine Teufelslarve sei, schließt lustig die Zauberszene.*)

Vierte Szene. Ludwig gönnt sich keine Ruhe; das, was ihn so lange gequält, möchte er sofort erledigen. Was er dem Burggrafen anbefohlen (1418), ist, wie sich später zeigt, die Veranstaltung in der hinter dem Saale liegenden Schloßkapelle, wo auch der gleichzeitig befreite Plichendorf sich befindet; ihm

*) 1408. Zwinger heißt der innere, die Burg umgebende untere Gang, der nach außen mit der Mauer und Vorsprüngen umgeben ist.

hat er seine Absicht mitgetheilt. Dem ihn freundlich empfangenden Ludwig tritt Friedrich mit bitterm Argwohn entgegen: er möge doch nicht unter glatten Worten seine Gesinnungen verbergen, sondern nur gleich sein Todesurtheil aussprechen und vollziehen lassen. Freilich, erwidert Ludwig, habe man ihm seinen Tod gerathen, und die Zeit sei in Folge des ewigen Krieges sehr verwildert, doch ihm liege nichts ferner als ein so edles Haupt fallen zu lassen. Da Friedrich noch immer kalt gegen ihn ist, will er ihm nicht den Glauben zumuthen, Liebe führe ihn zu ihm. Er gesteht ihm („es sei euch unverhalten", kanzleimäßig: „wir wollen euch nicht unverhalten lassen"), daß seine Lage bedrängt sei, und gerade deshalb wende er sich an ihn, was freilich Friedrich nur für Spott halten kann, bis er sich dahin erklärt, der Freund müsse, je später sein Thron gesichert sei, desto länger im Kerker bleiben; sobald er ihm den Thron verbürge, werde er ihn entlassen. Kaum hat er die nähern Bedingungen zu nennen begonnen*), so fällt Friedrich gereizt ein, er verlange auch wohl seine Burgen und seinen Schatz. Als er ihm aber mit Ruhe und Ernst alle für seinen Thron nothwendigen Bedingungen genannt, sein festes Vertrauen auf sein Wort ausgesprochen, ihn endlich darauf verwiesen, daß er selbst den Krieg als Gottesgericht in Anspruch genommen, erklärt Friedrich in derselben ruhigen und entschiedenen Weise sich bereit, wie schwer es ihm auch werde, sich den Bedingungen zu unterwerfen und

*) 1467 f. Daß die Krone ihm bereits ausgeliefert war, was Uhland zu seinem Zwecke nicht brauchen konnte, ist bereits oben bemerkt. — Ausfolgen, ausfolgen lassen, abliefern. — 1471. Der Pabst sich nennt. Er ist kein wahrer Diener Gottes. Vgl. 1498—1501. — 1493. Kehr', kehre zurück, nach älterm Gebrauch.

ſie gewiſſenhaft zu erfüllen.*) Und ſofort gibt nun Ludwig ihn frei. Sehr ſchön hat Uhland am Schluſſe die Ueberlieferung in wirkſames dramatiſches Leben geſetzt, daß Friedrichs Beichtvater, der Prior des von ihm erbauten Karthäuſerkloſters Maurbach bei Wien, zur Verſöhnung mitgewirkt, der Vertrag durch den im Mittelalter ſo oft mißbrauchten Eid auf den Empfang der Hälften derſelben Hoſtie beſchworen und Plichendorf bei der Ausfertigung des Vertrages zugegen geweſen. Vortrefflich iſt auch das ſchaurig ſchmerzliche Gefühl dargeſtellt, welches der glanz- und ehrſüchtige Friedrich empfinden muß, daß er allen Ausſichten auf die Krone entſagen ſoll, das ſich zuletzt, wie bei Goethes Taſſo, in einer Thräne auflöſt.**) Das iſt echte tragiſche Rührung, welche den Schluß des Aufzuges höchſt ergreifend macht, und ſie gehört ganz dem Dichter, nicht der Ueberlieferung an.

Fünfter Aufzug.

Die Entwicklung, der wir mit Spannung entgegen ſehn müſſen, da weder der leidenſchaftliche Leopold ſeine mit ſolchen Opfern verfolgten Pläne aufgeben, noch Iſabella den Gatten in das Gefängniß zurückkehren laſſen kann, geſchieht in zwei lebhaft

*) 1483. Zur nächſten Sonnenwende, wie ſchon im Nibelungenliede zen nachſten ſunnenwenden Tagen, vor dieſen ſunnenwenden. — 1484. Die Fängniß, nach dem Mittelhochdeutſchen.

**) Das griechiſche Sprichwort, daß weinende Männer gut ſeien, hatte Goethe ſchon in den „Wahlverwandtſchaften" I, 8 benutzt; ſpäter führte er es in einem Divansliede aus. — Beim Bilde des gebrochenen Aars (1521 f.) ſchwebte wohl Goethes Gedicht „Adler und Taube" vor, beſonders 20 ff.

bewegten Szenen, von denen die erste außerordentlich ergreifend, die zweite rührend und spannend ist und zu einer unerwarteten Lösung des verderblichen Zwiespaltes führt.

Erste Szene. Ergreifende Darstellung, wie schwer es Friedrich gemacht wird sein Wort zu erfüllen, da man ihn hindern will, die Bedingungen auszuführen. Mehr als zwei Monate hat Friedrich seine Freiheit genossen, aber trotz aller Liebe, die aus Isabellas Glück so herrlich hervorbricht, fühlt er sich tief entwürdigt, daß er verpflichtet ist, sich in den Grenzen seines Herzogthums zu halten.*) Seine Furcht vor Leopold und dem päpstlichen Legaten, die beide keine Treue kennen, konnte nicht stärker bezeichnet werden als durch den Abscheu, den er bei ihrem Anblick empfindet. Leopold hat den Feldzug fortgesetzt und durch Ueberanstrengung sich fast zu Grunde gerichtet, aber zu ruhen ist ihm unmöglich**); jetzt gerade müsse der Kampf fortgesetzt werden, führt er nach Friedrichs Hoffnung, er werde, wie seine Brüder, dem Vertrag beitreten, in schärfster, von begeistertem Ehrgeiz eingegebener Rede aus.***) Ludwig sei genöthigt gewesen, ihn zu entlassen, will er ihm einreden, er habe gar keine Bedingungen stellen können. Bei Schilderung der bedrängten

*) 1557. Der Scholle verhaftet kann nach dem Zusammenhange hier nichts weiter bedeuten als „an die Erde gebunden", auf mein Herzogthum beschränkt. Es schwebt der Vergleich mit dem Leibeigenen vor, der an die Scholle gebunden, wie es rechtlich heißt, glebae ascriptus ist. Verhaftet steht ähnlich wie verfangen 1647. 1747.

**) Bitter nennt Leopold 1576 die Ruhe, die Friedrich jetzt genießt, einen Garten voll Blüten. — 1594. Befriedung, ältere Form im Sinne von Ausgleichung, Beilegung, wie 1650 Einung für Vereinigung, Bündniß.

***) 1601. Dem Glück wird ein Rad oder eine Kugel zugeschrieben, die sich immer drehe. Das Glück selbst heißt kugelrund.

Lage Ludwigs hören wir, daß der Papſt ſelbſt die Polen und Reußen veranlaßt habe, in die Mark Brandenburg einzufallen, die Ludwig ſeinem Sohne verliehen hatte. Daß dieſe Beleihung ein Unrecht war, durch welches Ludwig ſein Johann von Böhmen gegebenes Wort brach und dieſen zu ſeinem erbitterten Gegner machte, durfte Uhland nicht erwähnen laſſen, da er dadurch ſein Bild Ludwigs, als eines gewiſſenhaften Vertreters des Rechts, entſtellt hätte. Aber Leopold will Friedrich nicht bloß durch die traurige Lage Ludwigs zur Fortſetzung des Kampfes beſtimmen, er hat das ihm folgende Heer hinter ſich, das ihm begeiſtert die Krone wiedererobern werde.*) Wie wehe es auch Friedrich thut, dem lockenden Schlachtruf nicht zu folgen, er fühlt durch ſein Wort ſich gebunden. Da greift denn der Legat ein, den Uhland auf dieſelbe niederträchtige Weiſe die Treue des Wortes als nichtig verſpotten und mit dem Bannſtrahl drohen läßt, wie der Papſt es brieflich that (vgl .S. 255).**) Friedrich aber entgegnet mannhaft, er habe nicht gebeten, ihn ſeiner Pflicht zu entheben, und werde es nie thun; den mit dem Bannſtrahl Drohenden entläßt er ohne ein weiteres Wort. Mit noch größerer Feſtigkeit widerſteht er Leopold, auch nachdem dieſer erklärt hat, daß er den Tod in ſich fühle und nur noch den einen Wunſch hege, die Krone wieder auf Ludwigs Haupte zu ſehn. Bei aller Dankbarkeit, die ihn gern ſein eigenes Leben für ihn aufopfern ließe, ſpricht er das große Wort: „Der Ehre wank' ich nicht,

*) In ſeiner ſchwungvollen Rede ſind 1619 die Wunden die Verwundeten, die Erſchlagnen die, welche tödlich verwundet ſchienen.

**) Er ſpricht ihn förmlich von jeder Verbindung los. Uhland bedient ſich des ältern loszählen und des kanzleimäßigen anburch.

***) Der Ehre wanken (1684), wie dem Vertrag wanken in „Herzog Ernſt" 981, mit freiem Gebrauch des Dativs für in.

und wärs dein Tod.“ Da droht denn Leopold in wahnwitziger Verzweiflung, ihn, da er sich als Habsburgs Feind zeige, gefangen zu nehmen, wodurch er Friedrichs Ehre tief verletzt, der einen Zwang sich nicht anthun lassen kann, auch durch die Berufung auf den unvermeidlichen Bannstrahl, der sein Volk von ihm abziehen werde, erbittert ist, und als Herzog ihm befiehlt, sich zu entfernen. Darüber geräth Leopold in völlige Wuth. Er werde nicht ablassen, ihn zu verfolgen, in sein Herzogthum einzufallen, den Bruderkrieg zu entflammen, noch nach seinem Tode als Geist ihn quälen, ja, indem er krampfhaft seine Hand ergreift, möchte er wie ein aus dem Grab gestiegenes Gespenst ihn erstarren machen, wie ein aus der Höllenqual zur Erde getriebener Geist ihn erschrecken.*) Schaudernd stößt Friedrich den Wüthenden zurück. Isabella, über die mit entsetzlicher Stimme ausgestoßenen Worte schaudernd, ruft, als wäre der Böse unter ihnen, alle Heiligen an. Leopold stürzt in schrecklichster Wuth von dannen. Der erschütternden Gewalt dieses großartigen, man könnte sagen nibelungischen Auftritts vermag sich niemand zu entziehen. Aber dem Unglücklichen soll das Halten des Wortes auch noch auf eine andere, die zartesten Saiten des Herzens anschlagenden Weise erschwert werden.

Da Friedrich sich und seine Freiheit nun durch den zornmüthigen Bruder bedroht sieht, muß er den Augenblick, der leicht der letzte seiner Freiheit sein könnte, dazu benutzen, die Erfüllung seines Wortes zu ermöglichen. Isabella entsetzt sich über die bloße Vorstellung, daß er sie verlassen könne, aber ihn

*) Ist ... mein Blick nicht Hölle, von den entsetzlichen Qualen der Höllenstrafen entstellt, deren Schilderung, wie der Geist von Hamlets Vater bemerkt, kein Sterblicher erträgt.

erhebt jetzt der Gedanke, daß er doch freier sei, als er eben (1557) gewähnt; könne er ja noch seinen Willen durchsetzen, seinem Worte getreu in den Kerker zurückkehren. So erklärt er denn seiner Gattin, sofort davon reiten zu wollen. Diese wirft ihm Treulosigkeit vor, da er sie, die Blinde, verlassen wolle und sie klammert sich an ihn fest. Auch sie, die jetzt einzig in ihrem Liebesbedürfniß lebt, will von der Bedeutung eines Wortes nichts wissen. Was kann ein todtes Wort gelten gegenüber dem vollen Leben, das er verlassen soll? Dem Grabe des Kerkers gegenüber stellt sie das Licht des Frühlings (so bezeichnet die Blinde mit rührender Erinnerung an das, was sie so sehr entbehrt, des Frühlings volles Leben) und den Athem der Liebe, die ihn jetzt ganz zu der Gattin gezogen habe. Aber, von blutigem Schmerz zerrissen, klagt er, es sei nun einmal das Schicksal ihrer Liebe, daß sie beider Herzen brechen solle. Vergebens sucht sie ihn durch die Kunde, daß sie sich Mutter fühle, zu fesseln, vergebens fällt die Erblindete fußfällig vor ihm nieder, fort muß er, ehe es zu spät wird, sein Wort zu erfüllen; er muß, so will es sein Unglück, die bittflehend vor ihm liegende, innig geliebte Gattin, die ihm eben ein sonst so süßes, jetzt bitteres Geheimniß verrathen, in ihrer Noth verlassen.

Zweite Szene. Auch Ludwig hat in seinem Schlosse zu München einen kleinen Sturm zu bestehn. Wie sehr er des ewigen Krieges müde sei, hören wir gleich am Anfange auf Veranlassung des Ballspiels seiner drei Söhne, das ihn schmerzlich an sein ehemaliges Spielen mit Friedrich und Leopold erinnert. Da kommen münchener Bürger durch die Galerie, was freilich anders hätte eingeführt werden sollen als durch das überraschende, unverständliche: „Die Bürger kommen.“ Es lag

nahe die Ankunft durch die Kinder voraus ankündigen zu laſſen. Die Art, wie zwei der Bürger abwechſelnd ſprechen, aber einer der eigentliche Redner iſt, zuletzt alle zuſammen einige Worte ſagen, iſt echt dramatiſch. In der Stadt, welche Leopolds drohender Heerzug beunruhigt, hat ſich die Sage verbreitet, daß Ludwig ſeinem älteſten Sohne in der Mark Brandenburg zu Hülfe geeilt ſei; und zugleich hieß es, Friedrich erhebe ſich wieder. Haben die Abgeſandten auch zu ihrer Freude ſich überzeugt, daß er noch anweſend, ſo drängt es ſie doch, ihn zu bitten, er möge bei ihnen bleiben, da ſie ſeine Gegenwart bei dem drohenden Kampfe für unentbehrlich halten. Ludwig verweiſt ſie auf ſeine Pflicht als deutſcher König, die er mit Einſtimmung der Städte übernommen habe und gewiſſenhaft erfüllen werde. Getroſt möchten ſie ihm die Entſcheidung überlaſſen, ob er nach der Mark Brandenburg ziehen müſſe; er liebe die Münchener wie ſeine eigenen Kinder: drum möchten ſie unbeſorgt ſein, da er, wenn er weg müſſe, auf ihre Sicherheit nicht weniger wie auf die ſeiner Söhne, die er bei ihnen zurücklaſſe, bedacht ſein werde.

Ludwig fühlt ſich tief bewegt nach Entlaſſung der Bürger, denen er, ſelbſt arg bedrängt und gebeugt, Muth hatte zuſprechen müſſen; über die Hauptfrage, ob Friedrich ſein Wort halten werde, wagt er ſich ſelbſt nicht zu entſcheiden, ja er gedenkt ihrer gar nicht, und iſt, als ein Bürger von deſſen Wiedererhebung ſprach (1784 f.), nicht darauf eingegangen. Die jugendliche Weiſe, wie ſeine Söhne den Traurigen zu erheitern ſuchen, kann ihn nur rühren. Der älteſte ſucht ihm durch die thätige Theilnahme an ihrem Spiele, das er ja ſonſt liebe, zu helfen, der mittlere möchte ihm die Sorge um Leopold durch die Hinweiſung auf

die neue große Mauer benehmen*), und der jüngste meint, er brauche nicht um die Mark besorgt zu sein, wenn er ihn nur seinem Bruder schickte, was freilich mit etwas mehr kindischer Großsprecherei den wilden Horden gegenüber hätte geschehn können.

Friedrichs kaum erwartete Ankunft und die schließliche Einigung treten in schlichter, aber anschaulicher Zeichnung hervor. Albrecht, der älteste Sohn, sieht durch ein Fenster, wie der Marschall einen schönen, eben absteigenden Ritter ehrfurchtsvoll begrüßt. Ludwig, der meist schlechte Botschaft empfängt, wagt gar nicht an die Möglichkeit zu denken, daß Friedrich Wort halte, da es ihm so schwer halten müsse, den Lockungen zu widerstehn, und als die Knaben ihn endlich einführen, fühlt er sich freudigst überrascht. Friedrichs Kunde, er habe fliehen müssen, um Wort zu halten, erfüllt ihn mit Bewunderung, die noch gesteigert wird durch das, was er weiter erzählt, ja die alte Liebe kehrt voll zurück. Friedrich meint aber, das, was ihm, als er es that, übermenschlich geschienen, sei im Grunde das geringste, was man von einem Manne verlangen könne, er habe nur sein Wort gehalten. Mit der Bemerkung, daß er von allem, was er versprochen, nur eines habe erfüllen können, überreicht er ihm die Krone, an der er selbst zuletzt ein kindisch Vergnügen empfunden. Ganz unverantwortlich ist es, wie Notter das Mitbringen der Krone bemängelt, da es nur einen reinen Privatcharakter habe. Aber es ist das Reichskleinod, auf welches man einen so großen Werth legte, das Ludwig auch ausdrücklich 1467 f. verlangt hatte. Die weitere Entwicklung folgt ganz der

*) Schon im Jahre 1301 war die neue Umfassungsmauer gebaut und fortwährend für stärkere Befestigung gesorgt worden.

Ueberlieferung, die nur Uhlands feiner Sinn unendlich gehoben hat. Ludwig hält dieſen Sieg über ſich für viel höher als ſeinen in der Schlacht bei Mühldorf; gegen dieſen verliere der Purpur, den er trage, ſeinen Glanz, und ſo ſei er nicht König, wenn nicht Friedrich es mit ihm ſei. Mit innigem Bedauern wirft er ſich und dem Freunde vor, daß ſie, die Enkel deſſelben Ahnen und Jugendfreunde, ſich verfolgt, und ihre Völker, die alle deutſchen Stammes ſeien, genöthigt hätten, ſich zu haſſen und zu bekämpfen, ſtatt den klugen Gedanken zu faſſen, gemeinſam zu regieren. Freilich iſt das Zuſammenregieren ein Märchen am hellen Tage, aber das iſt ja gerade die Macht der Dichtung, daß ſie Märchen wahr mache, und dies hat Uhland hier für jeden nicht pedantiſch verſtopften Sinn zu Stande gebracht, aber zugleich ein ſchauriges Licht auf die traurigen Brüderkämpfe im römiſchen Reiche deutſcher Nation geworfen. Die deutſchen Könige, wie ſie hier vor uns ſtehen, bereit alles zum Wohle des großen deutſchen Volkes zu thun, Feind jedes Krieges im Reiche, ſind die wahren, die leider Deutſchland nur zu ſehr gemangelt. Ludwig ſelbſt ſetzt Friedrich die goldene Reichskrone auf, die er ihm ausgeliefert. Wie ſie es thatſächlich jetzt halten, wie ſie als treue Brüder gemeinſchaftlich regieren wollen, ſpricht er freudig aus. Friedrich wird von dem Gedanken einer ſolchen gemeinſamen Regierung, die freilich allem bisherigen Brauche widerſpricht, überwältigt; er könnte mit Fauſt ſagen, daß er jetzt den höchſten Augenblick genieße. Ludwig ſchließt dann mit dem Wunſche, daß ſomit der Bruderkrieg auf ewig geendet ſei, der nicht bloß ſie entzweit habe, ſondern auch das deutſche Volk. Und wer möchte dieſen Segenswunſch nicht in weiterm Sinne für alle Zeiten ausſprechen, wenn er damit auch nicht

die vor- und nachher Deutſchland verwüſtenden König- und Kaiſerkämpfe ungeſchehen machen kann.

Unſer in raſchem Fluſſe gediehenes Schauſpiel iſt bei allen Vorzügen des gleichfalls aus vollem Herzen gedichteten Trauerſpiels „Herzog Ernſt“ Uhlands Meiſterſtück, das auch auf der Bühne, wenn es mit Sinn und Verſtändniß gegeben wird, ſich äußerſt wirkſam erweiſen muß. Leider hat es bisher an allen ernſten Verſuchen gefehlt daſſelbe der Bühne zu gewinnen. Die münchener Bühne hätte die Verpflichtung, es mit allen neuern Kunſtmitteln zu Ehren zu bringen, ohne ſich durch die ſtarken Lichter, die es auf die mittelalterliche Papſtherrſchaft wirkt, ſchrecken zu laſſen. „Ludwig der Baier“ bietet nicht allein zahlreiche Stellen, welche wahrhaft ergreifen und hinreißen, nicht allein iſt die Handlung trotz des zweimaligen Ueberſpringens mehrerer Jahre lebhaft geſpannt, wenn auch nicht alle einzelnen Darſtellungen von gleicher Gewalt ſind, was, wäre es möglich, den Zuſchauer überreizen würde, nicht allein erfreut uns eine ſchöne Mannigfaltigkeit, wobei auch unſeres Dichters Luſt am Komiſchen ihre ergetzliche Befriedigung findet, nicht allein iſt es in den Handlungen, den Charakteren und dem Ausdruck fein ausgeführt: das Bild eines wahren deutſchen Königs, wie es Uhlands vaterländiſches Herz ſich gebildet hatte, tritt von Anfang bis zu Ende uns anſchaulich entgegen. Das von unſern Dramatikern häufig überſehene Geſetz, daß der Held ſchon von Anfang an, ſei es durch ſein eigenes Auftreten, ſei es durch die Berichte anderer, uns anziehen müſſe, iſt auf die großartigſte Weiſe erfüllt. Notters Bemängelung, Friedrich errege unſere Theilnahme mehr als der Titelheld, ja zwei Nebenperſonen, Leopold und Iſabella, nähmen dieſe faſt

mehr in Anſpruch als die beiden Könige, beruht auf ärgſter Verkennung. Der für das Wohl Deutſchlands warm fühlende und ebenſo raſtlos wirkende Kaiſer, der die höchſte Würde nicht aus Ehrſucht, ſondern aus Pflichtgefühl übernommen hat, ſchreitet durch das ganze Stück als derjenige, der unſere vollſte Verehrung ſich erworben, und wenn neben ihm andere Perſonen, beſonders ſein Mitbewerber, ſelbſt der eiſenharte, Habsburgs Größe heldenhaft erſtrebende Leopold, ſo lebendig uns entgegentreten, daß wir wahrhaftig menſchliches Mitleid mit ihnen empfinden, ſo iſt dies der Triumph des Dichters, der den Bäcker Thoms und ſeinen einen tüchtigen Krieger in ſich tragenden Steffen, den fahrenden Schüler, den Schlachtenlenker Schweppermann mit ebenſo feſter Hand geſtaltet, wie ſeine Hauptſpieler, hinter denen ſie dennoch zurücktreten. Notters Vorwurf, dem Dichter habe vornherein die eigentliche dramatiſche Phantaſie gemangelt, wäre, beſonders bei einem Verehrer unſeres Dichters, unbegreiflich, verleitete dieſen nicht häufig das Streben nach Unparteilichkeit zur Ungerechtigkeit. Zu ſeinen entſchiedenen Mißverſtändniſſen gehört die Behauptung, Ludwigs hochherzige Handlung am Schluſſe verliere dadurch an ſittlichem Adel, daß er aus eigenem Vortheil ſo handle, während er wirklich auch hier nur das Wohl des deutſchen Volkes im Sinne hat. Bloß darüber könnte man zweifelhaft ſein, ob es einem Dichter geſtattet ſei, eine geſchichtliche Perſon in verklärter Geſtalt mit weſentlicher Veränderung von Grundzügen des Charakters darzuſtellen, wie es Uhland hier gethan. Wir halten dies für das ſchönſte Majeſtätsrecht der dramatiſchen Dichtung, auch einen geſchichtlichen Charakter ſo umzugeſtalten, daß er der Idee entſpricht; freilich darf er bei der Wahl deſſelben nicht mit Willkür

verfahren, ſondern muß einen ſolchen zu ſeinem Helden wählen, den er zu einem Träger ſeiner Idee erheben kann.

Was den Ausdruck betrifft, ſo zeigt die Sprache die bewährte Meiſterſchaft des reifen Dichters, der alle Töne bis zu den ergreifendſten und grellſten anzuſchlagen weiß; nur könnte man auch hier glauben, die Anwendung älterer Ausdrücke hätte für ein Bühnenwerk mehr eingeſchränkt werden ſollen, beſonders dürfte die Freiheit des Gebrauches der einfachen Wörter ſtatt der zuſammengeſetzten etwas zu weit gehn. In Bezug auf den Vers finden ſich der weiblichen Verſe viermal mehr als im „Herzog Ernſt“. Einmal (206) ſteht ein Vers von acht, zweimal (184. 760) einer von neun Silben. Eigener Art iſt bei dem bekannten überlieferten Worte 1045 f. der dreifüßige Vers mit einem Anapäſten. Sonſt iſt auch von unſerm Stücke der Anapäſt leider ausgeſchloſſen. Wie Schiller, hat Uhland ein paarmal Reimverſe angewandt. Der Auftritt zwiſchen Ludwig und dem Schöffen ſchließt mit drei Reimpaaren des Königs und einem der Bürger (135—138), Friedrichs Aufruf zum Kampfe mit einem (926 f.). Mitten in der Rede ſteht ein Reimpaar 1466 f., im ſchon angeführten Worte des Kaiſers von Schweppermann 1044 f. und daſſelbe ſchließende Wort (ſein) 975 f., aber auch, wie in „Herzog Ernſt“, finden ſich Reimverſe, zwiſchen denen ein reimloſer (1001. 3. — 1899. 1901). Kaum dürfte das dreimal ſchließende die (1173. 76. 78) hierher zu zählen ſein. In Bezug auf die Verbindung der Verſe untereinander bemerken wir die bei Schiller häufigere Theilung eines zuſammengeſetzten Wortes zwiſchen zwei Verſen 221 f. (hinaus-Geriſſen). Ein aus zwei Wörtern beſtehender Trochäus zu Anfange des Verſes iſt viel häufiger als in „Herzog Ernſt“; meiſt ſteht hier als

zweites Wort der Artikel, auch der unbeſtimmte, ein Fürwort (ich, er, ihn, ſie, es) oder eine Präpoſition; einmal findet ſich ſo auch ein zweiſilbiges Wort, der Name Friedrich (45). Sonſtige auffallende Versverſchiedenheiten zwiſchen beiden Stücken dürften ſich kaum ergeben.

Zwei andere Pläne gingen Uhland nach „Ludwig dem Baier“ noch im Laufe des Jahres 1818 auf, um gleich zu verſchwinden. Von einem einaktigen Vorſpiel „Welf“ ſchrieb er am 19. Auguſt das Perſonenverzeichniß und die 34 erſten Verſe (Keller S. 405 f.), doch das angefangene Stück blieb ganz liegen. Die ausgeführten Verſe begannen das Geſpräch eines jungen Ehepaars, Heinrich und Hatta (weibliche Form zu Hatto?). Heinrich, Sohn des Landherrn (Beſitzers einer Burg mit Landgebiet) Welf in Oberſchwaben, hat ſich mit ſeiner Gattin zum kaiſerlichen Hoflager in Regensburg begeben, wo das glänzende Hofleben den bisher in Wald und Feld Luſt und Leben findenden jungen Welf ſehr anzog. Noch viel ſtärker wirkten die Pracht, der vergnügliche Wechſel von Feſtlichkeiten und der vornehme Geſellſchaftston auf die junge Frau, deren Herz ſie ganz hinriſſen. Eben iſt das Paar von Regensburg zu ihrem Burghof zurückgekehrt. Daß der Vater eben nicht anweſend ſein werde, hatten Heinrich ſchon der Hörnerklang, das Hundegebell und das Angſtgebrüll der Auerochſen in den Bergſchluchten verrathen. Der Anblick der alten Burg heimelt ihn wieder an, die Luſt des freien Land-, Berg- und Waldlebens ergreift ihn „mit alter Macht“, dagegen kann ſich die Gattin in dieſe Waldgegend und die einſame Burg nicht mehr finden. Wenn Heinrich vor der

uralten Welfenburg nachdenklich ſteht, denkt ſeine Hatta, auch er ſehne ſich nach dem prächtigen Hofleben zurück; verächtlich ſpricht ſie von dem, was ſie hier empfangen habe, dem öden Haus und dem Waldgeſchrei (der Hunde und Ure). Findet dieſer es auch natürlich, daß die junge Frau ſich nach dem Leben in der Hofburg*) zurückſehnt, ſo gedenkt er dagegen des Genuſſes, welchen das Leben in der alten Heimat ihm neu verſpricht. Zweimal wird bedeutſam die Linde des Burghofes erwähnt. Der Ton dieſer Verſe dürfte für ein Vorſpiel zu hoch geſtimmt ſein. Der einzig ausgeführte Eingang deutet auf den Gegenſatz, den das Vorſpiel auflöſen ſoll: die Gattin muß von ihrer ungehörigen Hoffucht geheilt werden. Wie dies geſchehn ſoll, glaube ich aus dem Perſonenverzeichniß zu errathen, das außer dem Ehepaar noch den Kaiſer, den Landherrn Welf und Männer zu Welfs Gefolge nennt. Wie in Collés La partie de chasse de Henri IV, welche Weiße als Singſpiel bearbeitet hat, der König unerkannt nach einer Jagd mit Bauern verkehrt, ſo ſollte wohl der Kaiſer allein, ohne ſich erkennen zu geben, Welfs Burg beſuchen, dort vor Hatta das Glück des Lebens in der freien Natur gegenüber dem leeren Glanze des Hofes hervorheben und dieſe vollſtändig von ihrer Hoffucht geheilt werden, als der von der Jagd zurückkehrende Welf in dem unbekannten Gaſte den Kaiſer erkennt.

Geſchichtliche Stoffe zu dramatiſchen Dichtungen zu geſtalten

*) Eine eigentliche Hofburg beſtand dort nicht, wenn auch die Kaiſer, lange ehe Regensburg Sitz des Reichstages wurde, ſich häufig daſelbſt aufhielten, wie denn Uhland im „Eginhard" dahin das Turnier verlegt, bei dem die Kaiſertochter den Dank ſpendete. Auch dem Otto von Wittelsbach hat bei Uhland die Kaiſertochter Kunigunde beim Turnier zu Regensburg ſich als Sieger huldvoll gezeigt.

hatte Uhland nicht aufgegeben. Noch lag ihm ein vor zwei Jahren bedachter „Konradin“ am Herzen. Am 1. Juli hatte er seinetwegen die „Anleitung zur deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie“ von Sim. F. Hahn (1721—1742) ausgezogen, und nachher wohl diesen und andere geschichtliche Dramen bedacht, aber zur Ausführung ließen ihn Prozeßarbeiten und der Unmuth über seine Stellung nicht gelangen; mußte er ja jetzt ernstlich daran denken, sich auswärts ein genügendes Auskommen zu suchen, weil er von dem ohne Stände regierenden Könige keine Stelle annehmen wollte. Gegen Ende des Jahres beschäftigten ihn, wie seine Wittwe berichtet, neben seinen juristischen Arbeiten dramatische Pläne, „unter andern der ‚arme Heinrich‘“. Die mit aller Anmuth ausgeführte Dichtung Hartmanns von der Aue, bei der Goethe, als er sie in Büschings Ausgabe (1810) kennen lernte, physisch-ästhetischen Schmerz gefühlt, da die einem Heroismus zu Grunde liegende schreckliche Krankheit des Aussatzes ihn selbst in der Dichtung anekelte, dachte Uhland dramatisch darzustellen, wo freilich das Ekelhafte und das sonst Bedenkliche der Opferung des Mädchens noch schärfer hervortreten mußten. Aber er kam nicht über ein Selbstgespräch des Arztes zu Salerno heraus, der die Opferung eines Mädchens zur Heilung der Krankheit vor sich selbst rechtfertigen sollte (Keller S. 409). Es sind zwölf Reimpaare des dramatischen Verses, von denen drei weiblich auslauten. Das Selbstgespräch sollte nicht den Anfang bilden, sondern auf die Meldung des Mädchens beim Arzte folgen; denn so scheint die Anrede an die Weiber, später an das Mädchen, das nicht gegenwärtig ist, verstanden werden zu müssen. Die Art, wie der Hippokrates von Salerno sich darüber hinwegsetzt, daß er ein Menschenleben opfert, die

Geringschätzung des Lebens einer Frau und gar eines Mädchens, dessen Leben so wenig bedeute, wie ein Sehnsuchtshauch, ein Liebesseufzer*), ist sehr hart, auch die Vertheidigung, daß die Wissenschaft, wie der Weltgeist, zerstörend schaffe, kaum glücklich.

---

5. Otto von Wittelsbach.

Der vollständige Entwurf dieses Trauerspiels ist am 8. und 9. Februar 1819 geschrieben, die Vorstudien dazu fielen wohl in den Anfang des Jahres; da diese, wie Uhlands Wittwe berichtet, ihn auf Walther von der Vogelweide führten, der Anhänger von König Philipp war, so könnte man glauben, die nähere Beschäftigung mit diesem habe ihn von der Ausführung des Stückes abgehalten. Die Randbemerkungen der Handschrift werden auch hier einer spätern Zeit angehören, wo er den Plan wieder durchsah. Wenn er sonst vermied, frühere Behandlungen seines Stoffes zu vergleichen, so muß er doch Babos „Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern", der 1781 ganz eigentlich für die Bühne geschrieben war und sich von allen durch Goethes „Götz" veranlaßten Ritterstücken am längsten, bis über die Mitte unseres Jahrhunderts, auf dieser erhalten hat, aufführen gesehen haben. Babo folgte der gangbarsten Ueberlieferung, die sein Vorwort also angibt**): „Er war

*) V. 12 geht halbes auf Weib, mangelhaftes auf Mädchen. — 19 bemerkt Keller, es sei nicht zu entscheiden, ob Liebesseufzer oder Liebesseufzer geschrieben sei, aber nur das erstere entspricht dem Sinne. — Sonderbar steht 14 des Verses und Reimes wegen lass' ich genesen (statt leben).

**) Der wahre Verlauf dieses Kaisermordes wird nie aufgehellt werden. Dies wenigstens ergibt sich aus Ludens Darlegung „Geschichte des deutschen Volkes" XII (vom Jahre 1837). Uhland benutzte auch hier die Quellen, aus denen er manches von Babo Uebergangene, besonders am Ende, benutzte.

ein Enkel des großen Otto von Wittelsbach; war ſeiner Ahnen und ſeines Stands werth; denn er beſaß Redlichkeit, Muth und Vaterlandsliebe. Sein Anſehen war vielgeltend; er brachte ſeinen Vetter, den Herzog Ludwig, auf des Kaiſers Seite und half dadurch den heilloſen bürgerlichen Krieg in Deutſchland endigen. Zum Lohn ſeiner Treu' und Freundſchaft hatte ihm der Kaiſer Philipp ſeine Tochter Kunegunde zur Ehe verſprochen, gab ſie aber hernach, unter dem Vorwand, weil Otto einen vornehmen Ritter erſchlagen hatte, ſeinem alten verſöhnten Feinde Ottokar, Herzogen in Böhmen, dem er auch bald darauf die königliche Würde ertheilte. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erhielt vom Philipp einen Uriasbrief an den Herzog in Polen. Otto dachte an kein Falſch und Fährde und zog dahin. Auf der Reiſe traf er einen Ritter an, der ſein Freund war, und dieſer las ihm den Brief; denn Otto ſelbſt konnte nicht leſen. Nun hörte er, daß Philipp, ſtatt ihn zu einem Eidam zu empfehlen, wie er verſprochen hatte, ihm den Namen eines Zwietracht liebenden, gefährlichen Mannes gab. Da entbrannte er in heftigem Zorn und eilte nach Bamberg, wo er den Kaiſer, der eben nach einer Aderläſſe mit dem Truchſeß Heinrich von Waldburg im Schachbrett ſpielte, leicht, aber tödtlich verwundete, im Jahr 1208. Otto wurde in einem Gericht zu Frankfurt in die große Acht erklärt, auch ſeine Brüder, Heinrich von Andechs und Eckbert, Biſchof von Bamberg, wurden mit denſelben Strafen belegt. Ludwig, Herzog zu Baiern (er und Otto waren Kinder von zween Brüdern), ſchleifte das Schloß Wittelsbach und gab dadurch einen auffallenden Beweis ſeiner ſtrengen Gerechtigkeitsliebe. Der Gemeinde von Aicha erlaubte er, von den Steinen eine Ringmauer um ihren Ort zu bauen, wie ſie noch itzt da

ſtehet. Der Aechter Otto irrte nun in Baiern umher und ward endlich von Heinrichen Grafen von Kallheim bei Oberndorf ermordet. Seine Kinder .... lebten im Ardenner Walde und wurden die Stammväter des Geſchlechts der Raugrafen.“ Dieſes Gerippe der Handlung hat Babo geſchickt dramatiſch belebt in der Weiſe der Ritterſtücke der Zeit. Otto erkennt ſeine Schuld an und die Gerechtigkeit des Urtheils, nur der über ſeine Brüder ausgeſprochene Bann iſt ein Unrecht, und der glücklich von Babo erfundene, in die Handlung verflochtene Ritter Friedrich von Reuß verſpricht, die Zurücknahme dieſer Acht zu erwirken. Als am Schluſſe die Acht durch Kallheim vollzogen worden, iſt alle Schuld geſühnt; Kallheim ſelbſt, der Otto getödtet hat, wirft ſich „reuevoll“ bei der Leiche nieder. „Das Reich wird ihn wieder aufnehmen in die Zahl ſeiner Fürſten, das deutſche Volk in die Zahl ſeiner Edlen“, ruft Heinrich von Andechs; der geiſtliche Bruder Eckbert fügt hinzu: „Und Baiern wird ſagen: ‚Er war mein!‘“

Wie ganz anders hat Uhland den geſchichtlichen Stoff aufgegriffen und umgeſtaltet! Er zeigt uns gleich im erſten Aufzug, wo Otto zum Kampfe und zugleich zum Turniere in Regensburg aufbricht, gehoben zugleich von der Luſt, ſich als Held zu zeigen, und von der Freude, die Hand der ihm holden Kaiſertochter zu erhalten, deſſen ſtürmiſches, nach Bewährung ſeiner Thatkraft dringendes Weſen. Als bezeichnender Gegenſatz erſcheint Freund Berthold, Graf von Bogen; dieſer hat ſeine Braut verloren, der er nachtrauert, und iſt entſchloſſen, Mönch zu werden, wogegen Otto, den anfangs der Schmerz niedergeſchlagen hatte, durch ſeinen „vorſtrebenden Sinn“ ſich wieder zum Leben erhebt: hatte dieſe ihm ja erklärt, gern die Welt zu verlaſſen, weil ſie ſeinem höhern Aufſtreben hinderlich geweſen.

Auf das zweite Zeichen zum Aufbruch greift Otto eben nach Schild und Lanze, als sein Dienstmann, der alte Wolf, mit seinem Sohne Ulrich auftritt, die er schon längst unter den auf der Wiese versammelten Kriegern geglaubt hatte. Nicht allein wollte Uhland hier gleich das Ungestüm von Ottos ritterlicher, auf Ehre haltender, zum Jähzorn neigender Natur darstellen, sondern auch den ersten Unglücksknoten in sein herbes Schicksal flechten, wobei er zugleich Gelegenheit fand, seine Stellung zu den Gegenkönigen zu bezeichnen. Wolf verweigert ihm, wie schon seit längerer Zeit, die Lehnsfolge, weil er den noch unter der Vormundschaft stehenden Friedrich in Sicilien für den einzigen rechtmäßigen, von den deutschen Fürsten, auch Ottos Vater anerkannten deutschen König hält. Aber wie könnte Otto, bei der Unmöglichkeit, daß ein Knabe von Italien aus, unter päpstlicher Vormundschaft das zerrissene Deutschland lenken könne, solchen Rechtsansprüchen das Wohl des Reiches opfern, das eines starken Armes bedarf! Er hatte längst entschieden für Friedrichs Oheim Philipp gewirkt. „Solche müßige Zweifel", bemerkt er, „dürfen nicht den Vorschritt des thatenlustigen Mannes aufhalten; dazu sei das Leben zu kurz." Wolf beharrt auf seiner Weigerung, trotzt zuletzt. Otto bezwingt sich und gibt nach, daß Wolf zurückbleibe, der ihm wenig helfen könne, doch verlangt er, daß sein Sohn Ulrich mitziehe, der selbst Lust dazu bezeigt. Mit dem Streite darüber zwischen Vater und Sohn wollte Uhland das Stück einleiten. Otto zieht Ulrich mit sich, aber der Alte greift zum Schwerte. Der Pfalzgraf ersticht ihn im Jähzorne, was er sofort bereut. „Otto steht vernichtet da. Er fühlt sich gelähmt, entehrt, mitten in den stolzesten Hoffnungen ertödtet. Trompetenstoß [der dritte zum Aufbruch].

Da rafft er ſich auf: es iſt nichts geſchehen, er will wegſchreiten über die Leiche, hinaus zum Kampf, zum Feſte. Er eilt ab mit dem Knappen.“ Der bei der Leiche zurückbleibende Ulrich ſchwört dem Mörder fürchterliche Rache. Treffender konnte das Stück nicht eingeleitet werden. Dieſer erſte Aufzug deutet ſchon auf das Ende, wo wir Berthold an der Donau wieder finden als Mönch und Aufſeher der Schäfereien des Kloſters, Ulrich, der wüthende Rächer ſeines Vaters, den Geächteten erſticht. Auffallend ſcheint nur, daß Otto mit ſeinen Mannen zugleich zum Kampf und zum Turnier auszieht, nach welchem er die Verlobung mit der Kaiſerstochter erwartet. Der zweite Aufzug führt uns nach dem Schloſſe Altenburg bei Bamberg, wo der Wittelsbacher Pfalzgraf feſtlich in das Turnier einreitet, Philipp ihm ſeine Tochter Kunigunde zuſagt: aber nach der Kunde von ſeinem Mord entreißt die Mutter, die Kaiſerin Irene (Tochter des 1195 geblendeten und geſtürzten byzantiniſchen Kaiſers Alexius III.) ihm in leidenſchaftlicher Aufregung ihre Kunigunde. Otto hatte die Sache dadurch verſchlimmert, daß er bemerkte, er habe nur einen ſchwachen Greis umgeſtoßen, ja wünſchte die ganze Brut vertilgt zu haben, was er nur in dem „wilden Ungeſtüm“ thun konnte, den Kunigunde zu ihrem Schmerze heute ſtatt ſeines frühern „freudigen Weſens“ (in Folge der ihm ſo widerwärtig gekommenen Mordthat) an ihm beobachtet hatte. Philipp verbannt ihn vom Hofe. „Otto ſteht einſam da, der Blitz der Rache hat ihn ſchnell und mächtig getroffen.“ Der Anfang dieſes ſo ergreifend ſchließenden Aufzuges ſtellt die Unterhandlungen mit dem Gegenkönig Otto durch deſſen Bruder dar, die aber, da dieſer unter keiner Bedingung dem Reiche entſagen will, ſich zerſchlagen. Schon hier ſollte Philipp zweideutig erſcheinen;

denn, obgleich er seine älteste Tochter (die zweite ist zur Heirat noch zu jung) dem Wittelsbacher versprochen hat (dies war vor dem Anfange des Aufzuges geschehen, wie das ihn beginnende Gespräch zwischen dem Truchseß von Waldenburg und dem Kanzler geschickt andeuten sollte), glaubt er es doch noch einleiten zu können, daß Kunigunde dem Gegenkönige zu Theil werde, wobei er vom „Beruf der Königstöchter" spricht (durch ihre Hand politische Gegner zu gewinnen). Rasch erfolgt im dritten Aufzug die Katastrophe. Wenn bei Babo das Niederstoßen Wenzels bei einem von diesem gemachten feigen Ueberfall als Recht der Vertheidigung gelten konnte, so war durch das jähzornige Niederstoßen Wolfs jede Verbindung mit dem Königshause unmöglich; wenigstens nahm Uhland dies zu seinem Zwecke an. Als Philipp sich wundert, den Pfalzgrafen noch am Hofe zu sehn, dankt dieser, der sich etwas beruhigt hat, ihm für seine Schonung; er habe nicht weggehn können, ohne Abschied von ihm zu nehmen. „Sein schönstes Lebensglück ist zerstört, aber er fühlt noch Kraft in sich fortzuleben; er hat Pflichten gegen seine Ahnen, seine Kinder. Eine schnelle That, in nicht ungerechtem Zorne verübt, soll sie ein ganzes rühmliches Leben zu nichte machen? Eben jene rasche Glut hat ihn ja beseelt, wann er Philipps Schlachten gefochten [Zusatz am Rande: „Die Zeit ist wild und leicht ein Frevel geschehen."]. Dem Sohne des Erschlagenen will er Sühne geben; er hat sie ihm schon reichlich genug bieten lassen und ihn dadurch besänftigt geglaubt. Er legt es in des Kaisers Hand, sie zu bestimmen. Nach Polen will er, an des Herzogs Hof. Dort, wo längst innere Kriege wüthen, wird seine That, auch wenn sie ruchbar würde, minder schrecklich erscheinen. Des Polenherzogs Tochter war ihm ge-

neigt, Kunigunde hat sie verdunkelt. Der König soll ihm einen Brief der Fürsprache an den ihm verwandten Herzog mitgeben, damit er nicht als ein Geächteter erscheine. Philipp zögert. Der [von Anfang an Otto abgeneigte] Truchseß ist dagegen, der Kanzler dafür. Otto mahnt den König, ob er sich von aller Schuld frei fühle. [Randbemerkung: „Wer ist rein in dieser Zeit?"] Philipp, seiner los zu werden, und weil er nicht das Aeußerste liebt, willigt ein." So war hier alles, wenn auch mit einiger Freiheit, treffend begründet. Zur Vereinfachung und zum raschen Fortschritt der Handlung muß Otto den erhaltenen Brief gleich öffnen lassen. Dies war durch Philipps zweideutiges Benehmen und Ottos innerliche Unruhe als Uebelthäter begründet. Sein Knappe Kurd, „als vormaliger Klosterschüler des Lateins [Lesens?] kundig", liest den Brief. Als Otto vernimmt, daß des Mords und seines heftigen, hochfahrenden Charakters warnend gedacht sei, heißt er den Knappen die Pferde vorführen und sich zu einem gewaltigen, stürmischen Ritte rüsten. Die schauderhafte Treulosigkeit des undankbaren Königs hat sein treues Herz so verletzt, daß nur Philipps Blut die Schuld zu sühnen vermag. Darin weicht Uhland von Babo ab, daß die Ermordung vorsätzlich, nicht erst durch Wortwechsel veranlaßt ist. Der Entwurf deutet Ottos sehr bezeichnendes Selbstgespräch kurz an: „Also mit Mord gezeichnet, unvertilgbar mit Mord. Gezeichnet von dem, für den er so vieles gethan, der ihm Hülfe zugesagt. Soll er denn Mörder sein,

Den Dienstmann tödten ist nicht Mords genug;
Der ist ein Mörder, der den Kaiser schlug.*)"

*) So sollte auch hier bei dem so verhängnißvollen Entschluß der Reim in Schillers Weise wirken.

Das Schwert unter dem Arm, ſtürzt er nach des Königs Zimmer; gleich darauf eilt er mit blutigem Schwert über die Bühne. Das iſt freilich einfach ergreifender als der romantiſche Aufputz Babos. Geſteigert ſollte das Ergreifende des Schluſſes des Aufzugs dadurch werden, daß zuletzt Ulrich kommt, der Ottos Mord vernommen. Seine Rede deutet der Entwurf mit den Worten an: „Der Mörder iſt entflohen, aber ſchwerere Rache verfolgt ihn nun. Bisher hat nur eine Stimme, Ulrichs, Rache geſchrien; nun rufen darum durchs weite Land alle lauthallende Todtenglocken.“ Die Zwiſchenſzenen des Aufzugs, auch die Ulrichs, den zu beſchwichtigen der darüber unwillige Truchſeß vom König angewieſen wird, und die ergreifenden der Frauen übergehen wir. Der vierte Aufzug ſpielt im Lager des nun allgemein anerkannten Gegenkönigs, der, von Kunigunden und Ulrich zur Rache beſchworen, obgleich deſſen Bruder empfiehlt, den Wittelsbacher, der große Dienſte erzeigen könne, in die Verſöhnung einzuſchließen, ihn in die Acht erklärt und den grauſamen Marſchall von Kallinthin*) zum Vollſtrecker beſtimmt. In Kunigunden iſt trotz ihrer Bitte um Rache die Neigung zu Otto nicht erloſchen. Bebend nimmt ſie des Königs Hand und Ring an, ſie ſcheint ſich auch über die Achtserklärung zu freuen, aber zu allgemeinem Schrecken ſinkt ſie erblaſſend zu Boden. Bei dem Mönche und Schäfer Berthold finden wir den Geächteten im fünften Aufzug**) wieder. Berthold, der ſich ſeiner angenommen, hält ihn trotz der Acht, die ſeine milde Seele, wenn auch zu Recht beſtehend, doch als ein Unrecht anerkennen muß,

*) Von Pappenheim und Kalentin oder Kalden (Caletinus). Luden XII, 234.

**) Als Szene wird „Feld“, in einer Randbemerkung „Donau“ angegeben. Berthold iſt jetzt Mönch zu Ebra. Ebrach bei Keller S. 424 iſt wohl Druckfehler.

bei ſich verborgen; er wünſcht, daß er für die unſelige That Buße thue. Aber wie ſehr Otto auch bedauern muß, daß er dem nur zu berechtigten Gefühl der Rache gefolgt iſt, wie tief er auch den Verluſt ſeines Glückes und den Schmerz, den er der Geliebten gemacht, empfindet, ein ſo glühender, auf Bewährung ſeiner Thatkraft zum allgemeinen Beſten des Reichs gerichteter Geiſt kann nicht reuevoll verzweifeln, er muß ſich „aufkämpfen“. Als er hört, das Todtengeläute, das er vernimmt, verkünde Kunigundens Tod, die in Folge ihrer Erſchütterung geſtorben ſei, ruft er ſchmerzlich: „Auch ſie hinab! o wär' ich's auch!“ Aber da er noch lebt, will er ſich nicht müßig verzehren. Als er von Friedrichs Rüſtung hört (geſchichtlich geſchah dieſe freilich erſt ſpäter, als der Papſt Otto IV. fallen ließ), ſchöpft der Geächtete wieder Hoffnung. Er denkt ſich, eine neue Ordnung der Dinge verwiſche die alten Fehler, woran freilich Berthold nicht glauben kann, der ihn zur Ruhe und Reue verweiſt. Eine ſpätere Randbemerkung lautet: „Aus der geſtürzten Welt, in der nun auch Kunigunde, in der er ſelbſt unterging, in der auch König Otto untergehn wird [er erlebte wirklich den Verluſt ſeines Anſehens durch Friedrich], will er verwandelt, ſchuldlos aufſteigen, in Friedrichs Reich, das er aufrichten will.“ So ſtirbt er nicht in Verzweiflung, ja als der Marſchall ihn tödten will, ringt Otto mit dieſem, dem er, um ſich ebenbürtig zu erweiſen, als Ritterſchmuck die Narben der Wunden zeigt, die er im Kampfe für Philipp davongetragen. Sein Arm würde dieſen überwunden haben, wäre nicht Ulrich ihm zu Hülfe gekommen und hätte als Rächer ſeines Vaters ihn niedergeſtochen. So fällt er, ein mannhafter Ritter, ein Mann von deutſcher Treue und Redlichkeit, den nur ſein feuriger Geiſt hingeriſſen hatte,

die Schmach eines Undankbaren, der als Kaiſer die deutſche Treue verletzt, an ihm wie David an Uria gefrevelt hatte, im Blute zu rächen, deſſen Fehler nur ſein Ungeſtüm war, das ihn auch zum Helden machte, deſſen Herz reiner und edler als das des Königs, deſſen Unglück nur war, daß er in die ſchreckliche Zeit von zwei Gegenkönigen fiel, die kein Mittel ſcheuten, ſich in der höchſten Würde des deutſchen Reiches zu erhalten. An dieſem jämmerlichen Zuſtande unter zwei nicht untüchtigen deutſchen Königen ging der edle Wittelsbacher zu Grunde. Der Entwurf ſchließt mit der Erſtechung Ottos, welcher ein paar kurze Reden in Proſa vorangehen.*) Bedeutender ſcheint die zum Schluſſe ſpäter hinzugefügte Randbemerkung. Nachdem der Marſchall und Ulrich Berthold gerathen, die Leiche unbegraben liegen zu laſſen, und ſich wieder entfernt haben, heißt es: „Berthold will ihn hier unter der Linde beſtatten und für ſeine Seele beten, daß ihr die Klarheit wieder werde, die der ſturmgejagten hienieden nicht mehr werden konnte. Der Sturm zum Frühlingswehen.**) Er bedauert ihn, wie der Sturm ihn umhergetrieben. Und wenn die Frühlingsluft in den Blättern ſpielt, dann will er denken, es ſei des Freundes beſänftigter Geiſt.“ Wie viel dichteriſcher wäre ein ſolcher Nachruf an den edlen, menſchlichen Helden, der mit warmem Gefühl für die zarten Regungen des

*) Wenn Otto dem Marſchall zuruft: „Wage nicht es auszuſprechen (daß du mich erkannt)“, ſo will er ihn warnen, ja nicht zu wagen, ihn anzugreifen, da es ihm übel ergehn werde.

**) Mit dem „Frühlingswehen“ bezeichnet er wohl ſich ſelbſt im Gegenſatz zu dem Freunde; hatte er ja vorher dieſem die Annehmlichkeit und den Frieden des ländlichen Lebens geſchildert, die Otto als Mörder ſo wenig fühlen kann, daß die Einſamkeit ihn anſchauert.

Herzens unendliche Thatkraft verband, als die drei, mit denen Babo, in Nachahmung des goetheſchen „Götz", ſchließt, indem er den edlen ſchwäbiſchen Herzog in ihm feiert.

---

6. Bernardo del Carpio.

Die ſpaniſchen Romanzen über dieſen gleich Cid gefeierten Volkshelden lernte Uhland in der 1817 erſchienenen „Sammlung der beſten alten ſpaniſchen hiſtoriſchen Ritter- und mauriſchen Romanzen" von Georg Bernhard Depping kennen. König Alfonſo von Leon, mit dem Beinamen der Keuſche, hatte, als er in den Kampf zog, ſeine zur Thronerbin beſtimmte Schweſter Ximena der Obhut des ihm vertrauten Grafen Sancho von Saldagna (Saldaña) anvertraut. Bei ſeiner Rückkehr geſtand ſie ihm, daß ſie von dieſem verführt worden ſei. Da ließ er ſie auf Lebenszeit in ein Kloſter ſperren, wo ſie von einem Knaben, Bernardo (Bernaldo) del Carpio genas; Saldagna wurde in den Thurm van Luna zu ewiger Gefangenſchaft gebracht. Bernardo ward in Aſturien erzogen. Ximena entdeckte ihm, daß er ihr Sohn ſei, den Namen des Vaters durfte ſie ihm nicht verrathen. Nachdem er durch ſeine Heldenthaten gegen die Mauren ſich um den König ſehr verdient gemacht, fragte er dieſen, wer ſein Vater ſei. Da er vernahm, er halte ihn gefangen, flehte er um deſſen Freilaſſung. In der Romanze hieß es: „Mein Vater iſt im Gefängniß, und ich diene Euch im Kriege", was Uhland benutzte. Der König verſprach ihn zum Vater zu laſſen, that es aber erſt, als er dieſem die Augen hatte ausſtechen laſſen. Bernardo klagte

bitter über dieſe Grauſamkeit, diente aber dem König weiter. Nach großen neuen Eroberungen verlangte er, der König ſolle ihm den Vater frei geben. Dieſer forderte als Löſegeld, daß er ihm alle in ſeinen Dienſten gemachten Eroberungen abtrete: aber zum zweitenmale täuſchte er ihn, er ließ den Vater erdroſſeln, ehe er dem Sohne die Leiche übergab. Da erſt ſchwört Bernardo dem undankbaren und treuloſen König Rache; er verbindet ſich mit den Mauren. Bernardos Klage enthält eine Romanze, in welcher ſein anfängliches Murmeln zwiſchen den Zähnen ſich zuletzt zum grimmigen Ausbruche ſteigert. Nach einer andern ging Bernardo einmal mit ſeinen Waffengenoſſen in den Palaſt, um vom Könige ſeinen Vater zu fordern; als dieſer ihn verhaften will, ſchlägt er auf ſein Schwert und ruft: „Ich bin Bernardo. Mein Schwert unterwirft ſich auch Königen nicht, und wie gut es ſchneidet, wißt Ihr.“ Auch die Klage des gefangenen Vaters, daß ſein zum Helden gewordener Sohn gleichgültig und unempfindlich ſeine Haft dulde, bildet den Inhalt einer Romanze. Lope de Vega hatte Bernardos Geſchichte in drei Stücken behandelt, von welchen eines „die Vermählung im Tode“ hieß. Die beiden erſten Aufzüge ſtellen die Heldenthaten Bernardos im Kampfe gegen Karl den Großen in echt ſpaniſchem Glanze dar. Der Sieg wird durch einen großen Triumphzug am Hofe gefeiert. Aber Bernardo verlangt den vom Könige verheißenen Lohn, ſein Vater ſoll befreit und mit ſeiner Mutter vermählt werden. Wie tief es auch den Sohn ſchmerzt, daß der undankbare König ihm nur ausweichende Antworten gibt, weit entfernt iſt, ſeinen Wunſch ſofort zu erfüllen, er faßt ſich, läßt ſich nicht hinreißen, ſeine ritterliche Lehnstreue (lealtad) zu verletzen, ſinnt vielmehr ſeinen Oheim durch neue

Dienſte zur Erfüllung ſeines Verſprechens zu bewegen. Es gelingt ihm, dieſem das Leben zu retten. An ſein Verſprechen gemahnt, gibt Alfons ihm einen Ring, den er im Gefängniß vorzeigen ſoll, um den Zutritt zum Vater zu erhalten. Aber er findet nur deſſen Leiche. Jammernd ſtürzt er auf dieſe, aber bald ermannt er ſich, holt ſeine Mutter und läßt ſie mit dem Todten den Trauring wechſeln. Uhland kannte das Stück nicht; er ging von den Romanzen aus, nach denen er den Stoff ſich frei geſtaltete. Dem Vater gab er den Vornamen Diego, ſchuf die Geſtalten der königlichen Braut Elvira und ſeines Pflegebruders Vasco.

Was den Dichter zu dieſer Sage beſonders zog, war die bis zum äußerſten gehaltene Lehnstreue im Gegenſatz zur Treuloſigkeit des undankbaren, durch den Ingrimm über die Befleckung der Reinheit ſeines Geſchlechtes gegen jedes andere Gefühl verſtockten Königs. Er hat ihr aber die ſchönſte Wendung gegeben, indem der König im Augenblick, wo er ſein Verſprechen erfüllen will, durch den unerwartet eingetretenen Tod des Opfers ſeiner Rache beſtraft wird. Uhlands Geſtaltung iſt in jeder Beziehung gelungen. Der ſpaniſche Held weicht nicht von ſeiner Lehnstreue, er wagt keinen Angriff auf die geheiligte Perſon des Königs. Auch die blutige Scheuslichkeit des Königs, von der die Romanzen melden, mußte er fern halten, und die wirkliche Hinterliſt, welche in Otto von Wittelsbach den Hebel der Handlung bildet. Sein König ſoll an ſeinem eigenen Geſchlecht, deſſen Reinheit er für das Höchſte gehalten, dafür geſtraft werden, daß er die natürlichen Rechte des Menſchen mißachtet, er ſeinem Familienſtolze nicht bloß das Leben zweier Menſchen geopfert, ſondern auch dem Helden, der ſein Leben für ihn einſetzt, ihm die

glänzendſten Siege verſchafft, das Glück verſagt, ſich ſeines Vaters in kindlicher Liebe zu freuen. Freilich hatte er in der Hitze der Leidenſchaft geſchworen, dieſen in ewiger Gefangenſchaft zu halten, aber ein ſolcher grauſamer Schwur konnte ihn am wenigſten hindern, dem unſchuldigen, um ihn ſo außerordentlich verdienten Sohne ſeinen Anblick zu verſagen. Alfons erkennt zu ſpät ſein ſchreiendes Unrecht; das Schickſal ſtraft ihn: der Vater iſt kurz vorher, ehe er Bernardos Wunſch erfüllen will, verſchieden, und zwar in Folge des Verlangens von Bernardos Geliebter (der Nichte Alfonſos, die ihm ihre Liebe geſtanden), dem armen Gefangenen von dem Gefängniſſe aus ſeinen heldenhaften Sohn zu zeigen. Sein Tod läßt Bernardo die ganze Grauſamkeit Alfonſos empfinden, ſeinem Geſchlechtsſtolze das Glück des Helden und auch das des durch die lange Gefangenſchaft ſchon zu bitter beſtraften Vaters zu opfern: er fühlt die heilige Pflicht, in der Einſamkeit an des Vaters Grabe ſeinem Schmerze allein zu leben, er entſagt der Liebe und der mit dieſer ihm gebotenen Herrſchaft über Leon. Alfonſos Nichte geht dadurch gleichfalls für das Leben verloren, und ſo ſieht der grauſame König ſeinen Stamm verdorren. Der vollſtändige raſch hingeſchriebene Entwurf zeugt von lebendigem Einleben in die Sage und von der leichten Gewandtheit dramatiſcher Geſtaltung, würde aber, wie ſchon die vielen ſpätern Randbemerkungen zeigen, bei ungeſtörter Ausführung noch vielfache Aenderungen und Bereicherungen an gehaltvollen Gedanken, edlen und tiefen Empfindungen erfahren haben.

Noch vor die Niederſchrift des vollſtändigen, von Keller mitgetheilten Entwurfes, fällt die erſte Ausführung des Anfanges, bei Keller S. 459 ff., vor welcher er freilich die dramatiſche Ent-

wicklung ſchon bedacht hatte, aber ohne über alles einzelne zu feſter Entſcheidung gekommen zu ſein. Nach Uhlands eigener Datirung iſt derſelbe vom 3. Mai 1819, der Entwurf in der Zeit vom 21. Oktober bis zum 7. November deſſelben Jahres. Wie ſeine „Franceska“, ſo ſollte auch unſer Stück mit einer Rede des Feſtgebers an die Ritterſchaft beginnen. Dieſer Anfang iſt in reimloſen fünffüßigen Jamben geſchrieben.*) Nach dem Siege am Hormes hatte König Alfonſo die Ritter auf den Tag des heiligen Ritters Georg zum Turnier eingeladen. Die Zeit des Turniers, an dem er ſelbſt theilgenommen, iſt vorüber, nur iſt auf heute zum Abſchied noch ein beſonderes Feſt beſtimmt, der Kampf mit einem fürchterlichen Stier. Aber der König wundert ſich, ſo wenige zum Kampfe gerüſtet zu finden. Im Namen der Ritter erwidert ihm der von Uhland erfundene Vasco, der nach dem Entwurf der Sohn von Bernaldos Pflegevater ſein ſoll, ſie ſeien nicht ohne Grund mißmuthig. Auf Alfonſos Erwiderung, er ſei gewohnt, daß Vasco ſich zum Sprecher des Mißmuths mache**), fragt derſelbe, ob dieſer Vorwurf ihm etwa Schweigen auferlegen ſolle. Vasco erklärt dann, allgemein vermiſſe man Bernaldo***), den größten Helden beim Hormesſiege. Der König erwidert, auch Bernaldo ſei geladen, und nur ſein Trotz werde ihn wohl zurückhalten, aber Vasco empfindet es mit allen Rittern als eine Kränkung, daß man ihn ſo wenig achte. Da bemerkt die von Uhland nothwendig

*) Nur dreimal lauten die Verſe weiblich aus (25, 54, 62).

**) Der ſpäter am Rande bemerkte Vers: „So wird Don Vasco ſtets der Sprecher ſein“ (an der Stelle von „ſo hör' ich ſtets | Don Vascos Stimme“), würde auch die Aenderung des vorigen und des folgenden bedingen.

***) Ueberall ſteht hier Bernaldo ſtatt des ſpäter gangbaren Bernardo.

erfundene und zu Bernaldos Geliebte gemachte Nichte und Thronerbin Elvira, auch sie habe ihn noch diesen Morgen einladen lassen, da die Frauen nach ihm verlangt, und eben sehe sie ihn zum Palaste heraufsteigen. Alfonsos Wort: „Beim Himmel, dieser Mann wird hoch geehrt", das jedenfalls leise gesprochen werden muß, deutet seine Eifersucht auf den Ruhm der ihm unbequemen Helden an. Eine kleine Unwahrscheinlichkeit bleibt es, daß die Ritter schon nicht an den frühern Turniertagen sich mißmuthig gezeigt haben. Das folgende Auftreten Bernaldos und die Wechselreden sollten nur auf den Grund seiner tiefen Trauer hinführen. Vor Bernaldos dritter Rede bricht der Anfang ab.*) Auffallend ist es, daß auf dasselbe Blatt, nur durch einen leeren Zwischenraum davon geschieden, später, wie auch die schon hier vorkommende Form Bernardo zeigt, Fetzen von Versen geschrieben sind, die deutlich als andere Fassungen der schon oben gegebenen Ausführung sich ergeben. Dem Basco sollte gehören: „Mög' uns keiner fehlen | Der Tapfern!" „Wohl fehlt uns einer; o! es fehlt uns der" und „Bernardo fehlt!" (vgl. V. 35 ff. 42 f.), dem König: „wenn Unmuth . . . | Wenn eines Festes Lust zu stören ist" (vgl. V. 32 f.). Dagegen waren zu einem Auftritt zwischen Bernardo und Elvira die an letztere gerichteten Worte in Prosa gedacht: „Das Geheimniß, ich weiß, liegt in des Königs finstern Augen; doch liegt es auch in deinen klaren, und eine Thräne gab mir des Kunde." Das Geheimniß war, daß der Vater noch lebt, aber dem Könige verhaßt ist. Wenden wir uns zu dem mehrere Monate später geschriebenen Entwurf, so fällt es auf, daß der

*) Die am Rande stehenden Worte: „Und machst der Weiber Herzen weich", sollte der König weiter unten sprechen, wie der Entwurf (S. 437) beweist.

Anfang des ersten Aufzugs sachlich der eben besprochenen Ausführung durchaus entspricht; nur äußert der König im Entwurf, Bernardo sei unter den Zuschauern bemerkt worden, es fehlen Alfonsos wiederholte Versicherung, dieser sei von ihm geladen worden, und Elviras Einladung am Morgen. Statt letzterer heißt es*): „Elvira äußert, auch die Frauen haben Bernardon vermißt. Sie selbst seie längst begierig gewesen, den Helden kennen zu lernen, der so ruhmvoll gekämpft, aber stets den Hof vermeide. Auf einmal habe man unter der Menge der Zuschauer einen jungen Mann von ausgezeichneter Gestalt bemerkt. In Trauerkleidern, schmucklos, habe er an einen der ehernen Löwen des Portals nachdenklich sich gelehnt. Bernardo sei es gewesen. Sie, die Infantin, habe ihn herbeschieden, daß er sich rechtfertige über seine Nichttheilnahme am Feste." Eine ganz andere Fassung des Anfangs finden wir in einer spätern Randbemerkung des Entwurfs, welche Keller irrig, trotz Uhlands eigener Bezeichnung „Anfang", eine weitere Ausführung eines Theils der Szene nennt. Der König sollte Elvira anreden: „Wie, wenn der Sturm vorüber ist und doch die Wellen noch hohl gehn und hoch aufbrausen, vom heitern Sonnenlichte aus blauem Himmel schon beschienen, so siehst du hier die Helden der Schlacht beim Feste versammelt, auch hier stürmisch und trotzig. Erfreue dich der Gewaltigen, die, wenn ich von hinnen bin, dir, theure Nichte, den Thron schirmen werden." Vasco erwiderte: „Sind wir im Sonnenschein ein grollend Meer, so ist der Grund, daß alle geehrt, belohnt sind, nur der Beste nicht." Dann sollte

*) Früher muß die Randbemerkung geschrieben sein: „Aus jeder siegreichen Schlacht kommt ihr mir stolzer, trotziger", die eine andere Fassung der Antwort des Königs auf Vascos Erwähnung des herrschenden Mißmuthes sein sollte.

der König äußern, Vasco sei stets Sprecher des Unmuths [hier ist offenbar die vorher folgende Wechselrede zwischen Vasco und dem König übergangen], Elvira doch den vermissen, der des Königs theures Leben gerettet. Diese Fassung ist ohne Zweifel die glücklichste, doch mußte dann auch Bernardos Auftreten anders eingeleitet werden.

In der Fortsetzung des ersten Auftritts erklärt Bernardo, nach allem Forschen habe er gefunden, der König wisse, wer sein Vater sei, doch diesen habe er vergebens angefleht, ihm Licht zu verschaffen. Als Vasco bemerkt, schon zweimal, zuerst als er dem Könige bei Benavente (Benevente gibt Keller) das Leben gerettet, dann beim Entsatze Zamoras, habe dieser ihn geheißen, etwas zu verlangen, aber beidemal seine Bitte versagt, was er heute nicht zum drittenmal thun könne, erwidert Bernardo, nicht auf seine Dienste, sondern auf das heilige Recht der Natur gründe er sein Verlangen, ihm seine Eltern nicht vorzuenthalten; denn auch seine Mutter kennt er nicht, abweichend von der Sage. Ohne Wirkung bleibt Elviras Mahnung, sie empfinde, wie bitter es dem Manne zu Muthe sein müsse, der seine Eltern nicht kenne: der König erklärt, dem Ungestümen nicht gewähren zu können, was er dem Bescheidenen mit Grund versagt habe. Das Stiergefecht geht vor sich; Elviras Wunsch, daß Bernardo heute ihr Kämpfer sei, bestimmt ihn zu Fuße dem Stier entgegenzutreten, wovon vergebens Elvira und der König selbst ihn abzuhalten suchen. Elvira verräth unwillkürlich ihre Liebe zu ihm; als der König weggegangen, trägt sie Vasco auf, Bernardo zu sagen, sie erwarte ihn noch diesen Abend. In einer spätern Randbemerkung gibt Uhland einen ganz andern Schluß des ersten Aufzugs. Es kommt nicht zum Stiergefecht,

der König geht erzürnt ab, Elvira folgt ihm. Vasco fürchtet, der eifersüchtige König werde Gewalt gegen Bernaldo (so!) brauchen, der von Königen abstammen müsse; voll Ingrimm über die Unterdrückung dieses Edlen, schwört er mit Beistimmung seiner Genossen, das Aeußerste für ihn zu thun. Daran sollte sich dann noch eine zweite Szene schließen. Elvira, die mit der Duegna (Dueña) auf ihrem Zimmer sich befindet, äußert den Entschluß, Bernardo zur Krone zu erheben. Die Duegna gibt ihr das Vermächtniß ihrer Mutter [von dem bisher keine Rede war]; mit zitternden Händen hält sie Bernardos Schicksal, da von diesem Vermächtniß ihre Unterstützung desselben abhängt; sie öffnet das Siegel und der Vorhang fällt. Das wäre freilich ein spannender Schluß, aber damit stimmt der Anfang des zweiten Aufzugs nicht. Jedenfalls war die Einleitung der Handlung auf beide Arten vollendet: der König verweigert dem Helden, dem er Leben und Sieg verdankt, die Mittheilung, wer seine Eltern sind; Elvira hängt mit ganzer Seele an ihm; die Ritter wollen ihm beistehn.

Im zweiten Aufzug, auf Elviras Zimmer, entdeckt diese Bernardo, daß sein Vater lebe. Der hinzukommende König macht ihr darüber Vorwürfe, kann aber nach ihrer Entfernung Bernardos dringendem Bestehen auf seiner Forderung, ihm zu sagen, wer und wo sein Vater sei, endlich nicht mehr widerstehn; er erzählt, wie dieser seine Schwester verführt, der Vasall schmählich sein Vertrauen getäuscht habe. Bernardo entgegnet: „Verrath war es nicht, nur die Zaubermacht der Liebe; der kann kein Verräther sein, der ihn, des Königs treusten Diener, gezeugt.“ Da er vernimmt, sein Vater sei gefangen, erklärt er es für seine Sohnespflicht, ihn zu befreien; daß der König ge-

ſchworen, ihn nie das Licht der Freiheit ſchauen zu laſſen, macht ihn nur ungeſtümer; auf deſſen Drohung, auch ihn ins Gefängniß zu werfen, zieht er das Schwert. Alfonſos Vorwurf, daß er ſich im Augenblick, wo die Mauren mit verſtärkter Macht ihn angreifen wollen, ſich empöre, erſchüttert den Treuen; fußfällig bittet er ihn um Verzeihung. „Nicht durch Empörung, nein durch ungemeſſenen Dienſt will ich meinen Vater von dir erringen.“ Der dritte Aufzug ſpielt in des Vaters Gefängniß. Elvira hat nach dem Tode ihrer Mutter (von dem eine Andeutung in der letzten Faſſung am Schluſſe des erſten gegeben war) die Erlaubniß erhalten, wie dieſe, den Gefangenen einmal im Jahre zu beſuchen; ſie benutzt dieſe Gelegenheit, dem Vater ſeinen Sohn durch ein Fenſter des Schloſſes zu zeigen, wie er an der Spitze des Heeres vorüberzieht. Auch hier findet ſich ein höchſt empfindſamer Schluß, der aber durch raſchen Wechſel der Szene für einen kurzen Auftritt erkauft wird. Im vierten Aufzug bewährt Bernardo glänzend ſeine Treue. Während die mit Vasco Verſchworenen den König im Stiche laſſen und an ſeiner Stelle Bernardo ausrufen wollen, rettet er ſelbſt ihn aus der ſchrecklichſten Noth, in welcher er ſich eben den Tod geben will.*) Das unerwartete Erſcheinen Elviras, die Alfonſo in dem Hinterhalt zurückgelaſſen, ſcheint ihm ein Wink

*) Nach einer ſpätern Randbemerkung ſollte er hervorheben, kein Engel komme zu ſeiner Rettung, weil er nicht fromm, ſondern ſtolz und kriegeriſch geweſen. „Seine Seele iſt nicht gefaßt zu dulden; er kann die Schmach nicht ertragen. Trotzige Beichte ſeines kriegeriſchen weltlichen Sinns. Die Demüthigen taugen nicht in dieſe Welt des Kampfes; Demuth iſt für den Frieden ſchön. Aus Stolz iſt er keuſch geblieben.“ Nach dieſer etwas wunderlichen Selbſtanklage glaubt er eine Stimme zu hören, und hofft, der Engel komme doch, worauf dann Bernardo erſcheint.

eines Engels zu ſein, wie er Bernardo belohnen ſolle: er, der auf die Reinheit ſeines Geſchlechts ſo ſtreng gehalten, will den Makel ſeiner Geburt von ihm nehmen, die Hand der Geliebten und das Recht der Nachfolge ihm gewähren. Aber Bernardo kennt kein Glück, ſo lange der Vater gefangen iſt. Alfonſo wird noch immer ſo ſehr durch ſeinen Schwur geſchreckt, daß er nicht gleich wagt, in die Befreiung des Gefangenen zu willigen, doch will er ihm einen Tag beſtimmen, an welchem er auf Schloß Luna, wo der Vater gefangen ſei, ihn erwarte. Die erwartete glückliche Löſung wird im fünften Aufzug durch den tragiſchen Zufall gehindert, daß das Entzücken über den Anblick des Sohnes, durch welchen Elvira den Vater zu tröſten geſucht, ſein Siechthum verurſacht, woran er gerade in der Nacht, in welcher der König des Gewiſſens Zweifel niedergekämpft hat, geſtorben iſt. Für Alfonſo iſt es eine Strafe des Himmels, daß ſeine neue, ſo ſchön blühende Hoffnung vernichtet worden, ſein Geſchlecht, ſtatt durch einen Helden mächtig gehoben zu werden, ausſterben ſoll. In einer ſpätern Randbemerkung heißt es: „Es gibt eine Grenze, wo die Rechte eines Königs, die Anſprüche eines Vaterlandes aufhören, wo die Rechte des einzelnen Menſchen in ſeinen natürlichen Beziehungen hervortreten.“ Doch die Strafe des Geſchlechtsſtolzes des Königs hat auch Bernardos und der Geliebten Glück auf immer zerſtört. Aber Alfonſo ſelbſt hätte hier die Strafe als ſolche erkennen müſſen, nicht Elvira als Mörderin bezeichnen ſollen, wenn ſie auch die unſchuldige Urſache von Diegos Tod war.

Noch im Jahre 1822 nahm Uhland ſeinen „Bernardo“ wieder vor; am 14. Februar begann er den Anfang in gereimten vierfüßigen Trochäen umzudichten (Keller, S. 464—467); es

reimen nur die geraden Verse, bloß einmal (17. 19) auch die geraden, der Wechsel der männlich und der weiblich auslautenden Verse folgt keinem bestimmten Gesetze. Diese Neudichtung bricht noch vor Bernardos Auftreten ab, bei Vascos Frage, wen von den Tapfern Elvira heute entbehre. Früher gedichtet sind die Verse auf einem Oktavblättchen bei Keller S. 468, wie schon ihre Abfassung im gewöhnlichen dramatischen Verse zeigt. Die 18 ersten Verse sind Ausführungen des Anfangs des dritten Aufzugs (sie beziehen sich auf Diegos Klage um sein diesen Morgen von einem Falken getödtetes Vögelchen), die drei folgenden, unmittelbar an einander sich schließenden waren zum Anfange des zweiten gedacht; die letzten vier Verse gehören zum „Johannes Parricida", und fallen wohl ins Jahr 1820, wonach denn auch diese Verse zu „Bernardo" Ende 1819 oder anfangs 1820 gedichtet sein werden.

---

7. Konradin.

Ueber einen „Konradin" hatte Uhland schon im Jahre 1816 nachgedacht, wie er den 28. März an Kerner schrieb, zwei Jahre später, nach Beendigung seines „Ludwig von Baiern", am 1. Juli 1818, wie Keller ohne nähere Bestimmung berichtet, „Hahns Reichsgeschichte" (vgl. S. 305) nachgelesen und ausgezogen. Den ersten Aufzug dichtete er nach Vollendung des Entwurfes des „Bernardo", bei einem Besuche der Eltern in Tübingen, anfangs Dezember 1819, doch ließ er das Stück darauf ganz liegen, wie glücklich ihm auch der Anfang gelungen war. Die Fortsetzung

bot ihm beſondere Schwierigkeiten, worauf ſeine Aeußerung vom Jahre 1851 deutet, der Gegenſtand ſcheine für das Drama günſtiger, als er wirklich ſei; auch war jetzt der dramatiſche Draug faſt ganz geſchwunden. Den Anfang des Stückes gab er im Jahre 1823 ſeinem ältern Landsmanne, dem Dichter Neuffer, der ihn im erſten Jahrgange ſeines „Taſchenbuches von der Donau“ herausgab. Weniges hatte er hier geändert, am Anfange ein Szenarium hinzugefügt. Als letzte ſeiner „dramatiſchen Dichtungen“ wurde er daraus in den „Gedichten“ abgedruckt. Unter den Dichtern, die ſich zu einer Dramatiſirung des Unterganges des letzten Staufen hatten verlocken laſſen, waren auch zwei ſchwäbiſche Landsleute, ſein Lehrer Profeſſor Conz, der in ſeinem zwanzigſten Jahre, fünf Jahre vor Uhlands Geburt, einen „Konradin von Schwaben“ in die Welt geſandt, und Friedrich Auguſt Clemens Werthes, Profeſſor in Stuttgart, deſſen Trauerſpiel im Jahre 1800 bei Cotta in Tübingen erſchien. Schiller, dem der Verleger das Stück geſandt hatte, lobte die gute, gewählte, ſich dem Klaſſiſchen annähernde Sprache, aber das Stück ſei leer an dramatiſchem Gehalt und habe keine Kraft, in Bezug auf Wahrſcheinlichkeit ſei es ganz verunglückt. Der Dichter, ein Jahr älter als Goethe, in der Jugend ein Anhänger Wielands, lebte ſeit 1792 wieder in ſeiner ſchwäbiſchen Heimat; er war ſchon 1817 geſtorben. In Cottas „Taſchenbuch für Damen“ erſchien im Jahre 1818 ein Gedicht von Conz „Friedrich von Baden“, das deſſen Treue gegen Konradin feierte.

Was Uhland zur Bearbeitung des Stoffes trieb, kann nach ſeiner Auffaſſung der deutſchen Geſchichte nicht zweifelhaft ſein. Daß die deutſchen Fürſten während der ſchrecklichen Zeit, wo keiner der vier Parteikönige Macht gewinnen konnte, es ver-

ſäumten, den jungen Konradin auf den Schild zu heben, ſie vielmehr, und vor allem ſein Oheim Ludwig von Baiern, ihn ſein Erbe verzetteln ließen, und die Lockungen, die er von Italien aus erhielt, das Königreich Sicilien wiederzugewinnen, unterſtützten, ihn ganz eigentlich aus Deutſchland zu einem außerordentlich zweifelhaften Kampfe trieben, um ihn nur wegzubekommen und ſein Erbe Schwaben zu gewinnen, ja Oheim und Stiefvater, die ihn in die Lombardei begleitet, ſich treulos zurückzogen, dies Verbrechen an dem Reiche brannte Uhland auf der Seele. In dieſem Lichte wollte er den Untergang des herrlich begabten letzten Staufen zeigen, der Deutſchland, hätte in den Fürſten nur ein Funke Liebe für das gemeinſame Vaterland gelebt, die traurigen Zeiten eines wüſten Zwiſchenreiches erſpart haben würde. Konradin iſt Uhland der durch der Fürſten Eigenliebe für Deutſchland verloren gegangene deutſche König. Nach der Ueberlieferung hatte König Richard bei ſeiner Wahl verſprochen, Konradin mit Schwaben zu belehnen und ſein Erbe und Allod anzuerkennen; aber er brach ſpäter ſein Wort. Als Richards Macht geſchwächt war, dachte man einige Zeit, trotz der päpſtlichen Verbote, den großen und ſchönen Jüngling auf den Thron ſeiner Väter zu erheben. Zwar kam durch Vermittlung des Biſchofs Eberhard von Konſtanz wieder ein Theil Schwabens an Konradin, aber ſeine Mittel waren ſo beſchränkt, daß er manches von ſeinem Beſitze hergeben mußte, um Geld zu erhalten, und alle Hoffnung ſchwand, die deutſchen Fürſten würden in ihm die Verdienſte ſeiner Ahnen ehren und durch ihn dem Reiche Frieden geben. Schon waren die älteſten Erbgüter an der Rems und die Stammburg in der Hand des Schenken von Limburg. Am ſchnödeſten verfuhr mit ihm ſein

harter, habgieriger Oheim. Uhlands auffallendſte Abweichung von der Geſchichte iſt es, daß Konradin hier gleich an der apuliſchen Küſte landet, glänzend von ſeinen Anhängern empfangen, während er wirklich das Königreich Sicilien nur als verhöhnter Gefangener ſah. In der Lombardei hatten Piſa, Siena, Verona und Pavia Geld und Mannſchaften Konradin verſprochen. Von Neapel waren Galvan und Friedrich Lancia, Konrad und Marino Kapece u. a. nach Deutſchland geeilt, mit der Verſicherung, bei äußerer Hülfe würden Neapel und Sicilien ſich ſofort für Konradin erheben. Da auch ſein Oheim Ludwig und ſein Stiefvater Graf Meinhard von Görz bereit waren, mit nach Italien zu ziehen, ließ er den Italienern ſeine Ankunft anzeigen. Im Herbſt 1267 ging er mit einem Heere von 10000 Mann in Begleitung ſeines trauten, ein paar Jahre ältern, ſeines Landes beraubten Freundes Friedrich von Oeſterreich, eines Sohnes von Hermann V. von Baden und der Herzogin Gertrud von Oeſterreich, unterſtützt von den Mannen ſeines Oheims und ſeines Stiefvaters, über die Alpen. Den 20. Oktober zog er feſtlich in Verona ein. Zu Rom wurde ſein Geſandter Galvan Lancia von Heinrich von Caſtilien, der römiſcher Senator geworden, freundlichſt aufgenommen. Konrad Kapece, von Konradin zum Statthalter von Sicilien ernannt, landete auf einem piſaniſchen Schiffe mit 200 ſpaniſchen und 400 tuſciſchen Söldnern auf der Inſel und forderte alle Städte zum Abfall auf. Die dem Geſchlechte der Staufen ergebenen Saracenen zu Luceria in Apulien erhoben ſich für Konradin. Aber leider fehlte es dieſem gar ſehr an Geld, obgleich er ſeinem Oheim wieder manches verſchrieb, der, wenn er den guten Willen gehabt, ihn wirkſam hätte fördern können. Darüber ſchmolz

ſein Heer bald auf 3000 Mann zuſammen; auch kehrten Oheim und Stiefvater nach Deutſchland zurück. Dennoch rückte Konradin im Januar 1269 in Pavia ein. Piſaniſche Schiffe brachten ihn nach Piſa; die Landmacht führte Friedrich glücklich nach Mutrone, wo piſaniſche Schiffe ſie abholten. Eine ſtarke piſaniſche Flotte ſegelte nach Apulien und Sicilien. Den 15. Juni zog Konradin nach Siena. Zehn Tage ſpäter ſchlug er die Truppen des vom Papſte mit Konradins Reich beſchenkten Karl von Anjou bei Ponte di Valle; ſein Marſchall mußte mit 500 Reitern ſich ergeben. An Viterbo vorüber, wo er den Italien und die Welt beherrſchenden Papſt hätte gefangen nehmen können, zog er am 24. Juli, feſtlich abgeholt, in Rom ein, wo ihn die ſchönſten Frauen mit Geſang und Tanz empfingen. Man geleitete ihn zum Kapitol. Der Jubel ſtieg aufs höchſte, als, inmitten vieler Fürſten und Edlen, in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit der Enkel Friedrichs II. glänzte. Die ſtaufiſch-piſaniſche Flotte beherrſchte nach der völligen Beſiegung der franzöſiſchen ohne Nebenbuhler das Meer. Mit größtem Eifer betrieb Konradin ſeine Rüſtungen, wobei er in der Noth auch Kirchengut verwendete, was er nicht zu ſchonen brauchte, da die Kirche ſich in die weltlichen Händel miſchte und der Papſt ſich der giftigſten Verleumdungen nicht enthielt. Am 18. Auguſt brach er von Rom auf; er wählte den kürzern und kühlern Weg über die unbeſetzten Berge, um in das Thal Apuliens hinabzuſteigen, wo er von den ihm heimlich verbündeten Edlen und den leidenſchaftlich ihm ergebenen Saracenen von Luceria die beſte Unterſtützung zu finden hoffen konnte. Hinter Tagliacozzo auf der alten valeriſchen Straße kam es zum Kampfe. Schon ſchien nach dem Falle des franzöſiſchen

Marſchalls der Sieg errungen, als die Liſt des Ritters Evard von Valery dieſen in die traurigſte Niederlage verwandelte. Valery hatte ſich mit 800 Rittern in einen Hinterhalt gelegt, aus dem er die des Sieges und der Beute ſich freuenden Deutſchen, Lombarden, Tuscier und Spanier überfiel. Konradin, Friedrich, Graf Lancia und deſſen Söhne, Graf Gerhard von Piſa u. a. flohen nach Rom, aber dort war man in Furcht wegen Anjous Ankunft.

Dies alles mußte Uhland zur Seite laſſen, um Konradin bei Neapel in glänzendſter Weiſe empfangen zu laſſen, und hier alle diejenigen uns vor Augen zu ſtellen, auf deren Hülfe Konradin rechnete, doch ſollte daneben auch dasjenige hervortreten, was ihn von einer ſolchen gefährlichen, freilich durch die Gleichgültigkeit der deutſchen Fürſten ihm faſt aufgezwungenen Unternehmung hätte abhalten ſollen. Dies geſchieht auf die eindringendſte Weiſe durch den beredten Mund des Vertreters ſeiner Mutter, des Truchſeß von Waldburg. Der einzig vorliegende erſte Aufzug der Tragödie, worin dies geſchieht, iſt ſo vortrefflich erdacht als glänzend, ja hinreißend ausgeführt, und eignet ſich ſehr wohl zur ſelbſtändigen Aufführung. Der dramatiſche Vers iſt ebenſo wie in „Ludwig dem Baier" behandelt.

Konradin ſpricht 1—8 die inbrünſtige Freude aus, mit der er das ihm als Erbe ſeiner Väter hinterlaſſene ſchöne Land jetzt betreten. — V. 2 f. Daß nach langer Meerfahrt dem Gelandeten der feſte Boden noch unter den Füßen zu ſchwanken ſcheint, iſt eine hier glücklich benutzte Erfahrung. Vgl. Goethes Fauſt II, 3878 f.: „Noch immer trunken von des Gewoges regſamem Geſchaukel." — 3. Ich faſſe dich, in Gedanken; er ergreift nicht etwa die Erde und küßt ſie, wie Odyſſeus den

Boden ſeiner Heimat und Herzog Wilhelm England (Ballade 72 Str. 7,3 f.). — 4. Das Bild des Bräutigams iſt für den Minneſinger Konradin bezeichnend, doch wird er, im Gegenſatz zu Friedrich, als unverheiratet, ja noch unverlobt gedacht. — 5. Geſegnet Land wird 6—8 in Bezug auf Erde, Himmel und Meer anſchaulich ausgeführt. — Feſtlich, als gälte es, das Land feſtlich zu ſchmücken. — 9—23. Ausdruck der begeiſtertſten Freude Lancias beim Anblicke Konradins, in dem er gleich den Staufen erkennt. Abweichend von der Geſchichte mußte Uhland zu ſeinem Zwecke annehmen, Lancia ſehe Konradin diesmal zum erſtenmal. — 10. Statt Galotto ſollte es wohl Galeotto heißen [mit Verſchleifung des e, wie gewöhnlich des i vor einem Vokale]. Im Perſonenverzeichniſſe findet ſich Galeotto. Zur Vereinfachung gibt Uhland Galvano nur einen Sohn; zwei wurden mit ihm bei Tagliacozzo gefangen, und vom Schinder Karl von Anjou befohlen, daß, ehe Galvano ſelbſt, deſſen Sohn in ſeinem Arme ermordet werde. — 12. In der Verheißung ſchrieb Uhland erſt für den Druck, ſtatt des urſprünglichen In deſſen Sehnſucht. — 14. Die helle Stirn deutet auf freies Denken. — 15. Goldnen, hellblonden, wie bei einem echtdeutſchen Jüngling. Schon Tacitus ſchreibt den Germanen rutilae comae zu. — 16. Hohenſtaufiſchen. Das Geſchlecht nannte ſich Staufen (Ableitung von Stauf), wie auch 48 ſtehn ſollte, oder von Staufen, wie Leſſing im Nathan hat. Zur Zeit der Blüte des Geſchlechts kommt von Hohenſtaufen nicht vor, und die Ableitung davon ſollte hohenſtaufer lauten. — 20. Zeugen, nicht das näher liegende zeugten, von frühe an bis heute. — 22. Statt: „Den finſtern Anjou“ ſtand urſprünglich: „Den Karl von Anjou, der ſich

König nennt, | Ihn mit dem lauernd finſtern Blicke, mit | Dem fahlen Antlitz!“ Die Schilderung ſtimmt mit der Ueberlieferung, die ſeine Haut olivenfarbig nennt. — 24—32. Perſönliche Begrüßung Konradins. — 24. Erlauchter, Anrede als Fürſt. — 25. Nach dir, in Deutſchland, da Uhland kein längeres Verweilen in Oberitalien annahm. — 25. Ein Gewand, als Zeichen ſeines Wuchſes. Auch dies beruht auf Ueberlieferung. — 30. Urſprünglich ſtand erſchienſt; im Drucke ward richtig erſcheinſt geſchrieben, aber neuerdings iſt in den Gedichten das unrichtige erſchienſt, wie mehreres andere, eingeführt. — 32. In den „Gedichten“ Freudenthränen ſtatt Freudethränen; letzteres iſt neuerdings, wohl mit Unrecht, hergeſtellt worden. — 33—55. Auf Konradins Frage gibt Lancia ſich zu erkennen. — 37. Dringen ... ein, wie es am Ende des „Eginhard“ heißt: „Die Wonne dringt zu mächtig auf mich ein.“ — Bei deinem Anblick, da ſeine Aehnlichkeit ihn an ſeine Vorfahren erinnert. — 43. Manfreds, der ſich tapfer gegen die Ränke der Päpſte gehalten, bis er 1266, durch Verrath beſiegt, im Schlachtgewühl den Tod ſuchte und fand. — 50. Des Löwen Gänge, ſo feſt und edel.

56—81. Auch der Häuptling der Saracenen in Luceria bringt ihm in echt arabiſcher Weiſe ſeine Huldigung dar. Das Perſonenverzeichniß führt Tarfe nur als „Saracene“ auf. Der Name iſt arabiſch.*) — 60. Fleucht, ältere Form für flieht. Vgl. zu „Ludwig dem Baier“ 289. So braucht auch

*) In Granada finden wir einen Mohren Tarfe, der, nachdem er mit einem Pferde, an deſſen Schweif er ein Ave Maria gebunden, gegen das chriſtliche Lager herangeſprengt war, von Garcilaſo im Kampfe getödtet wurde, was Lope de Vega in dem Schauſpiel El cerco de Santa Fé dargeſtellt hatte.

Robert von Flandern weiter unten (336, 25) daherfleugſt, und Uhland bedient ſich durchweg im Drama dieſer Formen. — 63. Statt Luceras muß es wohl Lucerias heißen, ſo daß i konſonantiſch geleſen wird, wie in Lancia 39. — Schon 1239 hatte Friedrich II. die im ſiciliſchen Reiche zerſtreuten Saracenen im apuliſchen Luceria angeſiedelt, was ihm der Papſt in ſeiner Bannbulle zum Verbrechen anrechnete, während Friedrich behauptete, er habe dadurch, daß er ſie auf einen Punkt beſchränkte, für die Freiheit der Chriſten und die Erhaltung der Religion geſorgt. 1240 hatte er ihnen Grundſtücke geſchenkt und ſie waren von den Staufen immer beſonders geſchützt worden. — 66—72. Auch hier folgt Uhland der Ueberlieferung. — 67. Sternenſchrift, von unvergänglicher, ewig leuchtender Schrift. Es iſt nicht an das Schreiben in die Sterne gedacht, auch nicht an den Sternenhimmel, „die goldne Schrift durch den Sternenraum" (Uhlands Lied „Der König auf dem Thurme"). — 68. Statt Wohnſitz ſtand im Drucke früher Wohnplatz, wie darauf 71 gehen ſtatt gehn; beides iſt jetzt verbeſſert. — 74. Floh in euren Schutz, im Jahre 1254 vor den Nachſtellungen des Papſtes. — 79. Dort. Er deutet auf ſeine Begleiter. — 81. Schnellen, wie in „Herzog Ernſt" 1141: „Ich hätt' ihm doch den Pfeil ins Herz geſchnellt."

Nach 81 hatte Uhland nachträglich noch folgende Stelle geſchrieben, die im Drucke unterdrückt wurde:

Konradin.

Der Freunde treff' [traf?] ich viel' und mancherlei
Seit ich herabſtieg in Italiens Fluren;
Doch wunderts mich, auch ſolche hier zu ſehn,
Die auf dem Schild die goldne Lilie führen.

Robert.

Wir ſind nicht von den Deinen, Herr! wir ſind
Franzöſiſche Ritter aus dem Heere Karls
Und wenden uns zu dir mit dem Vertraun,
Das auch der Feind zum Feinde hegen darf,
Und das der Ritter ſtets dem Ritter zollt.
Die Stadt Acerta hielten wir beſetzt,
Wir übergaben ſie mit dem Beding
Des freien Abzugs; doch das Volk umher,
Das ſich für dich erhoben, wehret uns
Den Durchgang: drum geſinnten wir an dich,
Daß du nach dem Vertrag den Weg uns öffneſt.

Konradin.

Ward ihnen freier Zug verheißen?

Galvano.

Ja.
Das Volk iſt darum aufgebracht. Der Ritter,
Mit dem du ſprachſt, iſt Robert, Graf von Flandern,
Der Eidam Karls von Anjou; er zuerſt
Hat vor drei Jahren das franzöſiſche Heer
In dieſe Gaun geführt, um dich, mein Fürſt,
Des väterlichen Erbes zu berauben.

Robert.

So wie du jetzt, erlauchter Konradin,
Auf Fittigen des jugendlichen Muths
Daherfleugſt um dein Erbrecht, wie du's nennſt,
So ſchwang auch ich, ein Jüngling, mich heran,
Für jenes Recht, das meinem Schwäher Karl
Die päpſtliche Belehnung gibt. Welch Recht
Das rechte ſei, entſcheidet nur das Schwert.

Konradin.

Der Abzug ward euch zugeſagt. Genug!
Es werden meine deutſchen Reiter euch

Geleiten, bis ihr außer Fährde ſeid.
Lebt wohl!

Robert.

Wills Gott, vergelten wirs noch einſt.

Beim Schluſſe dieſer auf Konradins echt deutſche Achtung des gegebenen Wortes deutenden Einſchiebung ſchwebt wohl vor, daß dieſer Robert nach der Ueberlieferung, als der ungerechte Richter Robert von Bari vor Konradins Hinrichtung das Todesurtheil verkündigte, das dieſen einen Empörer, Aufwiegler und Verräther nannte, vor ihn trat und nach den Worten: „Wie darfſt du frecher, ungerechter Schurke einen ſo großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ ihn mit dem Schwerte niederſchlug. Uhland dachte damals wohl dieſes ſpäter in irgend einer Weiſe zu benutzen, weshalb er es hier gleichſam einleitete. Robert von Bethune war der älteſte Sohn des Grafen von Flandern. — 2. Das Herabſteigen in Italiens Fluren ſtimmt nicht zu der Art, wie Uhland das Landen in Apulien ſich dachte, und iſt wohl ein ſicheres Zeichen ſpäterer Abfaſſung, zur Zeit, wo Uhland ſich nicht mehr erinnerte, daß er Konradin hatte zuerſt nach Apulien fahren laſſen. — 4. Lilie, mit der Uhland geläufigen konſonantiſchen Leſung des i. Die franzöſiſchen Könige führten die Lilie ſeit 1150 im Wappen. — 10. Acerta, die römiſche Stadt Acerrä, nahe bei Neapel. — 14. Geſinnen an einen, älterer Ausdruck für „einem anſinnen“. — 16. Zug für „Abzug“. — 20. Vor drei Jahren, 1265. — 22. Berauben. Galvano kann ſeinen Widerwillen gegen die aufgedrungene Herrſchaft nicht unterdrücken. — 30. Genug! Es genügt mir dies zu wiſſen. — 31. Meine deutſchen Reiter, auf deren Treue er ſich verlaſſen kann.

82—136. Johann Frangipane, der ſpätere Verräther, huldigt Konradin und ſtellt ihm ſeine Tochter Julia vor, die ihn mit Blumen krönt und ihn einladet, auf ihres Vaters Landſitze ſich an Geſang, Saitenſpiel und Tanz zu erfreuen, was Konradin in anmuthiger Weiſe ablehnt. Um den Römer hier einzuführen, mußte Uhland ihm das Lehen der Landungsſtelle geben, das außer der Anhänglichkeit ſeines Geſchlechts an die Staufen ihm die Verpflichtung auflege, den eben gelandeten König feſtlich zu empfangen. Von Friedrich II. war Johann Frangipane zum Ritter geſchlagen worden, aber nach dem Tode des Kaiſers hatte dieſer ſich dem Papſte angeſchloſſen. Beim Empfange Konradins in Rom wird ſeiner gar nicht gedacht. Ein Frangipane ſollte den Herzog Friedrich den Streitbaren von Oeſterreich meuchlings getödtet haben. Alles dieſes konnte den Dichter nicht abhalten, ihn hier einzuführen, um den Glanz dieſes Empfanges zu ſteigern und ſpäter den Verrath dieſes ſelben Frangipane deſto ſchärfer hervortreten zu laſſen. — 93. Laterans. Erſt nach der Rückkehr von Avignon nahmen die Päpſte im Vatikan ihren Wohnſitz. — 95. Statt der italieniſchen Mehrheit Frangipani ſtand im Druck Frangipane, doch iſt erſteres jetzt wieder eingeführt. — 106. Dem Dome, zu Neapel; der jetzige Dom ward freilich erſt ſpäter gebaut. — 112. Bedeuten, ſinnbildlich bezeichnen. — 125. Das urſprüngliche Wenn ward im Druck erſt neuerdings ſtatt Wann hergeſtellt. — 130 f. König Heinrich, VI. Nach Simrocks Ueberſetzung ſchließt das Lied:

Verlör' ich Sie, was hätt' ich alsdann?
So taugt' ich zu Freuden weder Weib noch Mann,
Mein beſter Troſt wäre dann in Acht und Bann.

Vgl. Klopſtocks Ode „Kaiſer Heinrich“ mit unſern Erl. I, 325 f. — 132. Im rauhen Frühling meiner Jahre, da er ſo früh ſeinen Vater verloren hatte, auch von ſeinem Oheim vernachläſſigt worden. Die Wiedervermählung ſeiner Mutter ſcheint Uhland abſichtlich nicht angenommen zu haben. Vgl. 144 f. Erhalten iſt ein im Mai von Konradin gedichtetes Minnelied, worin er klagt, ſeiner Liebe ſchade es, daß er ein Kind an Jahren ſei.

137—175. Nachdem alle übrigen ſich zurückgezogen, ſprechen ſich die beiden fürſtlichen Freunde vertraulich gegeneinander aus. 137—157. Der Gegenſatz zwiſchen ſeinem jetzigen Glücke und der frühern traurigen Lage drängt ſich Konradin auf, und ſo hören wir, wie unwürdig er behandelt worden, ohne der Folgerung zu gedenken, die der Zuſchauer zieht, daß man eben dadurch den hochherzigen Jüngling aus Deutſchland nach Italien getrieben, wohin ſo viele Stimmen ihn riefen. — 155 f. Das beide Verſe anhebende Und hindert den leichten Fluß der Rede, die ganz kräftig fortſchritte, wenn ſtatt des erſtern Hier ſtände und nach Ziel ſtatt des Punktes oder Doppelpunktes Komma. — 157. Vortrefflich wird der noch nicht abgelegte Kranz zum bildlichen Ausdruck verwandt. — 158—169. Friedrichs Erwiderung verräth, wie Konradins innigſten Freund auch die Hoffnung belebt, durch ihn als deutſchen König, worauf Konradins letzter Wunſch gerichtet war, ſein Land wieder zu erlangen; deshalb hat er ſich auch überwunden, die junge Gattin und ſeine geliebte Heimat zu verlaſſen. — 161. Da Friedrich, dem das Herzogthum Oeſterreich zugefallen war, ſeinen Vater ſchon im zweiten Lebensjahre verloren, gelang es dem Böhmen Ottokar in jener verworrenen Zeit bei den Ständen ſeine Wahl durch-

zuſetzen. Er erhielt ſich durch Waffengewalt und erlangte 1262 von König Richard die Belehnung mit Oeſterreich und Steiermark. — 169. Wo dieſe weilt. Nach dem Minnelied von Reinmar dem Alten: „Wo ſie wohnt, die eine macht mir lieb das Land.“ — 170—175. Konradin, den noch keine Liebe bindet (er war ein paar Jahre jünger als Friedrich), kennt kein größeres Glück als den Freunden einmal ihre Treue belohnen zu können.

Der Truchſeß ſieht ſich gedrungen, ehe er ſcheidet, im Namen der Mutter, Konradin die ihm drohenden Gefahren vorzuhalten und ſein Bedauern auszuſprechen, daß er, ſtatt in Deutſchland ſein Glück zu ſuchen, dieſen gefährlichen Schritt gethan, aber alles, was er ſagt, deutet dem Zuſchauer darauf, daß er in ſeiner Heimat eben nichts zu erwarten, dieſe ihn aufgegeben hatte. Unter dem Truchſeß, den auch das Perſonenverzeichniß ſonderbar als „den Truchſeß von Waldburg“ bezeichnet, als wäre Truchſeß Amtsname, iſt ohne Zweifel Ritter Heinrich Truchſeß von Waldburg gemeint, der Konradins vom Blutgerüſte geworfenen Handſchuh aufraffte und ihn wirklich dem Könige Peter von Aragonien überbrachte. Das Geſchlecht der Truchſeß war den Staufen befreundet, einer aus ihm, Biſchof von Konſtanz, Konradins zweiter Vormund. — 176—189. Etwas auffallend ſcheint es, daß er, wie er ſagt, im Auftrage der etwas Unmögliches hoffenden Mutter und des Oheims verſuchen ſoll, des Papſtes Zorn zu verſöhnen, der ihm den Bann ſchleudere, was dieſer längſt gethan, nachdem er ſeinen Befehl, Italien zu verlaſſen, nicht befolgt hat. — 178 ſtand im Druck das jetzt beſeitigte der Herzen ſtatt des Herzens. — 190—229. In ſchönſter Weiſe führt er die ihn ernſtlich bekümmernde Ge-

fährlichkeit Italiens im allgemeinen und zunächſt für die Staufen aus. — 191. Mit ſeinem falſchen Schimmer blendet, wie Schiller ſagt: „Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden“. — 192. Ein übertünchtes Grab, wie Chriſtus die Schriftgelehrten und Phariſäer mit übertünchten Gräbern vergleicht, die von außen gut ausſehen, aber mit todten Knochen und jeder Unreinigkeit angefüllt ſind (Marc. 23,27). — 196. Verbuhlter, Lüſternheit entzündender. Goethe ſchreibt im Sommer 1787 von Rom aus: „Bis gegen Morgen ſind immer Partien auf der Straße, die ſingen und ſpielen.“ — 197. Tarantel, beſonders im Tarentiniſchen. Die Gefährlichkeit dieſer kleinen Spinnen beruht auf Vorurtheil. — 200. Der Boden. Ueberliefert iſt es, die Mutter habe Konradin gemahnt, das heitere Schwaben jenem von finſtern Mächten unterwühlten Boden vorzuziehen. — 207—210. Die arge welſche Treuloſigkeit. Die Mutter hatte Konradin daran erinnert, daß Italien die Staufen immer wieder angelockt, ihnen Blut und Kraft ausgeſogen habe. — 211—214. Sehr ungerecht iſt der Vorwurf, Sucht nach Ruhm, Macht und Reichthum und Luſt nach Freuden ließen ihn das Heimiſche verachten, wogegen die Nachweiſung, daß Italien den Seinen zum Verderben geworden (215—230), nur zu gegründet iſt. — 269. Wie das Sommergras, das die ſengende Hitze ſammt und ſonders dörrt. — 224. Heinrich VI. ſtarb an dem kühlen Trunk aus einer Quelle. — 225 f. Friedrich II. trank den Tod, wenn auch nicht aus einem von ſeinem Kanzler Petrus de Vineis ihm gemiſchten Giftbecher, doch aus dem Schmerz über deſſen Verrath. Das iſt freilich eine äußerſt zugeſpitzte und kaum haltbare Behauptung, die aber im Munde des auf die Italiener erbitterten Freundes nicht auffällt. —

227 ff. Dein Vater. Konrad IV. ſoll durch Gift in eine ſchwere Krankheit gefallen ſein, der er im ſechsundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens erlag. — Als alle dieſe Gefahren Konradins guten Muth nicht erſchüttern können, ſucht der Truchſeß ihn durch das begeiſterte Lob ſeiner Heimat zu rühren, das aber auf dieſen bei allem Gefühl für das Edle und Schöne weniger wirken kann wie auf ſeinen Freund Friedrich (232—259). — 233. Heinrich VI. vermählte ſich mit Conſtantia, der Tochter des normanniſchen Königs Roger, im Jahre 1186. Die überlieferte Geſchichte von der Wiege iſt glücklich verwandt. — 239. Gemünd, vielmehr Gmünd, auch „ſchwäbiſch Gmünd" genannt, das im Mittelalter durch ſeine Metallarbeiten berühmt war. — 245—257. Die herrliche Schilderung der Gegend der Stammburg iſt ganz aus Uhlands Herzen gefloſſen, der dieſe ſpäter, in einer Vorleſung vom Jahre 1830, höchſt anmuthig feierte. Auch auf den Knaben Schiller hat dieſe Gegend und der Anblick des Berges der Stammburg des edlen Kaiſergeſchlechtes zur Zeit, wo er im nahen Lorch lebte, wunderbar gewirkt. — 253. Kloſters, Lorch. — 255. Treufeſt, durch Treue feſt, wie man ſagt treuvereint. — 257. Walther, von der Vogelweide, gleichfalls ein Schwabe. Er ſang: „Rehte als die engel ſint diu wip getan", und erklärte die deutſchen Frauen wegen ihrer Zucht für beſſer als die der andern Länder. Da Konradin ſchweigt, während Friedrich ſeine Sehnſucht nach der zurückgelaſſenen jungen Gattin nicht unterdrücken kann, ſo möchte Truchſeß ihm einreden, er habe warten, nicht die Hoffnungen auf den deutſchen Thron ſo raſch aufgeben, nicht aus Verzweiflung eine ſo gefahrvolle Bahn einſchlagen ſollen (260—274). — 264. Der eine, Richard von Cornwallis. Er

war 1264 nach England zurückgekehrt, wo er nach einer unglücklichen Schlacht vierzehn Monate gefangen ſaß, aber ſchon 1268 kehrte er zurück und konnte wieder einen deutſchen Reichstag halten. — 265. Der andre, Alfons von Caſtilien, 1257 von einem Theile der deutſchen Fürſten gewählt. Er mußte wegen der Unruhen in ſeinem eigenen Lande nach Spanien zurück, aber ſeine Anhänger in Deutſchland ließen nicht von ihm ab. — 256. Dreimal, zuletzt noch 1267, aber keiner der Fürſten wollte ihm herzlich wohl. Man hatte es ruhig angeſehen, wie Richard ſein ihm gegebenes Wort brach, ſich nicht darum kümmerte, daß der Enkel Friedrichs II. ſein Erbe zu ſeinem Unterhalt verzetteln mußte; man verhandelte immer über ihn, um ihn zurückzuweiſen, und ließ unterdeſſen das Reich in immer größere Verwirrung gerathen. — 271. Harreſt und machſt, mit lebendiger Vergegenwärtigung der nächſten Vergangenheit. — 275—280. Daß ſein Erbe während der Minderjährigkeit immer mehr ſchwand, ſo daß ihm nichts geblieben wäre, hätte er ruhig warten wollen, ja es die allerhöchſte Zeit geweſen, um noch etwas unternehmen zu können, hält er dem herzlich um ihn beſorgten Freunde ruhig entgegen, ohne der Gleichgültigkeit der Fürſten gegen ihn zu gedenken. Die Stammburg, welcher der Truchſeß ſo begeiſtert gedacht hatte, war ja längſt nicht mehr in ſeinen Händen, und ihm kaum noch ſo viel geblieben, daß er ſeinen lange verſchobenen Zug, zu dem er die lockendſten Einladungen erhalten, ausführen konnte. — 281—292. Gegenüber dem Mißtrauen auf ſeine Jugend, das die Fürſten gegen ihn zum Vorwand genommen, erklärt er, der Geiſt ſeiner Väter habe ihn getrieben, und er habe, wie ſeine Ahnen, frühe beginnen müſſen, da es ein großes Tagewerk gelte:

nicht komme es darauf an, von wo er ausgehe, und von Apulien habe er beginnen müſſen, weil dieſes ihn eingeladen habe; das Ende ſeiner Bahn könne er nicht abſehn, aber daß er Kaiſer werden wolle, hatte er in den Worten angedeutet, ihm blieben die Entwürfe ſeiner Ahnen. Wirklich verhehlte Konradin nicht, daß er Kaiſer zu werden trachte, wie er es am 7. Juli 1268 gegen die Sieneſen äußerte, denen er als Kaiſer die Reichs- und Handelsabgaben zu erlaſſen verſprach. — 281 ſtand in dem Druck nicht ſtatt nichts; auch dieſer Fehler iſt jetzt berichtigt. — 282. Statt des urſprünglichen Kommas vor der lieſt man jetzt irrig Doppelpunkt. — 286. Vordern, Altvordern, Vorfahren. — 287 f. Unſer, der Staufen. — 292. Nach Schillers Worten in der „Braut von Meſſina“: „Noch liegen die Looſe dunkel verhüllt in der Zukunft Schooße.“ — 293—296. Zuletzt wendet er ſich wieder an den treuen Truchſeß, den er an den Spruch erinnert, daß Edle hochgeſinnt ſein müſſen, und er nimmt von ihm Abſchied, mit der Aufforderung, ſeinen Auftrag auszuführen. — 293 f. Das Lied, des ſogenannten Schulmeiſters von Eßlingen, der von Heinrich IV. zerſtörten Stadt; die ſich unter den Staufen wieder hob. Wörtlich heißt es: „Künc und adelar ſülnt hohe ſweiben, das iſt ſleht (im Sinne von recht).“ — 296. Auch er ſelbſt darf nicht länger weilen, und ſo befiehlt er den Aufbruch der Seinen.

Hier, wo er in den Kampf zieht, der ihm gebotenen Unterſtützung gewiß, iſt Konradins Lage und was ihn aus Deutſchland trieb, auch der lebhafte Jugenddrang des Enkels Friedrichs II. in echt dramatiſchem Leben zu vollendeter Darſtellung gelangt. In Bezug auf die Fortſetzung könnte man meinen, Uhland habe vor der Schlacht, die ihm den Untergang bereitete,

ihn in Rom einziehen und jenen großartigen Triumph auf dem Kapitol feiern lassen wollen: aber dieser würde neben dem glänzenden Empfang bei Neapel abgefallen und sonst störend gewesen sein; auch hatte ihn Frangepane nicht nach Rom eingeladen, ja er durfte mit diesem weiter nur als Flüchtling zusammenkommen. Bestätigt wird dies durch das vollständige Personenverzeichniß des Stückes, in welchem wir keinen Römer, auch nicht den römischen Senator Heinrich von Castilien finden, der die Festfeier hätte veranstalten müssen. Sehen wir, welche Namen dieses außer den im ersten Aufzug aufgetretenen Personen nennt, so erscheinen zunächst, „Karl von Anjou“ und seine Gemahlin Beatrix; denn Holland, dessen Abschrift des Personenverzeichnisses Keller abdrucken ließ, muß sich verlesen haben, wenn er nach Karl von Anjou und Robert von Flandern in zwei Zeilen „Seine Gemahlin. | Beatrix“ folgen läßt. Freilich war Beatrix schon im Juli 1267 gestorben, aber diese Aufstachlerin von Anjous wilder Ehrsucht (sie war die Tochter des Grafen Raymund Berengar IV von Provence) konnte Uhland sehr wohl gebrauchen, und die Verletzung der Zeitfolge gestattete er sich häufig. Seine zweite Gattin heiratete Anjou erst nach Konradins Hinrichtung, am 18. November 1268. Weiter begegnet uns der Name Alard; dieser muß verlesen und Ritter Evard von Valery gemeint sein, durch dessen List der Sieg bei Tagliacozzo gewonnen wurde. Jedenfalls ist dieser gemeint. Darauf folgt: „Der Admiral, Robert de Lavena.“ Dieser frühere Professor iuris civilis war bei Sicilien völlig geschlagen worden. Uhland wollte ihn ohne Zweifel bei Konradins Auslieferung verwenden; denn Lavena belagerte Frangipanes Schloß Astura, wohin sich Konradin geflüchtet, und bedrohte Frangipane mit dem Tode,

wenn er den Verräther loslasse. Der Admiral sollte ihn mit Hohn in Empfang nehmen. Weiter werden genannt: „Guido von Sucharia, Rechtslehrer zu Modena. Andrer Rechtslehrer.“ Der andere war wohl Robert von Bari, der einzige der Richter, der die Unverschämtheit hatte, Konradin zu verurtheilen. Guido von Suzara im Mantuanischen war nacheinander Professor in Modena, Padua und Bologna. Endlich wird „Heinrich von Cosenza“ genannt, der als französischer Marschall bei Tagliacozzo fiel, nach andern Berichten gefangen und während der Schlacht zum Tode verurtheilt wurde. Vielleicht wollte Uhland die letzte Fassung benutzen, um auch hier Konradins ritterlichen Edelmuth durch dessen Begnadigung zu zeigen. Diese nur im Personenverzeichnisse sich findenden Namen deuten auf die Schlacht von Tagliacozzo, die Auslieferung in Astura und die Verurtheilung hin. Weiterer Vermuthungen enthalten wir uns. Jedenfalls fiel dem dritten Aufzuge die Schlacht, dem vierten die Flucht und die Gefangennehmung, dem fünften die Verurtheilung zu, was durchaus der dramatischen Wirkung entsprach.

Keller gibt S. 342 noch einzelne Zeilen zum „Konradin“ nach Hollands Abschrift, ohne zu bemerken, daß diese vor der Ausführung des ersten Aufzugs niedergeschrieben sein müssen, da das letzte Bruchstück: „dem Berge, | Der schlank und hoch sich aufschwingt“, zu diesem (244 f.) verwandt ist. Zu dem ersten Aufzuge war wohl auch das erste gedacht:

> Dich, Ruhm, will ich mit biedrem Handschlag grüßen.
> Der Liebe süße Lippen laßt mich küssen!
> Laß, Liebe, dir den süßen Mund auch küssen!

wo in eigenthümlicher Weise der Ruhm als Geliebte (Liebe),

als Seelenbraut angeredet wird. Zu einem Gebete des Flüchtigen an die Vorsehung könnte bestimmt gewiß sein:

und laß ein Schiff mich finden,
Ein solches . . . . . dein Blitz.

Dem Dichter war eine metrische Fassung des Gedankens, „das so rasch dahin fahre wie" noch nicht gekommen. Nach dem scheinbaren Siege sollte Konradin sprechen:

Ich kann für diesen Sieg dem Herrn nicht danken,

vielleicht zur Einleitung der Ablehnung, ein Te Deum singen zu lassen, da so viel Blut geflossen. Dem Ankläger sollte Konradin wohl erwidern:

Das ist des Unrechts Kunstgriff, daß er den,
Der aus der Ueberzeugung Fülle sprach,
Gemeinen Antriebs, gleich dem eignen, zeiht.

Und für die Verhandlung könnten auch die Worte gedacht sein:

. . . . . viel Flamme, mehr noch Rauch.

Gewöhnlich wird das Feuer dem Rauch entgegengesetzt.

---

9. Johannes Parricida.

Am Anfange des Jahres 1820 trug sich Uhland, wie seine spätere Gattin berichtete, mit einem Trauerspiele von diesem unglücklichen Enkel Rudolfs von Habsburg. Auch wenn wir nicht wüßten, daß der Dichter seinem Freunde Schwab einmal sagte, es sei mit Johannes ganz so wie mit ihm gewesen, er habe in

allem Unglück gehabt, könnten wir nicht zweifeln, in welcher Weise er den Stoff faſſen wollte. König Albrecht behandelte ſeinen Neffen noch ſchlimmer, als Konradin von ſeinem Oheim Ludwig von Baiern gehalten wurde; der harte, treuloſe und geizige höchſte Würdeträger Deutſchlands hielt nicht bloß ſeinem großjährigen Neffen ſein Erbe Schwaben und ſeine mütterliche Grafſchaft Kyburg vor, er verhöhnte ihn wie einen unreifen Knaben. Den Verlauf der Sache, den unſere Erläuterungen zu Schillers „Tell“ (S. 47. 57. 67 ff.) nach Tſchudi geben, hat Schiller im fünften Aufzug des genannten Stückes kurz erzählt, wo aber Tell, der den Landvogt getödtet hat, ſehr ungerecht gegen den Bittflehenden iſt, deſſen Mord zum Himmel ſchreie, wogegen ſeine Hände rein ſeien. Uhland wollte ihn als trauriges Opfer des Geizes, der Herrſchſucht und ſchnöden Ungerechtigkeit des deutſchen Königs darſtellen, dem Wort- und Treubruch ein Spiel war, und ſo ein Schauderbild der niederträchtigſten Kaiſerwirthſchaft aufrollen, die der hohe Verbrecher mit ſeinem Leben büßte, aber um von ſeiner Familie mit tigerhafter Blutgier gerochen zu werden, die ein ärgeres Verbrechen als der Mord war. Vgl. Ludwig der Baier 463—469. Daß Uhland den Unglücklichen nichts weniger als gewiſſenlos darſtellen wollte, bezeugen auch die einzigen Verſe, welche wir von dieſer Tragödie kennen; denn, wie wir ſchon oben bemerkt, gehören zu dieſem die Verſe am Schluſſe eines Oktavblättchens, auf dem Bruchſtücke des „Bernardo“ vorangehen:

Die Franken, Sachſen, Baiern und wir Schwaben,
Wo iſt jetzt Sturm noch als in meiner Bruſt?
Und ſollen wir des Zwiſts Erwecker ſein,
Der jetzt beruhigt iſt und beigelegt?

Freilich herrſchte zur Zeit der Aufreizungen des jungen Prinzen gegen ſeinen Oheim noch keine volle Ruhe, da der vom Markgrafen Friedrich von Thüringen Albrecht am 31. Mai 1307 bei Lucka geſchlagene König den Kampf um Thüringen neu aufzunehmen ſann, aber Uhland durfte zu ſeinem Zwecke ſehr wohl annehmen, daß damals das Reich volle Ruhe genoſſen, welche Johannes nicht habe ſtören wollen, daß erſt als der König mit einem gewaltigen Heerzuge in die Schweiz rücken wollte, der Rath von Walther von Eſchenbach, in Verein mit Rudolf von Palm und andern, die Albrecht gleichfalls perſönlich beleidigt hatte, ihn zum Entſchluſſe gedrängt, den König zu ermorden. Vor dem erſten der oben angeführten Verſe iſt ein „beruhigt ſind“ oder ein ähnlicher Ausdruck gedacht. Als Hauptſtämme Deutſchlands werden die Franken, der mächtigſte von allen, die Sachſen, Baiern und Schwaben genannt. Vgl. Herzog Ernſt 805 f. Das weitere Ausſpinnen der That von ihrem erſten Urſprunge an würde Uhland reichliche Gelegenheit geboten haben, Albrechts treuloſes Verfahren und das allmähliche Durchdringen der Verſchworenen beim Prinzen dramatiſch zu beleben. Aber der am 15. Januar eröffnete Landtag nahm ſeine Hauptthätigkeit in Anſpruch, ſeine gleichzeitige Vermählung brachte ihm trautes häusliches Glück; dazu beſchäftigte ihn die zweite Ausgabe ſeiner „Gedichte“, und der Trieb zur dramatiſchen Dichtung war, da er nicht durch Theilnahme von Seiten der Bühne genährt wurde, jetzt geſchwunden. Nur noch einmal ſollte er ſich ganz vorübergehend zeigen, als er am 14. Februar 1822 den Anfang ſeines „Bernardo“ in gereimte Trochäen umzuſchreiben begann, wobei er nicht über hundert Verſe hinauskam. So war ſeine vor fünf Jahren ernſt angetretene dramatiſche Laufbahn abgeſchloſſen.

Sie hatte dem deutſchen Volke herrliche Früchte gebracht, beſonders zwei große Dramen von deutſcher Treue und Untreue, die auch den Inhalt faſt aller ſeiner meiſt von ſeiner Erfindung, innerlicher Auffaſſung und anſchaulicher Darſtellung des geſchichtlichen Lebens der Vorzeit nach allen Richtungen zeugenden dramatiſchen Entwürfe bilden. Und dieſe, von lebendiger Geſtaltungskraft, deutſchem Gemüthe, feinem Kunſt- und Sprachſinne belebt, werden uns nicht verloren gehn, vielmehr immer lebendiger erkannt und genoſſen werden, mag auch der raſch und ſcharf aburtheilende Wilhelm Scherer friſchweg behauptet haben, die beiden Hauptdramen hätten es zu einem Theatererfolge nie gebracht und ihn auch nicht verdient.

Daß du haſt, das iſt wohl ſchön,
Doch du mußt es auch verſtehn.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort	1
I. Dramatiſche Jugendverſuche bis 1810	5
Achilleus' Tod	6
Helgo	12
Speerwurf	14
Franceska da Rimino	15
Das Volksbuch von König Eginhard	36
Kerners Schattenſpiel	43
Uhlands Nachſpiel	45
Die Entführung. Skizze	48
Ausführung des Eginhard (Schildeis)	62
Tamlan und Jannet	90
Benno	104
Der eiferſüchtige König	109
Dramatiſche Pauſe	111
II. Ausgeführte und entworfene Dramen des Meiſters (1814—1820)	113
1. Normänniſcher Brauch	114
Karl der Große in Jeruſalem	119
2. Herzog Ernſt von Schwaben	121
Die Weiber von Weinsberg	213
3. Zwei Nibelungenſtücke	215
Siegfrieds Tod	218
Chriemhildens Rache	228
4. Ludwig der Baier	241
Welf, ein Vorſpiel	303
5. Otto von Wittelsbach	306
6. Bernardo del Carpio	316
7. Konradin	327
8. Johannes Parriciba	347

Princeton University Library
32101 074754340

Digitized by Google